

A 794,427

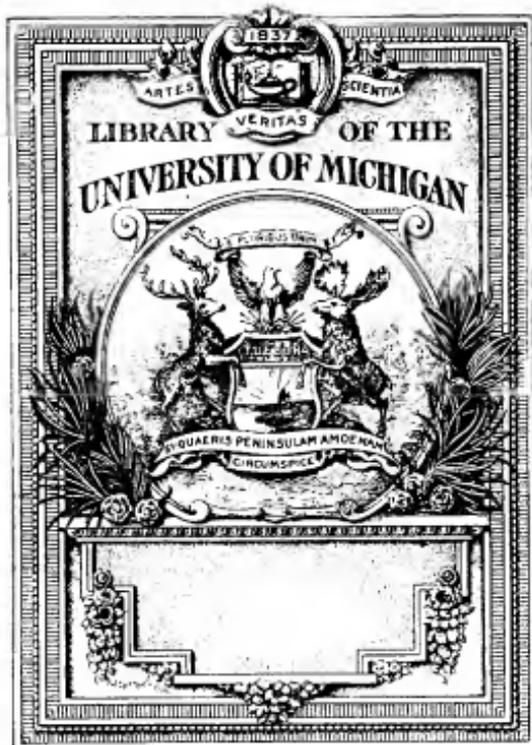


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens

330.6
B58

Abgang
1892
Band



THE GIFT OF

L. H. L. C. 1872

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.
Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Zwischen drei Reichen. Erzählung von unserer Ostgrenze. Von U. Oskar Klausmann (Fortsetzung)	5
für's ganze Leben. Novelle von E. Merf . . .	76
Stylvoll. Erzählung von Ernst v. Waldow . . .	144
Die Influenza. Rückblicke und Winke für die Zukunft. Von C. Falkenhorst	169
Ein Judenhaus in Mekines. Lebensbild aus Marokko. Von Aug. Scheibe	179
Das Geschenk des Prometheus. Kulturgeschichtliche Studie von E. Straeter	190
Bestrafte Küsse. „Kriminalistische“ Skizze. Von Hugo Sternberg	205
Die Bedeutung der Schneedecke. Naturgeschichtliche Betrachtung. Von Theo Seelmann	215
Mannigfaltiges:	
Der letzte Mann von San Martino	223
Das Kameelreiten	225
Ein seltenes Jubiläum	227
Lächerliche Ableitungen	229
Zur Intelligenz unserer Katze	230
Die Vorläufer der Annoncen	231
Wie Haydn um seinen Kopf gekommen ist . . .	233
Das Fischgift	234
Ein seltener Kalender	235
Spielwuth	236
Das erste Wappen des neuerstandenen deutschen Reiches u.	237
Verdienst	238
Christliche Kultusstätten — an Ort und Stelle heid- nischer	238
Edles Wort einer Codeskandidatin	239
Merkwürdiger Zufall	240
Schöner Trost	240

Zwischen drei Reichen.

Erzählung von unserer Ostgrenze.

Von

A. Oskar Klausmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Anna war mit ihrer Begleiterin ungefähr eine halbe Stunde gegangen. Plötzlich machte die Frau Halt und bat Anna, ihr den Korb auf einen Augenblick abzunehmen, da sie an ihrem Schuhzeug etwas ordnen müsse, und während sie niederkniete und sich mit ihrem Schuhwerk beschäftigte, bat sie Anna, nur immer geradeaus zu gehen.

Anna befand sich jetzt auf einer Wiese, von der feuchter Abendnebel aufstieg. Hier und da standen Erlen- und Weidenbüsche. Sie sah sich noch einmal nach der Frau um, die ihr mit der Hand winkte, weiterzugehen. Noch ungefähr zehn Schritte machte sie, als hinter einem Weidenbusch zwei russische Grenzwächter hervortraten und sie an den Armen faßten.

„Halt!“ sagten sie in polnischer Sprache. „Wie kommt Ihr über die Grenze? Habt Ihr einen Paß?“

Anna erschrak und versuchte vergeblich, sich loszureißen.

„Laßt mich los!“ sagte sie. „Ich habe mich verirrt. Ich habe nicht gewußt, daß ich schon auf russischem Gebiete bin. Hier ist ja kein Grenzbach.“

„Nein,“ sagte einer der Grenzsoldaten, „hier ist kein

Grenzbach, wir haben hier eine trockene Grenze. Dort drüben ist der Graben, und da stehen auch die Grenzpfähle etwas weiter rechts."

"Ich habe das nicht gesehen," sagte Anna ängstlich. „Bringt mich nicht in Ungelegenheiten, ich habe es sehr eilig. Ich muß zu meinem kranken Bruder. Ich will euch gern Geld geben, wenn ihr mich nur gehen laßt. Ich habe wirklich keine böse Absicht gehabt."

Einer der Soldaten hatte den Korb an sich genommen und untersucht; es befanden sich in demselben einige beschriebene und zusammengefaltete Papiere.

Anna nahm ihr Portemonnaie heraus, in dem sich verschiedene Geldstücke befanden, und gab jedem der Grenzwächter eines. Dieselben schüttelten aber den Kopf und sagten, sie müßten mehr haben. Anna gab ihnen den ganzen Inhalt ihres Portemonnaies; die Grenzwächter thaten aber so, als sei nichts vorgefallen, saßen Anna an den Armen und sagten: „Vorwärts zur Kammer! Wir dürfen Niemanden frei lassen, den wir einmal gefangen genommen haben."

Da Widerstand zwecklos gewesen wäre, so folgte ihnen Anna in der Richtung nach Malkowice zu. Sie war so bestürzt, daß sie kaum klar denken konnte. Sie wußte, welche Unannehmlichkeiten es mit sich brachte, ohne Paß und an verbotener Stelle die Grenze zu überschreiten; zum Glück hatte sie nichts bei sich, was verbotenen Waaren gleichkam, so daß man ihr nicht den Vorwurf des Schmuggels machen konnte. Der Korb, den ihr die Frau zurückgelassen hatte, enthielt ja nur Papiere, deren Inhalt Anna allerdings nicht kannte.

Diese Frau und ihr Gebahren erschienen Anna aber jetzt sehr verdächtig. Sie mußte fast mit Sicherheit annehmen, daß die Frau sie in eine Falle gelockt hatte, indem sie sie absichtlich über die Grenze führte. Die

Frau war jenseits der Grenze zurückgeblieben; Anna erinnerte sich jetzt deutlich, daß an der Stelle, wo die Frau ihr Schuhwerk zu ordnen begann, sich ein sehr flacher und ganz und gar mit Gras verwachsener Graben befand. Sie mußte mit Schrecken daran denken, daß gegen sie ein Komplott geplant und geglückt sei, nur wußte sie sich nicht zu erklären, wie ihr Bruder in demselben eine Rolle spielen konnte. Der Brief, den sie besaß, war unter allen Umständen von ihm geschrieben, sie kannte seine Handschrift genau.

Doch jetzt war keine Zeit mehr zum Ueberlegen; man befand sich vor dem Kammergebäude. Anna wurde in das Zimmer gebracht, in dem sonst die Paßabfertigung stattfand und das jetzt in den Abendstunden, nach der Sperrung des Grenzüberganges, leer war. Die beiden Grenzsoldaten blieben bei ihr und warteten auf das Eintreten des Kapitäns, den sie von ihrem Fange hatten Nachricht zukommen lassen.

Der Kapitän, ein Russe mit etwas erhitztem Kopf, erschien, stellte einige Fragen an Anna und prüfte dann den Inhalt der Papiere, die sich in dem Korbe vorgefunden hatten. Sein Gesicht nahm einen immer erstaunteren Ausdruck an. Endlich lächelte er und sagte zu den Grenzsoldaten: „Ihr habt einen guten Fang gemacht, ihr seid darum zu beneiden. — Und Du, Fräulein,“ setzte er in polnischer Sprache hinzu, „wärest jedenfalls überall lieber, nur nicht in unseren Händen. Also auch hier gibt es Nihilisten, und jenseits der Grenze treiben sie ihr Wesen!“

Anna verstand ihn nicht und sah ihn deshalb erstaunt an.

„Du verstehst es, Fräulein, Dich zu verstellen,“ fuhr der Kapitän fort. „Aber hier ist eine nihilistische Proklamation, hier Briefe, die bezeichnend genug sind.“ — Dann befahl er den Grenzwächtern: „Bringt das Mäd-

chen nach dem Gefängniß und ruft die Frau des Unteroffiziers, damit sie die Gefangene durchsuche; sie hat gewiß in ihren Kleidern noch Papiere versteckt."

Anna hatte die Empfindung, als wäre sie mit einer Keule vor den Kopf geschlagen worden, so fürchterlich war der Schreck, den sie empfand. Sie ließ sich willenlos abführen und in eine Gefängnißzelle bringen. Bald darauf erschien eine Frau, die sie durchsuchte, aber nur den Brief Emil's bei ihr vorfand, welcher sofort an den Kapitän abgeliefert wurde, dann schloß sich die Thür, und Anna war allein.

Sie zweifelte nicht einen Augenblick mehr, daß eine nichtswürdige Intrigue gegen sie gesponnen war, und ebenso zweifellos war es ihr, daß der Bergverwalter Kaminski dieselbe angezettelt hatte. Ihre Lage war eine beängstigend schlimme. In der letzten Zeit, in der sie durch Herbert's Vermittelung Zeitungen erhalten hatte, war sie mit der nihilistischen Verschwörung in Rußland bekannt geworden. Sie wußte, mit welcher Energie man gegen die der Theilnahme an dieser Verschwörung Verdächtigen vorging, und nun war sie selbst in Verdacht, eine Nihilistin zu sein, nach den Papieren, die in ihrem Korbe gelegen, und deren Inhalt sie nicht einmal kannte! Was nützte alles Leugnen? Man hatte sie auf russischem Boden im Besitz der Papiere betroffen, und der Kapitän hätte nicht ein Russe sein müssen, um die Sache nicht vollständig zu seinen Gunsten auszunützen. Ihm winkte eine Belohnung und Beförderung dafür, daß er eine Nihilistin eingeliefert hatte. Anna drohte schwere Untersuchungshaft, vielleicht noch Schlimmeres, wenn sie nicht gestand, was man von ihr wollte, und schließlich stand ihr eine Verurtheilung zur Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken in Aussicht. Sie mußte sich vollständig als verloren betrachten. Mit Bittern sah sie dem

Kommanden entgegen, und der Gedanke an Herbert raubte ihr vollends jede Fassung. Würde sie ihn je wiedersehen?

Der Kapitän von Malkowice war im Grenzdienst erfahren und hocherfreut über den Fang, den er gemacht hatte. Er wußte aus früherer Erfahrung, daß Vorgesetzte sich gern die Verdienste ihrer Untergebenen aneignen, besonders, wenn eine tüchtige Belohnung auf solche Verdienste gesetzt ist. Er kannte seinen Vorgesetzten, den Naczelnik von Bendzin, genugsam, um ihm zu mißtrauen. Wenn er ihm die Gefangene mit den bei ihr gefundenen Papieren zuschickte, so konnte er sicher sein, daß dieser Herr in seinem Bericht und bei der Uebersendung der Gefangenen nach der Bezirkshauptstadt von den Verdiensten des Kapitäns gar nichts erwähnte, nicht einmal seinen Namen nannte, sondern that, als habe er die Verhaftung allein vorgenommen. Der Kapitän beschloß daher, diese Instanz zu umgehen und die Gefangene direkt nach Oksuz zu senden. Er brachte sich damit natürlich in Widerspruch mit seinem Vorgesetzten, aber das Verdienst, das ihm erhalten blieb, war in seinen Augen viel größer, als der Schaden, den ihm der erzürnte Vorgesetzte jemals zufügen konnte.

Trotzdem es finstere Nacht geworden war, ließ er Anna noch einmal vorführen, vernahm sie zu Protokoll, konstatarie, daß sie der deutschen und der polnischen Sprache mächtig war, und erklärte ihr, daß der Brief, der in ihrer Tasche gefunden worden sei, ein schweres Verdachtsmoment gegen sie darstelle. Wahrscheinlich sei der Brief von einem Geliebten oder — er wolle es auch glauben — von ihrem Bruder geschrieben; dieser Bruder sei offenbar in die Verschwörung mit verwickelt, habe sich in Gefahr befunden, und sie habe ihm zu Hilfe eilen wollen und dabei selbst alle Maßregeln der Vorsicht außer Acht gelassen. Er werde sie nach Oksuz schicken; sie solle nicht

zu Fuß die fünf Meilen transportirt werden, sondern auf einem Wagen. Da es aber Nacht und ein Fluchtversuch zu befürchten sei, so müsse er sie an Händen und Füßen fesseln lassen.

Wenige Minuten später fuhr ein Wagen, bespannt mit zwei kleinen polnischen Pferden und gefüllt mit Stroh, vor; zwei Grenzwächter banden Anna Füße und Hände, dann hoben sie sie auf den Wagen, bestiegen ihre Pferde, und das Gefährt, begleitet von vier berittenen Grenzsoldaten, von denen einer das Schreiben an die Behörde in Ukusz nebst den beigegeführten, bei Anna gefundenen Papieren trug, setzte sich in Bewegung.

Anna war in eine Art Betäubung verfallen, in der sie zwar merkte, was um sie vorging, aber ohne daß sie im Stande gewesen wäre, sich ihre Lage völlig klar zu machen. Als der Morgen graute, kam man durch den Ort Slankow, ein polnisches Dorf, aus Holzhütten bestehend, die mit Stroh eingedeckt waren. Vor dem Gasthause des Ortes trieben sich schon in früher Morgenstunde einige polnische Juden in schmutzigen Kastaus herum, um zu sehen, ob es nicht eine Gelegenheit zu Geschäften gebe. Sie umstanden neugierig den Wagen, auf dem Anna gefesselt lag, und suchten ihre Begleiter über das Verbrechen der Gefangenen auszuforschen. Anna erhielt ein wenig Wasser, und dann ging die Fahrt am hellen Tage rascher weiter nach Ukusz, wo man in der zehnten Stunde anlangte. Anna wurde von ihren Fesseln befreit und nach dem Gefängniß gebracht, wo ihr die Frau eines Luterosfiziers mitleidig ein Glas warmen Thee's und ein Stück Brod reichte.

Nachdem sie sich so weit erholt hatte, daß sie wieder gehen konnte, wurde sie zum Verhör gebracht und zwar vor den Obersten, in dessen Händen Militär- und Civilgewalt, Verwaltung und Gerichtsbarkeit lagen. Der

Oberst, ein verhältnißmäßig noch junger Mann, betrachtete sie prüfend und redete sie dann in deutscher Sprache an. Es war ein Kurländer, der in der russischen Garde gedient, sich, wie die meisten dieser Offiziere, durch übertriebenen Luxus ruinirt hatte und nun an die Grenze geschickt war, um sich dort durch außerordentliche Einnahmen wieder zu „rangiren“. Er hatte offenbar schon die Papiere, die sich auf die Gefangennahme Anna's bezogen, durchgelesen, und forderte sie auf, ein Geständniß abzulegen.

Anna erklärte, sie sei nicht im Stande, irgend etwas zu gestehen, es handle sich um eine nichtswürdige Intrigue, die man gegen sie angezettelt habe, und offen und ehrlich theilte sie ihren Verdacht gegen Kaminski mit.

Der Oberst schien wenig geneigt, ihr zu glauben, wies ihr aber dann den Brief vor, der die Handschrift Emil's trug, und fragte sie, was es mit diesem Briefe für eine Bewandniß habe. Anna gab der Wahrheit gemäß Auskunft und der Oberst erklärte:

„Sie lügen, die Handschrift kann kaum von Ihrem Bruder herrühren, und wäre dies doch der Fall, dann sind Sie mit ihm im Einverständniß. Wissen Sie, wo er sich befindet?“

„Nein,“ erklärte Anna, „ich weiß es nicht, aber ich weiß genau, daß dies seine Handschrift ist. Was ihn veranlaßt hat, an mich zu schreiben und mich in's Unglück zu stürzen, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ein unschuldiges Werkzeug meines Feindes.“

„Die Sache mit dem Feinde,“ bemerkte der Oberst, „klingt ja recht romantisch, aber für mich hat die Geschichte keinen Werth, und bei mir findet sie keinen Glauben; ich lasse mir dieses Märchen nicht ausfinden. Der Zufall scheint es aber zu wollen, daß ich Ihnen sofort beweisen kann, daß Sie lügen. Führt den Gefangenen herein!“ befahl er den Soldaten von der Grenzbesatzung, die im Zimmer die Wache hatten.

Wenige Minuten später stand Anna ihrem Bruder gegenüber, welcher höchst erstaunt darüber schien, sie hier zu sehen. Er sah entsetzlich verwildert und verkommen aus, die Kleidung auf seinem Körper bestand nur noch aus Lumpen, der Bart war wild und struppig, ungeordnetes Haar umgab sein Gesicht, das eine aschgraue Farbe hatte.

Der Oberst lächelte spöttisch und sagte: „Das Wiedersehen scheint etwas überraschend zu sein. Ihr glaubtet euch wahrscheinlich anderwärts zu treffen. Wahrscheinlich,“ wendete er sich an Anna, „sind Sie gekommen, um Ihren Bruder zu befreien. Auf welche Weise Sie dies thun wollten, ist mir nicht klar, es läßt sich aber machen, wenn man es nur richtig anfängt. Dann wolltet ihr wahrscheinlich gemeinsam eure Proklamation verbreiten und eure Agitation unter dem polnischen Landvolk betreiben. Ihr sollt Beide in den sibirischen Bergwerken Zeit haben, darüber nachzudenken, was das heißt. Natürlich werden Sie behaupten, Sie wüßten nichts davon, daß Ihr Bruder wegen politischer Umtriebe schon lange im Gefängniß sitzt, schon seit länger als einem Vierteljahr.“

„Nein,“ sagte Anna, „davon habe ich nichts gewußt. Wir erhielten keine Nachricht von ihm.“

„Es ist so,“ sagte Emil. „Ich konnte Dich nicht benachrichtigen. Ich bin ohne allen Grund verhaftet worden. Ich ging nach Rußland, weil ich erfuhr, es sollten in der Nähe von Kalisch neue Bergwerke errichtet werden, und weil ich hoffte, dort eine Anstellung zu bekommen. Mit den Bergwerken aber ist man noch nicht so weit, über Jahr und Tag sollen sie erst eröffnet werden. Ich wollte zurück und wurde in Bendzin festgesetzt, angeblich, weil mein Halbpaß mich nicht berechtigt hätte, so weit zu gehen. Ich erfuhr nur zu bald, daß meine Verhaftung nur dem Bergwerwalter Kaminski zu Liebe geschehen war,

und trotzdem ich mich beständig beschwerte, ließ man mich nicht los, obwohl nicht das Mindeste gegen mich vorlag. Nach einigen Wochen fing man an, mich zu verhören und wollte durchaus von mir das Geständniß haben, ich hätte mich in Polen umhergetrieben, um zu Gunsten einer polnischen Erhebung oder der Nihilisten zu agitiren. Mein Leugnen war vergeblich; der Raczelnik erklärte mir, ich solle so lange in Haft bleiben, bis ich ein Geständniß abgelegt hätte. Vor einigen Tagen erschien plötzlich bei mir in der Zelle der Bergverwalter Kaminski. Er theilte mir den plötzlichen Tod unserer Mutter mit und forderte mich auf, zwei Briefe an Dich zu schreiben, die er durch zuverlässige Boten abschicken wollte, damit Du etwas für mich thun könntest. Ich sollte zwei Briefe schreiben, damit dieselben durch zwei verschiedene Boten bestellt werden könnten, und damit wenigstens einer in Deine Hände komme, wenn der andere verloren gehe. Er sagte mir, Du seiest mit dem Baron von der Rencken verlobt, und dieser würde sich jedenfalls alle Mühe geben, um mich zu befreien. Ich schrieb diese Briefe und wurde am nächsten Tage hierher transportirt. Es ist mit mir zugleich ein Protokoll eingereicht worden, das ich nie unterschrieben habe, und in dem ich Geständnisse gemacht haben soll, die mich der politischen Agitation gegen die russische Regierung beschuldigen. Zu meinem Erstaunen war Dein Name bereits in diesem Protokoll genannt. Jetzt sehe ich, wie hier ein Rad in das andere greift, und ein festgeschlossenes Komplott gegen uns Beide vorliegt.“

Der Oberst lächelte überlegen. „Nichts Neues, nichts Neues!“ sagte er. „Die alte Geschichte. Alle Schuldigen erklären, sie seien unschuldig. Immer und immer wieder wird hier eine uns unbekannte Persönlichkeit, Namens Kaminski, vorgeschoben, so daß selbst für den harmlosesten Menschen klar wird, daß ihr Beide auf Verabredung han-

dekt. Was sollte wohl den Mann veranlaßt haben, mit solcher Rachsucht gegen euch vorzugehen, und dann, wenn nur Einiges von euren Behauptungen wahr wäre, wie kommt ihr hier zu diesen aufrührerischen Proklamationen? Hier steht es deutlich in polnischer Sprache: „Werft das Joch ab, das die russische Tyrannei euch auferlegt hat, polnische Landsleute! Der Zar zittert in seinem Palast, unseren Brüdern wird es binnen kurzer Zeit gelingen, seinem Leben ein Ende zu machen. Der Fluch von Millionen ruht auf ihm, die letzten Seufzer tausend Ermordeter lasten auf ihm, und das Strafgericht wird für ihn kommen.“ —

Emil war etwas näher getreten und hatte in das Schriftstück hineingesehen. Plötzlich unterbrach er den Obersten und sagte: „Das ist die Handschrift Kaminski's, ich erkenne sie deutlich. Ich habe in seinem Bureau gearbeitet. Tausend Eide kann ich darauf ablegen, daß er diese Proklamation geschrieben hat.“

„Wo befindet sich denn dieser Kaminski?“ fragte der Oberst. „Ich habe doch Lust, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Vielleicht steckt er mit euch unter einer Decke, und wenn dies seine Handschrift ist, möchte ich mir ihn jedenfalls näher ansehen. Führt die Gefangenen ab!“ sagte er dann. „Bringt sie in eine Zelle, vielleicht besinnen sie sich auf ein Geständniß, wenn sie zusammen sind. Zu neuen Lügen werden sie sich wohl kaum gemeinsam besprechen; es hätte bei mir keinen Zweck.“

Der Oberst ließ die Geschwister fortbringen und setzte sich nieder, um einen schleunigen Haftbefehl für Kaminski auszufertigen, der durch einen reitenden Grenzwächter nach Bendzin hinübergebracht werden sollte. Es lag ihm daran, noch mehr Personen in die zufällig entdeckte Verschwörung hineinzuziehen. Vielleicht glaubte er aber auch ein wenig an die Intrigue Kaminski's, und hatte dieser die Pro-

Klamation geschrieben, so sollte er als Mitschuldiger bestraft werden. Es war dann dem Obersten gelungen, noch zwei Mitschuldige zu entdecken, und wenn er sich Mühe gab, konnte er vielleicht die Zahl der Personen, die er nunmehr gemeinsam verhaftet nach Warschau sendete, noch vermehren. Die größte Anerkennung für seinen Pflichteifer und seine Tüchtigkeit war ihm dann sicher.

Als die Geschwister allein waren, sanken sie sich in die Arme. Das Wiedersehen unter so sonderbaren Verhältnissen, nach allen den Vorfällen, die sich ereignet hatten, seitdem sie sich das letzte Mal voneinander verabschiedet, war für Beide erschütternd, und doch gewährte es ihnen eine gewisse Beruhigung, ja Befriedigung, nicht mehr allein zu sein, sondern gemeinsam ihr Unglück tragen zu können.

Emil schien durch die lange Haft sehr verändert. Er weinte lange, beklagte den Tod der Mutter in herzlichen Worten und machte dann Anna das Geständniß, daß die länger als dreimonatliche Haft, während der er kaum genügend zu essen bekommen, aber eine Menge Schläge und Mißhandlungen zu erdulden gehabt habe, ihn zur Selbsteinkehr gebracht hätte. Er sah ein, daß er unrecht gegen die Mutter und Schwester gehandelt habe; es sei ihm klar, daß er seine Pflichten als Sohn und Bruder gröblich vernachlässigt habe, und daß es für Alle besser gewesen wäre, er hätte seine Pflicht gethan. Er hätte eben die Erinnerung an das Ende des Vaters, die wie ein Fluch auf ihm lastete, überwinden und gerade durch Fleiß, Pflichttreue und Energie zeigen müssen, daß er es nicht verdiene, verachtet zu werden. Er erzählte, wie oft er sich in seiner Haft nach Mutter und Schwester zurückgesehnt habe, um wieder gut zu machen, was er verschuldet.

Anna dagegen erzählte ihm von den Vorfällen der

Zwischenzeit. Sie schilderte ihm, welchen Freund er an Herbert haben würde und sprach ihr lebhaftes Bedauern aus, daß es ihr unmöglich sei, irgend eine Nachricht an ihn gelangen zu lassen.

Den Gefangenen wurde gegen Mittag etwas Suppe aus Roggenmehl nebst einigen Kartoffeln gereicht, dann überließ man sie wieder sich selbst, und der Aufenthalt in dem Gefängniß war um so schlimmer, als draußen eine fürchterliche Hitze herrschte, die sich in der engen Zelle in unerträglicher Weise geltend machte.

Das Gefangenhaus war ein kleines Gebäude auf dem Hofe des Grundstückes, in dem sich die Verwaltung und die Bureau des Obersten und Kommandeurs von Olkusz befanden. Es enthielt etwa zwanzig verschiedene Zellen und zwar in zwei Stockwerken übereinander. Das ganze Gebäude war primitiv gebaut, miserabel eingerichtet, denn in jeder Zelle befanden sich nur unmittelbar über der Erde niedrige Lager aus Holz, sogenannte Brichten. Ungeziefer war im Ueberfluß vorhanden. Licht erhielten die Zellen durch kleine, viereckige Oeffnungen, die unmittelbar unter der Decke der niedrigen Räumlichkeiten angebracht waren. Diese Fensteröffnungen hatten weder Glas noch Rahmen, daher drang wenigstens etwas frische Luft herein.

In Olkusz war es eben wie überall. Ein alter, verheiratheter Unteroffizier hatte für ein kleines Pauschquantum die ganze Oekonomie des Gefangenhauses. Es lag in seinem Interesse, so wenig als möglich für die Gefangenen auszugeben, und wenn er nur dafür sorgte, daß sie nicht geradezu verhungerten, so that er schon seine Pflicht. Wer über Geldmittel verfügte und Bekannte oder Verwandte außerhalb des Gefängnisses hatte, die für ihn bezahlten, konnte sich alle möglichen Vergünstigungen verschaffen; er bekam dann eine Zimmereinrich-

tung, ein gutes Bett, zu essen und zu trinken, was er wollte, aber natürlich hatte der Gefangenwärter dabei seinen Vortheil, der alle diese Dinge den mit Geld versehenen Gefangenen zu horrenden Preisen lieferte.

Anna und Emil aber hatten keinen Freund, keinen Beschützer, wenigstens nicht diesseits der Grenze, und jedes Mittel, Nachricht an Herbert gelangen zu lassen, war ihnen abgeschnitten. So schien es denn, als ob sie alle Hoffnung aufgeben mußten. Die entsetzlichste Zukunft lag vor ihnen — eine Zukunft, viel schlimmer als der Tod.

15.

Im Bergwerk wurde mit Aufbietung aller Kraft gearbeitet. Herbert war seit der Nacht ununterbrochen unter Tage und leitete selbst die Rettungsarbeiten. Das Feuer mußte im „alten Mann“ schon tagelang gewüthet haben, ehe es bis in die im Betriebe befindlichen Strecken gedrungen war, und hatte eine Ausdehnung und Kraft gewonnen, die alle Rettungsversuche zu nichte zu machen drohte. Schon viele Meter vor der Brandstelle herrschte eine wahrhaft betäubende Hitze, die es gar nicht erlaubte, bis dicht an den Feuerherd heranzukommen; die Luft war mit Feuergasen gefüllt und ließ sich kaum athmen, selbst in den von der Brandstelle entfernteren Strecken war sie verdorben, und man hielt es nicht lange dort aus.

Herbert hatte sofort eingesehen, daß an ein Löschen des Feuers nicht mehr zu denken sei. Es galt vor Allem, dasselbe an weiteren Fortschritten zu hindern. Dazu mußte ein Theil des noch unbeschädigten Bergwerkes aufgegeben werden. Hundert Meter vor dem Feuer sollten Brandmauern errichtet werden, die dem Fortschreiten des Brandes ein Ziel zu setzen hatten. Gelang es dem Feuer nicht, die Brandmauern zu durchbrechen, so erlosch es aus

Mangel an Nahrung von selbst. Dieses Aufführen der Mauer aber war sehr schwierig und erforderte große Vorbereitungen. Das Kohlenlager war an jener Stelle ziemlich mächtig, und die Betriebsstrecke ging mitten durch dasselbe. Wurde nun auch das Feuer von der Mauer aufgehalten, konnte es sich doch unterhalb und oberhalb oder seitwärts derselben fortpflanzen, und alle Arbeit wäre dann vergeblich gewesen. Es mußte also am Boden und an der Decke der Strecke, im „Hängenden“ und im „Liegenden“, ebenso in den Seitenwänden, den „Stößen“, alle Kohle herausgehauen werden, um Platz für die absperrende Mauer zu schaffen.

Es war bis Abend sechs Uhr mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet worden, und die Leute von der Nachtschicht sollten antreten. Sie schienen merkwürdig lange zu zögern, endlich erschien der Steiger Erbach und bat Herbert, mit ihm einen Augenblick auf die Seite zu treten. „Herr Baron,“ sagte der junge Steiger, „das Unglück will es, daß ich Ihnen schon wieder eine ungünstige Nachricht bringen muß. Die Nachtschichter weigern sich anzufahren.“

„Weigern sich anzufahren?“ fragte Herbert erstaunt. „Weigern sich jetzt in dem Augenblicke, in dem das Bergwerk sich in höchster Gefahr befindet? Das ist kaum zu glauben! Die Leute handeln gegen ihr eigenes Interesse, denn wenn das Feuer nicht aufgehalten wird, ist das Bergwerk verloren, und die Leute haben keine Arbeit mehr.“

„Herr Baron,“ erklärte Erbach, „es ist nicht meine Art, meine eigenen Kollegen anzuklagen, aber ich muß Ihnen die Mittheilung machen, daß die Leute systematisch aufgehetzt sind. Der Steiger Bluda hat ihnen in übertriebenster Weise die Gefährlichkeit der Arbeit vor der Brandstelle geschildert und die Arbeiter aufjässig gemacht.

Er hat ihnen gesagt, daß sie mindestens den dreifachen Lohn für ihre Arbeit fordern könnten und diese Idee ist insbesondere bei den Leuten von jenseits der Grenze auf fruchtbaren Boden gefallen."

"Kommen Sie mit," sagte Herbert, "ich will sofort ausfahren und mit den Leuten reden. Ich danke Ihnen für Ihre Nachricht und für Ihre Offenheit. Sie sollen das nicht zu bereuen haben, ich versichere Sie aller Unterstützung und Anerkennung meinerseits, wenn Sie zu mir halten. Sie scheinen bisher geglaubt zu haben, daß ich mich hier nicht lange halten werde. Seien Sie überzeugt, ich werde in dem Kampfe, den ich hier führe, doch siegen, und dann sollen Sie Ihr Vertrauen zu mir glänzend belohnt sehen. Wollen Sie zu mir halten?"

"Herr Baron, ich werde meine Pflicht in vollem Maße thun, mir soll Keiner nachsagen können, daß ich das Bergwerk und meinen obersten Vorgesetzten im Augenblicke der Noth und Gefahr verlassen habe."

"Geben Sie mir Ihre Hand!" sagte Herbert. "Ihre Bundesgenossenschaft ist mir in diesem Augenblicke viel werth!"

Sie fuhren auf dem Fördergestell zu Tage und begaben sich vom Schachte nach dem Zechenhaus. Vor der Thür desselben standen noch immer die Arbeiter, trotzdem es längst Zeit gewesen wäre, einzufahren. Als sie Herbert erblickten, traten sie in den Saal des Zechenhauses zurück, weil sie wohl wußten, daß ihnen eine Mittheilung gemacht werden würde. Auf der Bühne saß an dem langen Tische, von dem aus das „Verlesen“ und „Aufschreiben“ vorgenommen wurde, der Steiger Bluda mit einigen Oberhäuern. Der Obersteiger Rawiſki befand sich im Bergwerk, um an Herbert's Stelle die Rettungsarbeiten zu überwachen.

"Was geht hier vor?" fragte Herbert, sich mühsam

beherrschend, denn er hatte bei seinem Eintreten das höhnische Lächeln um Bluda's Lippen bemerkt.

„Die Leute verlangen Erhöhung des Schichtlohnes, weil die Arbeit so gefährlich ist. Ich konnte ihnen kein Versprechen in dieser Beziehung machen, und deshalb sind die Leute nicht zur Nachtschicht angefahren.“

„Steiger Erbach,“ befahl Herbert, „übernehmen Sie das Aufschreiben an Stelle des Steigers Bluda. Sagen Sie den Arbeitern, daß derjenige, der sich in dem Augenblicke der höchsten Gefahr für das Bergwerk weigert, zu arbeiten und seine Pflicht zu thun, sofort entlassen ist und nie wieder Arbeit bei mir bekommt. Wer die guten Zeiten eines Bergwerks mitmacht, darf sich auch nicht weigern, schlimme Zeiten mitzumachen, und wer ein ehrlicher Bergmann ist, weiß, was er in einem Augenblicke, wie dem jetzigen, zu thun hat.“

Erbach übersehte die Worte Herbert's, und dieser merkte, daß sie bei den ehrlichen Bergleuten Beifall fanden. Als Erbach schwieg, erhoben sich zwar einige drohende Stimmen, aber Herbert befahl weiter: „Sagen Sie der Belegschaft, es werden jetzt die Namen aufgerufen. Wer nicht antwortet, ist unter allen Umständen entlassen. Diejenigen, die geantwortet haben, sollen sich unverzüglich in das Bergwerk begeben, da die Zeit zum Schichtwechsel längst vorüber ist. Die Anderen sollen Zechenhaus und Bergwerk sofort verlassen, da sie nichts mehr hier zu thun haben.“

Steiger Erbach übersehte auch diese energischen Worte, auf welche kein Laut geäußert wurde; dann begann der Namensaufruf. Die Antworten der Leute erfolgten erst spärlich, dann mehrten sie sich aber stetig, mehr als die Hälfte der Belegschaft, alles Arbeiter aus dem Orte, erklärten sich zum Einfahren bereit. Die Unzufriedenen, fast ausnahmslos Arbeiter von jenseits der Grenze blieben

im Saal und vor der Thür in Gruppen stehen. Sie waren offenbar davon überrascht, daß ihr Plan, eine Lohnerhöhung zu erzwingen, ihnen mißglückt war.

Der Steiger Bluda war erblickt, als Herbert ihm befahl, das Aufschreiben an Erbach zu übergeben. Er hatte sich schweigend verhalten und war doch einigermaßen verwundert über die Art und Weise, wie sich die Arbeiter den energischen Worten gefügt hatten. Er ahnte wohl, daß Erbach etwas über seine Aufsehereien gesagt hatte, aber er beschloß, durch Dreistigkeit Herbert zu imponiren.

„Sie haben mich,“ sagte er, „hier des Dienstes enthoben. Ich weiß nicht, weshalb. Welche Befehle haben Sie jetzt für mich?“

„Für Sie habe ich überhaupt keine Befehle mehr,“ versetzte Herbert ruhig. „Gehen Sie nach Hause, lassen Sie sich morgen früh Ihren Gehalt in der Schichtmeisterei auszahlen und betrachten Sie sich als entlassen.“

War es Ueberraschung bei dem ebenfalls ziemlich brutal angelegten Bluda, oder stützte er sich darauf, daß er bei den Arbeitern, die immer noch im Zechenhaussaale standen, Unterstützung finden werde, er wendete sich in frechster Weise gegen Herbert und sagte: „Nur zu, entlassen Sie nur mich und die Arbeiter, Sie werden schon sehen, wohin Sie kommen. Aber wenn Sie glauben, daß wir uns das so ruhig gefallen lassen, so irren Sie sich. Da könnte Jeder hierher kommen und den Herrn spielen wollen und Leute, die jahrelang thätig sind, vom Bergwerk jagen. Wollen Sie mich etwa auch von Gendarmen fortbringen lassen, wie meinen Onkel, den Sie in so nichtswürdiger Weise verfolgt haben?“

Herbert fühlte, wie ihm das Blut mehr und mehr in den Kopf stieg. Die Frechheit, mit der ihm hier von einem notorischen Feinde, der ihn soeben auf das

Schwerste zu schädigen versucht hatte, entgegengetreten wurde, mußte ihn empören. Er öffnete den Mund, um eine heftige Antwort zu geben, aber er besann sich anders. Mit einem fürchterlichen Griffe, in dem der ganze tiefe Groll Herbert's sich ausdrückte, faßte er wortlos den Steiger Bluda und schleuderte ihn von der Bühne herunter in den Saal.

Bluda schrie laut auf und forderte die Leute auf, ihm zu helfen; er erhob sich, um sich auf Herbert zu stürzen. Aber dieser zog einen Revolver aus der Tasche und richtete die Mündung auf den Wuthschäumenden.

„Noch einen Schritt weiter, und ich schieße Ihnen eine Kugel durch den Kopf! — Und nun hinaus aus dem Saale — hinaus mit euch Allen!“ donnerte er.

Der ganze Vorgang hatte sich blitzschnell abgespielt. Die Arbeiter, von Herbert's Festigkeit eingeschüchtert, räumten schweigend und ohne einen Laut zu erwiedern, den Saal. Bluda folgte ihnen fluchend und drohend, aber ohne den Muth zu besitzen, einen Angriff zu wagen. Herbert ließ sich einen Augenblick erschöpft auf der Bühne nieder.

„Gehen Sie,“ sagte er dann zu Erbach, „morgen früh hinüber nach Gute Hoffnung = Schacht und suchen Sie zuverlässige Leute aus, die uns ablösen. Ich will nicht morgen denselben Vorgang hier wieder haben, ich bin der Sache herzlich satt. Ich gehe jetzt einen Augenblick nach meiner Wohnung, um mich umzuziehen, und werde sofort wieder in das Bergwerk einfahren, um den Obersteiger Nawikli abzulösen.“

„Gestatten Sie, daß ich Sie begleite,“ sagte Erbach, „Bluda ist ein sehr gefährlicher und jähzorniger Mensch, er könnte Ihnen draußen aufklauern.“

„Ich wünschte, er thäte es,“ sagte Herbert. „Ich bin gerade in der Stimmung, um mit allen diesen Schuften

reinen Tisch zu machen. Aber ich bin überzeugt, er wagt sich nicht wieder an mich. Also Erbach, ich verlasse mich ganz auf Sie. Glück auf!"

Außerhalb des Bechenhauses standen noch die Arbeiter in Gruppen flüsternd zusammen. Als Herbert zwischen ihnen durchging, machte man ihm Platz, aber er bemerkte, daß die Gesichter der Leute zornig und erbittert ausfahlen; sie wagten aber nicht, ihrem Zorn Luft zu machen, es fehlte ihnen die Anleitung und Führung zum offenen Widerstande.

Herbert hoffte, eine Nachricht von Körner vorzufinden; aber es war nichts da außer einigen Geschäftsbriefen, die er durchlas und bei Seite warf. Er ließ sich ein wenig Essen aus dem Gasthause holen, wusch sich, zog anderes Grubenzeug an und war eine Stunde später wieder an der unterirdischen Arbeitsstelle.

„Sie können ausfahren,“ sagte er zu dem Obersteiger Nawikki, „um zu schlafen. Lösen Sie mich morgen früh ab, denn ich möchte dann auch etwas ausruhen. Kommen Sie schon vor fünf Uhr, denn ich möchte zum Aufschreiben der Leute oben sein.“

Der Obersteiger, der nicht wußte, was über Tage mit seinem Vetter Bluda vorgegangen war, besprach noch einige Dienstangelegenheiten mit Herbert und entfernte sich dann mit dem Gruße: „Glück auf!“

Herbert setzte sich auf einen Steinhaufen nieder und beobachtete die Arbeitenden. Die Leute schienen sich zu schämen, daß sie einen Augenblick ihre Pflicht hatten verlesen wollen; sie arbeiteten mit aller Anstrengung. Man sah deutlich das Vorschreiten des Durchhiebs quer durch das Flöz. Gegen Mitternacht konnte man wahrscheinlich mit dem Aufmauern beginnen. Die Grubenmaurer waren schon seit Nachmittag anwesend und warteten auf den Augenblick, in dem sie in Thätigkeit treten konnten. Ge-

mentmörtel war schon zubereitet, Steine zurechtgelegt, die man gebrauchen würde, auch der Verband verabredet. Die erste Mauer sollte sechs Steine breit werden; wenige Schritte von der ersten sollte, ebenfalls in einem Durchhieb des Flößes, eine zweite Mauer und einige Schritte weiter eine dritte aufgeführt werden. Gelang es, die drei Mauern fertig zu bekommen, bevor das Feuer bis an die erste herangekommen war, dann konnte man mit ziemlicher Sicherheit erwarten, daß der Brand wegen Mangels an Nahrung erlosch. Das Bergwerk konnte dann als gerettet angesehen werden.

Gegen Mitternacht untersuchte Herbert noch einmal den Durchhieb, ließ hier und dort noch mit den Keilhauen zurückgebliebene Theilchen Steinkohle ausschlagen, dann gab er die Stelle an, wo der zweite Ausstich gemacht werden sollte, während die Maurer sofort an die Arbeit gingen, um die erste Wand aufzuführen. Ein Theil der Bergleute konnte jetzt ihnen als Handlanger dienen, zumal man den zweiten Ausstich mit Rücksicht auf die vorgehenden Maurerarbeiten noch nicht mit aller Energie in Angriff nehmen konnte.

Herbert warf sich in der Nähe des zweiten Ausstiches auf den Boden. Er fühlte sich wie zer schlagen. Die Aufregungen der letzten Tage waren zu große gewesen. Der furchtbare Schmerz um den Verlust Anna's, die nagende und peinigende Sorge um ihr Schicksal, die etwas zurückgetreten waren, als er sich mit den Rettungsmaßregeln beschäftigte, kamen jetzt wieder. Doch die Natur forderte ihr Recht. Trotz der Gemüthsaufrregung, trotz des Arbeitsgeräusches, trotz des halblauten Sprechens um ihn herum verfiel er endlich in Schlaf.

Als er erwachte, war es gegen vier Uhr Morgens. Die Maurer hatten wacker gearbeitet. Die Mauer war fast bis zur Brusthöhe aufgeführt und wuchs rasch. Ohne

Zweifel war sie lange vorher fertig, bis das Feuer sich ihr näherte. Auch an dem neuen Ausstich hatten die Keilhauer ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan. Sprengen war hier nicht möglich, weil man dadurch das Gestein zu sehr zerklüftet und besonders von oben ein zu bedeutendes Nachstürzen verursacht hätte. Bei beständiger Ablösung war es indeß doch gelungen, schon so viel zu schaffen, daß wahrscheinlich am Abend auch mit dem Bau der zweiten Mauer begonnen werden konnte.

Es war kurz vor fünf Uhr. Herbert hatte schon wiederholt nach der Uhr gesehen, ob der Obersteiger noch nicht komme, um ihn abzulösen. Endlich erblickte er am unteren Ende der Strecke das Licht einer Bergmannslampe, die sich näherte. Er ging dem Lichte entgegen und traf auf den Steiger Erbach.

„Was bringen Sie?“ fragte er, nichts Gutes ahnend.

„Herr Körner ist angekommen,“ meldete Erbach. „Er behauptet, er habe Nachrichten von der größten Wichtigkeit und müsse Sie sofort sprechen. Da er es so eilig hatte und nicht wußte, wo er Sie im Bergwerke finden könne, komme ich selbst, um Sie zu benachrichtigen, Herr Baron!“

„Ich danke Ihnen! Ich fahre sofort mit Ihnen aus!“

Und doch blieb Herbert einen Augenblick stehen, um tief Athem zu holen, es war ihm, als schnüre ihm plötzlich eine eiserne Faust die Kehle zu. Körner brachte jedenfalls Nachrichten von Anna. Er kam zu so sonderbarer Zeit, daß Herbert glaubte, sich auf das Schlimmste gefaßt machen zu müssen. Er bezwang seine Aufregung und ging mit Erbach durch die einsamen Strecken nach dem Schachte. In der Nähe desselben, in der Grundstrecke, traf er den Obersteiger.

„Glück auf!“ sagte Rawitzki. „Ich wollte Sie eben ablösen, Herr Baron, und habe mich etwas verspätet!“

„Es ist gut!“ entgegnete Herbert. „Sehen Sie an die Arbeitsstelle und sehen Sie zu, daß die Mauer möglichst rasch fertig wird. Ich löse Sie gegen Abend ab. Glück auf!“

Herbert und Erbach entfernten sich, und Rawiſki blickte ihnen nach, bis ihre Lichter verschwunden waren. Er sah sich dann trotz der Einsamkeit, die ihn umgab, noch einmal vorsichtig um und ließ ein halblautes Pfeifen ertönen.

Aus einer Seitenstrecke tauchte Licht auf. Dasselbe näherte sich, und der Steiger Bluda stand bald darauf neben Rawiſki.

„Der deutsche Hund hat unverschämtes Glück; muß der Dummkopf kommen und ihn holen!“ Bluda's Stimme zitterte, als er diese Worte hervorstieß, vor Aufregung und Zorn.

„Ruhig Blut!“ erklärte Rawiſki. „Er entgeht uns doch nicht. Er sagte mir, er käme gegen Abend wieder. Sei dann wieder auf dem Platze. Wir treffen ihn doch allein und dann wollen wir mit ihm abrechnen!“

„In der Wasserseige da unten soll der Schuft verfaulen,“ sagte Bluda und wies auf die unterirdischen Wasser, die in starker Strömung, einem Gießbach gleich, unter den Laufbrettern der Grundstrecke dahinschoffen.

„Das wollen wir hoffen! Also sei pünktlich an derselben Stelle. Sei vorsichtig beim Ein- und Ausfahren, damit Dich keiner sieht!“

„Sei unbesorgt, ich fahre durch den alten Schacht aus und ein. Ich habe den Schlüssel von der Raue!“*)

*) Raue heißt die oberirdische Bretterbude über dem Eingang zum Schachte.

16.

Die Nacht, welche Anna und Emil in der Zelle brachten, war eine schreckliche für sie. Die Hitze erstickte sie fast. Dazu kam, daß sie von dem Ungeziefer in qualvollster Weise belästigt wurden. Emil war dieser Uebelstand schon bekannt; aber Anna, die zum ersten Male in ihrem Leben derartiges erlitt, fühlte sich moralisch noch mehr mißhandelt als körperlich. Sie weinte die ganze Nacht und fiel erst gegen Morgen in Schlummer, als ein Gewitter einigermaßen Abkühlung gebracht hatte. Nicht die geringste Möglichkeit war vorhanden, sich zu waschen oder zu kämmen.

Als der Korporal ihnen zum Frühstück wieder ein Stück trockenes Brod und die saure Suppe brachte, fragte Anna ihn, ob sie nicht einen Kamm und Waschwasser bekommen könne. Der alte Korporal betrachtete sie daraufhin mit einem Blicke, mit dem man etwa eine Irrsinnige betrachtet, und schüttelte den Kopf.

Anna besaß noch ihr Umschlagtuch; sie bot es dem Korporal an, und dieser schickte nach einiger Zeit seine Frau, die das Tuch tarrte und dafür ein irdenes Waschbecken mit Wasser und Seife und die Ueberreste eines Kammes den beiden Gefangenen überließ. Von einem Handtuch wollte sie nichts wissen. Sie brachte endlich ein Stück alter Leinwand, welches dessen Stelle vertreten mußte. Alle diese kleinen Uebelstände waren nur zu sehr geeignet, Anna das Leben zu verbittern. Hatte sie auch in ärmlichen Verhältnissen gelebt, so hatte sie doch nie das zu vermissen brauchen, was ein gebildeter Mensch zur äußersten Nothwendigkeit des Lebens rechnet.

Gegen Mittag wurden die beiden Gefangenen wieder zum Verhör vorgeführt. Der Oberst empfing sie in äußerst schlechter Laune, beschimpfte sie und erklärte sie für Lügner und Schwindler. Das förmliche „Sie“, das er

ihnen gegenüber bisher gebraucht hatte, wurde jetzt zum „Du“ und rohe Schimpfwörter verletzten Anna auf's Tiefste. Er sagte ihnen, er habe einen Boten nach Bendzin geschickt, um Kaminski vorladen zu lassen und es habe sich herausgestellt, daß derselbe sich jenseits der Grenze in Preußen befinde. Das hätten die beiden Gefangenen ebenfalls gewußt, und weil sie überzeugt waren, daß ihr Genosse in Sicherheit sei, verdächtigten sie ihn und wollten sich heranslügen. Er erklärte den beiden Gefangenen, er wolle sie, wenn es sein müsse, drei Monate in Haft behalten, bis sie sich zu einem Geständnisse bequemen, und dann wolle er sie weiterschießen. Sie sollten sich aber wohl überlegen, daß ihre fernere Behandlung und ihre unvermeidliche Bestrafung von dem Berichte über ihr Betragen abhängen würde, den er den Behörden in Warschau zu machen habe. Blieben sie weiter verstockt und trotzig, so sollten sie einmal kennen lernen, wie man in Rußland Landesverräthern und politischen Verbrechern die Zunge löse.

Das Verhör währte über zwei Stunden, und Anna war vollständig erschöpft, als sie nach ihrer Zelle zurückgebracht wurde. Emil tröstete sie, so gut es ging. Er war an diese brutale Behandlung schon lange gewöhnt, aber er konnte sich auch nicht verhehlen, daß ihr Schicksal wenig Hoffnung bot, nachdem sich der Oberst erst einmal in die Idee verbissen hatte, zwei politische Verschwörer vor sich zu haben. An eine Entlassung, ja an eine absehbare Erledigung der bösen Angelegenheit war nicht zu denken. Kaminski war wahrscheinlich gar nicht jenseits der Grenze, wenigstens nicht in dem Augenblick, in dem der Verhaftungsbefehl gegen ihn zur Ausführung gebracht werden sollte. Sein Freund, der Polizeibeamte in Bendzin, hatte ihm wahrscheinlich einen Wink gegeben, sich sofort in Sicherheit zu bringen.

Der Korporal brachte das elende Mittagessen, aber weder Anna noch Emil berührten es; Beide waren zu sehr mit ihren trüben Gedanken beschäftigt. Nur einen Wunsch hatte Anna, an Herbert irgend eine Nachricht gelangen zu lassen. Von ihm erwartete sie noch Rettung.

Woher aber einen Boten nehmen? Ja, wenn sie nicht ihr Geld leichtfertig den beiden Grenzwächtern gegeben hätte, die sie verhafteten! Sie hätte sich dann wohl einen Boten durch den Korporal verschaffen können. Sie hatte auch den Oberst gebeten, einen Brief an ihren Verlobten schreiben zu dürfen. Diese Bitte aber war ihr rund abgeschlagen worden.

Wieder war die Hitze in dem engen und niedrigen Raume fast unerträglich. Gegen Abend kirrten die Schlüssel in dem mächtigen Kastenschloß der Thür. Der Korporal trat ein und winkte den beiden Gefangenen, ihm zu folgen. Dieselben erwarteten, zu einem neuen Verhör geführt zu werden, und Anna zitterte schon bei dem Gedanken an die Beschimpfungen, die sie wieder zu ertragen haben würde.

Sie stiegen mit dem Korporal die Treppen hinunter und kamen auf den unteren Korridor des Gefangenhauses. Hier öffnete der Gefangenwärter plötzlich eine Thür und wies auf eine geräumige Zelle mit einem großen vergitterten Fenster. In jeder Ecke des Zimmers befand sich ein eisernes Bett mit einem Strohsack und einer Decke. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch mit zwei Stühlen. Auf dem Tische war etwas kalte Küche aufgestellt, ebenso eine Flasche Wein. Wortlos verschloß der Korporal wieder die Thür und ließ die beiden Gefangenen allein.

Emil und Anna glaubten im ersten Augenblick, zu träumen. Was bedeutete diese plötzliche Veränderung? Wollte sie der Oberst durch Liebenswürdigkeit zu einem

Geständniß verlocken? Anna blieb an der Thür stehen und wagte nicht, weiter vorwärts zu gehen. Emil nahm sogleich an dem Tische Platz und erklärte mit freudestrahlenden Augen: „Da ist Wein und sogar zwei Gläser dazu, und hier kaltes Fleisch. Ich habe mir nicht träumen lassen, noch einmal in meinem Leben so gut zu essen.“

Im nächsten Augenblick schon langte er zu und begann mit vollen Backen zu lauen.

„Willst Du nicht herkommen?“ fragte er endlich, als er eine Pause machte. „Du wirst gewiß auch Hunger und Durst haben.“

Anna nahm jetzt schweigend auf dem Stuhle Platz und langte ebenfalls zu. Sie merkte erst jetzt, wie hungrig sie war. Die widerwärtige saure Suppe mit dem trockenen groben Brode hatte nur nicht den Appetit geweckt. Eine halbe Stunde später kam die Frau des Korporals, stellte die dampfende Theemaschine, den Samowar, mit zwei Gläsern auf den Tisch, brachte Zucker und entfernte sich dann wieder, als sei nichts vorgekommen.

Der Russe wie der Pole tranken selbst in der glühendsten Hitze den heißen Thee. Der Samowar gehört zu ihren nothwendigen Lebensbedürfnissen.

„Ich glaube, wir träumen,“ sagte Anna. „Fast möchte ich wieder hoffen.“

„Hoffe nicht zu viel,“ versetzte Emil. „In russischen Gefängnissen erlebt man allerlei Ueberraschungen, nur nicht die, als unschuldig entlassen zu werden.“

Der Thee wirkte trotz der Hitze draußen erfrischend. Hier im Erdgeschosse des Gefangenhauses, wo es möglich war, einen der großen Fensterflügel zu öffnen, war die Hitze auch nicht so schlimm.

Ein Schatten fiel plötzlich durch das geöffnete Fenster, und als die Geschwister hinausblickten, sahen sie eine

lange schwarze Gestalt im Halbdunkel vor dem Fenster stehen, die sich fortwährend verbeugte. Unwillkürlich eilten Beide an das Fenster und erblickten hier einen polnischen Juden mit pechschwarzem, langen Barte und ebensolchem Haupthaar. Er trug einen seitglänzenden langen Kasten und eine seidene Mütze.

„Schamster Diener,“ sagte er, sich wiederholt verbeugend, „schamster Diener.*) Die Herrschaften befinden sich wohl, die Herrschaften haben etwas zu sich genommen, wie ich gesehen habe! Ja, ja, mit den Rubeln kann man viel erreichen im heiligen Rußland. Ich habe die Ehre, meine Herrschaften. Ich bin der Mortsche, genannt der schwarze Mortsche, von wegen meinem Haar. Ich bin ein Freund, ein Geschäftsfreund von Herrn Körner aus Beuthen.“

Mortsche hatte sich dem Fenster genähert und flüsterte, so daß ihn kaum die beiden Geschwister verstehen konnten: „Herr Körner ist hier, er hat Ihre Spur gefunden, er kann sich selbst nicht zeigen, weil er Furcht hat, man könne auch ihn festhalten. Aber es wird Alles gut. Er hat Geld zurückgelassen für die Herrschaften. Er wird auch Nachricht geben einem Herrn Baron, was ich nicht kenne. Morgen komme ich wieder.“

Scheltend und fluchend nahte draußen der Korporal und stieß Mortsche ganz energisch vom Fenster hinweg. Mortsche gestikulirte lebhaft mit Händen und Füßen; aber der Korporal war nicht zu rühren, er schimpfte vielmehr mit allen Kräften seiner Lunge. Sehr ernst schien aber das Schimpfen nicht gemeint zu sein, denn an der nächsten Ecke, die durch ein Stallgebäude und das Gefängnißgebäude gebildet wurde, wo sie von Niemand gesehen werden konnten, blieben die Beiden stehen, und Mortsche

*) „Schamster Diener“ ist die Abkürzung für „Gehorsamster Diener“.

zählte eine Anzahl Rubelscheine in die Hand des Korporals. — — —

Ja, es war dem getreuen Körner gelungen, die Gefangenen aufzufinden, und die Sache war für ihn, den Ortskundigen und in alle Verhältnisse Eingeweihten, gar nicht so schwierig gewesen. In Malkowice erfuhr er, daß ein junges Mädchen, auf welches die Beschreibung Anna's paßte, von zwei Posten vor einigen Tagen ergriffen und vor den Kapitän geführt worden sei. Es gelang ihm, die beiden Grenzwächter zu ermitteln. Er führte sie nach dem Gasthause, löste ihre Zunge durch Schnaps und Geldspenden und erfuhr nicht nur, daß die Gefangene nach Otkusz transportirt worden sei, sondern auch, daß man bei ihr höchst verdächtige politische Papiere gefunden habe, eine Nachricht, die Körner mit jähem Schreck erfüllte, weil er wußte, was dieser Umstand in Rußland bedeutete. Er war dann sofort nach Otkusz gefahren und hatte sich hier an einen jüdischen Geschäftsfreund gewandt, durch den er wiederum an einen andern, einen sogenannten „Faktor“ gewiesen wurde, der mit den Verwaltungsbehörden und auch mit dem Gefängnißwesen manches zu thun hatte.

Das ganze Geschäft, aller Handel und Wandel, selbst das Handwerk, befindet sich in Polen in den Händen der Juden. Diejenigen, die nicht ein Handwerk treiben, sind „Faktoren“, d. h. sie vermitteln alle Geschäfte. Es ist kaum möglich, mit irgend einem Geschäftsmann, mit irgend einer Behörde, kurzum mit irgend Jemand in Verkehr zu treten, ohne sich eines „Faktors“ zu bedienen, der natürlich eine Entschädigung verlangt. Für Denjenigen, der die Ortsverhältnisse nicht kennt, sind die Faktoren von außerordentlichem Nutzen, und man kann sich ihrer in schwierigen Verhältnissen mit großem Vortheil bedienen.

Der schwarze Mordche hatte von früh Morgens an das Haus umschlichen, bis er den Korporal, der sein guter Bekannter war und schon mehr als einmal mit ihm Geschäfte gemacht hatte, sprechen konnte. Er hatte sich dann nach Anna und Emil erkundigt und erfahren, daß sie zusammen in einer Zelle saßen. Der Korporal sprach recht verächtlich von ihnen, weil sie kein Geld hatten, und für ihn nichts abfiel.

Mordche suchte nun schleunigst Körner auf, und dieser stattete ihn mit den nöthigen Geldmitteln aus, um das Loos der Gefangenen zu ändern, das heißt, die Verpflegung wie die Unterbringung der Gefangenen gegen Bezahlung zu verbessern.

Körner hatte noch eine lange Unterredung mit dem geriebenen Mordche und fuhr dann schleunigst von dannen, um nicht etwa selbst verdächtig zu werden.

Er beschloß, sofort Herbert Mittheilung davon zu machen, daß er Anna gefunden habe. Verschweigen konnte er ihm nicht, daß ihre Lage eine höchst ungünstige sei, daß selbst eine amtliche Intervention von Seiten des Deutschen Reiches in diesem Falle nichts helfen würde. So wie man in Frankreich nicht mehr auf Vernunft und guten Willen rechnen kann, nachdem das Wort „Espion“ gefallen ist, so kommt man bei russischen Beamten nicht mehr mit Vernunftgründen durch, wenn erst das Wort „Nihilismus“ oder „Revolutionär“ gefallen ist. Körner hatte sich sehr sorgfältig über den Charakter des Obersten unterrichtet. Er wußte genau, er hätte nach den Absichten Herbert's gehandelt, wenn er dem Obersten eine Summe von mehreren tausend Rubeln geboten hätte, damit man den Gefangenen eine Gelegenheit zum Entspringen gäbe. Aber er hatte erfahren, daß der Oberst erst vor Kurzem von Petersburg an die Grenze versetzt worden sei und die Sucht habe, sich auszuzeichnen, um die Aufmerksamkeit

seiner Vorgesetzten auf sich zu lenken. In diesem Falle war es allerdings wichtiger für ihn, ein paar politische Gefangene abzuliefern, als einige tausend Rubel zu nehmen, die er doch hätte mit dem Kapitän von Malkowice theilen müssen, der zuerst die Verdächtigen ergriffen und ihm eingeliefert hatte.

Als Körner wieder über der Grenze war, athmete er auf. Es ging ihm, wie den meisten Deutschen, die einen Blick in die russisch-polnische Wirthschaft gethan haben und mit einem wahren Jubel die schwarz-weißen Grenzpfähle wieder begrüßen, weil diese ihnen für Recht, Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit Gewähr bieten.

 17.

In dem Dorfe Zawodzie, einem ober-schlesischen Industrieorte, saß in dem Gasthose „zum Bergbau“ der ehemalige Bergverwalter Kaminski und blickte, wie es schien, mit ziemlicher Ungeduld auf die Straße hinaus, als erwarte er Jemanden.

Er schien in aufgeregter und ärgerlicher Stimmung zu sein und hatte wohl auch allen Grund dazu. Sein Racheplan gegen Herbert und dessen Braut war ihm durch einen leidigen Zufall nicht nur fast vollständig mißglückt, sondern hatte ihn auch noch gezwungen, seinen sicheren Aufenthaltsort in Rußland für einige Zeit zu verlassen. Wäre nicht der Naczelnik von Bendzin sein getreuer Freund gewesen, so saß Kaminski jetzt vielleicht selbst im Gefängniß und mußte eine sehr böse Suppe ausessen, die er sich selbst eingebrockt hatte.

Sobald sich Kaminski davon überzeugt hatte, daß Anna Wagner zu Herbert hielt, diesem Nachrichten über die Beamten zutrug und dadurch für Kaminski und seine Helfershelfer eine gefährliche Gegnerin sei, hatte er den

Plan gefaßt, sich an ihr zu rächen. Es erfüllte ihn daher mit teuflischer Freude, als er durch einen Zufall Emil in seine Gewalt bekam. Letzterer bummelte in Rußland in der Nähe der Grenze umher, und Kaminski war es durch seine Verbindungen ein Leichtes, den jungen Mann unter einem Vorwande gefangen setzen zu lassen. Durch seine Person, deren er sich versicherte, bekam er einen Trumpf in die Hand, den er bei Gelegenheit gegen die Wittve Wagner und ihre Tochter ausspielen konnte. Vorläufig sparte er sich diesen Trumpf allerdings auf, und Emil saß also wochenlang ohne Verhör im Gefängniß.

Das Zerwürfniß zwischen Kaminski und Herbert kam viel früher, als ersterer erwartet hatte. Kaminski hatte die feste Ueberzeugung, daß Anna direkt oder indirekt daran schuld sei, daß er in so schmachvoller Weise durch Gendarmen von dem Bergwerk gebracht wurde, auf dem er Jahre lang als unumschränkter, allgemein gefürchteter Herr kommandirt hatte. Der Haß, den er gegen Anna empfand, war grenzenlos und fast größer als der Haß gegen seinen direkten Beleidiger und Feind Herbert.

Das Dynamitattentat war nicht von Kaminski direkt angestiftet worden, er kannte nicht einmal den Thäter genau und konnte nur annehmen, daß dasselbe von einem seiner Anhänger, einem der Arbeiter, die er systematisch verhetzt und gegen Herbert aufgewiegelt hatte, begangen worden sei. In gewissem Sinne war dieser Anschlag, bei dem die Wittve Wagner ihren Tod fand, sogar störend für seine Pläne. Denn er machte Herbert bei den preussischen Arbeitern populär und die Behörden aufmerksam. Langsam und mit doppelter Vorsicht mußte Kaminski jetzt seine Rache vorbereiten.

Da erfolgte die Verlobung Herbert's mit Anna. Kaminski triumphirte. Wenn er jetzt sich an Anna rächte,

traf er auch den Mann, der sie liebte, und bekam er Anna in seine Gewalt, so bekam er auch die Herrschaft über Herbert, dem er dann nach Belieben Bedingungen auferlegen konnte.

Schnell war sein Plan gemacht.

Er ließ die Briefe von Emil schreiben, den er jetzt zum ersten Male im Gefängniß besuchte. Dann aber sorgte er dafür, daß Emil weiter transportirt wurde, damit er nicht zufällig mit der ebenfalls verhafteten Schwester zusammentraf und durch eine Unterredung mit dieser die Intrigue verrieth.

Kaminski fertigte selbst die Schriftstücke an, die bei Anna gefunden werden sollten. Er konnte Niemanden mit der Anfertigung betrauen, da der Inhalt der Schriftstücke, in Rußland wenigstens, ein sehr gefährlicher war, während es nichts schadele, wenn der Bendziner Beamte, sein Freund, die Handschrift erkannte. Er war ja mit im Komplott.

Der Kapitän von Malkowice aber durchkreuzte den ganzen Plan durch sein Umgehen der Instanz von Bendzin. Dadurch kamen die Geschwister zusammen, und Kaminski mußte flüchtig werden. Nur soviel hatte er erreicht, daß sich Anna und ihr Bruder doch in einer höchst unangenehmen und gefährlichen Lage befanden, wenn sie auch seiner persönlichen Rache entrückt waren. —

Ein Wagen fuhr draußen vor, und der Schichtmeister Gasda stieg heraus. Vom Fenster der Gaststube aus, welche leer war, winkte Kaminski dem Better zu. Beide küßten einander nach polnischer Sitte auf die Wangen, schüttelten sich die Hände, und Kaminski befahl dem Wirth, eine Flasche Ungarwein zu bringen.

„Nun erzähle!“ sagte er, als sie hinter dem Glase saßen, „was gibt es Neues in Pniaki. Dein Hiersein beweist mir, daß Dich mein Vöte mit dem Briefe getroffen hat.“

Gasda erzählte von dem Grubenbrände, der Weigerung der Arbeiter, einzufahren, dem Mißlingen des versuchten Streike's und der Entlassung Bluda's.

Kaminski unterbrach die Erzählung Gasda's hin und wieder durch Ausrufe des Erstaunens. Endlich nahm er das Wort: „Die Sachen liegen ja sehr günstig für uns. Die entlassenen Arbeiter werden natürlich wieder Arbeit verlangen, und wie ich den deutschen Prinzipienreiter kenne, wird er sie ihnen verweigern. Dann ist der Skandal fertig. Es kostet mich nur ein Wort, und es gibt einen Aufstand, wie er in dieser Gegend noch nicht dagewesen ist. Es wird aber auch Zeit zum Handeln. Was sagt denn Nawizki dazu? Wie ich Bluda kenne, läßt er sich doch auch nicht ungestraft züchtigen wie ein Schuljunge.“

„Das glaube ich auch nicht. Was Nawizki anbelangt, so habe ich ihn seit gestern nicht mehr sprechen können, da er immerfort bei den Rettungsarbeiten war. Bluda sagte mir aber, er sei etwas niedergeschlagen wegen der Haltung der preussischen Arbeiter, auf die gar kein Verlaß mehr sei, und die immer mehr und mehr auf die Seite des Barons treten.“

„Er hat nicht Unrecht,“ sagte Kaminski, „die Lage wird für uns gefährlich, wenn wir nicht sobald als möglich handeln. Aber den Kopf braucht das alte Weib, der Nawizki, nicht hängen zu lassen. Er war immer etwas unselbstständig. Ich sehe schon, ich muß die Sache energischer in die Hand nehmen. Wie steht es mit dem Feuer im Bergwerk?“

„Soviel ich weiß, ist die größte Gefahr vorüber!“

„Der Schuft hat unverdientes Glück!“

„Auch ein Unglück hat es gegeben!“ erzählte Gasda. „Der Häuer Muschallik ist beim Rannen verunglückt. Der Pfarrer ist geholt worden, und es soll da noch irgend etwas gegeben haben. Der Muschallik wollte den

Baron oder die Anna Wagnier sprechen, und der Pfarrer sagte, er werde sich an die Gerichte wenden. Mehr weiß ich auch nicht von der Sache. Rawitzki hat sie mir erzählt."

Während dieser letzten Nachricht war Kaminski auffallend bleich geworden. Als Gasda seine Erzählung beendet hatte, starrte er ihn eine Zeit lang an, als habe er nicht verstanden, was jener gesagt habe. Selbst Gasda fiel die Blässe und das Erschrecken Kaminski's auf. Endlich lehrte die Farbe in Kaminski's Gesicht wieder, und Gasda hörte ihn murmeln: „Das Hundeblood hat seinen Schwur nicht gehalten. Ich konnte es mir eigentlich denken."

Plötzlich sprang er auf, ergriff das Glas, das vor ihm auf dem Tische stand und zerschmetterte es auf dem Fußboden.

„Auch das noch!" schrie er außer sich. „Jetzt kann ich es nicht mehr wagen, hier zu bleiben!"

Gasda war über den plötzlichen Wuthausbruch seines Vetter's so erschrocken, daß er ebenfalls aufsprang und wortlos den Rasenden betrachtete. Er sah, wie Kaminski in seiner Wuth die Fäuste ballte und mit den Zähnen knirschte, als sähe er ein Opfer vor sich, das er zerreißen wolle. Dieser Mann, den der Zorn fast ersticke, sah mit seinen funkelnden Augen fast einem Wahnsinnigen ähnlich.

Nach einigen Minuten erst schien der Anfall vorüber zu sein. Kaminski ließ die Hände sinken und sagte halblaut: „Ich muß über die österreichische Grenze, aber auch dort bin ich nur kurze Zeit sicher. Es gilt zu handeln. Warten Sie, mein Herr Baron! Wir rechnen sofort miteinander ab! Ich beschwöre Dich, Gasda, fahre nach Pniaki und schicke mir meine vertrauten Leute, die Du kennst. Noch heute Abend sollen sie bei mir sein. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Er oder ich, oder wenn es sein muß, er und ich."

Er hatte mehr für sich als für seinen Vetter gesprochen.

„Uebereile Dich nicht!“ sagte dieser.

„Es ist keine Zeit zu verlieren! Sonnabend wird der beste Tag sein!“

Gasda verließ etwas verwirrt den Verwandten. Als er wieder auf dem Wagen saß, murmelte er: „Die Sache wird faul! Kaminski verliert den Kopf und handelt ohne Ueberlegung. Solche Menschen sind gefährlich, und ich mache nicht mehr mit!“

18.

Anna war glücklich darüber, daß nunmehr eine Nachricht über ihr Schicksal an den Geliebten gelangen würde. Im Gefühle ihrer Unschuld hielt sie es für selbstverständlich, daß man sie aus dem Gefängniß entlassen müsse, sobald sich nur die preussischen Behörden auf Veranlassung Herberts in's Mittel legten. Anderer Meinung war Emil, indeß sprach er dieselbe nicht aus. Er hatte die russische Justiz fast ein Vierteljahr lang kennen gelernt und wußte, daß man gar nicht schlecht genug über dieselbe denken könne. Er hatte nur die eine Hoffnung, daß der Baron vielleicht durch Bestechung der Beamten ihn und seine Schwester zu befreien suchen würde.

Die Geschwister schliefen in der folgenden Nacht tief und fest und erwachten erst, als der helle Tag in ihre Zelle schaute. Zum Frühstück brachte die Frau des Korporals Gebäck und Thee und erzählte dabei, daß der Oberst eine dreitägige Inspektionsreise angetreten habe, daß also während dieser Zeit keine Verhöre stattfinden würden. Am Vormittage wurde den Gefangenen dann noch eine Vergünstigung zu Theil, die sie natürlich auch nur den Kubelnoten des gewandten Mortsche verdankten. Sie wurden in den Hof geführt, um hier eine Stunde frische Luft zu schöpfen. Man nimmt auf die Gesundheit

der Gefangenen in russischen Gefängnissen sonst wenig Rücksicht. Der Korporal wäre daher aus eigener Ueberlegung sicherlich nicht dazu gekommen, den Geschwistern diese Vergünstigung zu gewähren.

Sie durften in dem Hofe, den eine ziemlich hohe Mauer umgab, die an zwei Stellen durch Gitterthore unterbrochen war, hinter einer Art Stallgebäude auf und ab gehen. Dabei wurden sie durch lebhaftere Stimmen aufmerksam, und sahen Mortche mit dem Korporal in eifrigem Gespräche. Der Korporal empfing eine Zahlung und mit seinem unvermeidlichen „Schamster Diener“ näherte sich Mortche Emil. Er betrachtete kritisch den zerlumpten Anzug desselben und sah, daß Emil barfuß war.

„Hat der junge Herr keine Schuhe?“ fragte er.

„Nein,“ sagte Emil bitter, „die haben sie mir hier im Ausland abgewöhnt. Bei meiner Verhaftung vor drei Monaten gefielen meine Stiefel einem Grenzwächter so, daß er sie an sich nahm, und ich habe sie nicht wieder gesehen. Ich bin barfuß auch von Bendzin bis hierher transportirt worden. Man gewöhnt sich aber an so etwas im Zarenreiche.“

„Ich werde dem jungen Herrn Schuhe schicken,“ sagte Mortche. „Wollen Sie mir einmal Ihren Fuß zeigen, damit ich mir die Größe merke.“ Er betrachtete den Fuß genau und fügte dann hinzu: „Auch Strümpfe soll der junge Herr haben.“

Dann betrachtete er die Kleidung Anna's und fragte:

„Das Schuhzeug vom jungen Fräulein ist in Ordnung?“

Anna nickte. Mortche sah sich schein um, prüfte sorgfältig die Fenster des Gefangenhauses, spähte nach dem Korporal, der jetzt nicht zu sehen war und händigte dann Emil einen in Papier gewickelten langen, schmalen und, wie es schien, ziemlich schweren Gegenstand ein.

„Stecken Sie das rasch unter Ihre Weste, junger Herr,“ sagte er, „und hier ist ein Brief. Er ist nicht besonders schön geschrieben, aber er enthält Wichtiges. Dort herunter zu ist die österreichische Grenze. Gott, der Allmächtige, wird Sie schützen, und wenn Sie wieder zu Hause sind, vergessen Sie Mortsche nicht, der sich für Sie in große Gefahr begeben hat. Aber ich hoffe, ich habe nichts zu befürchten. Der Korporal wird nichts davon mittheilen, daß wir miteinander zu thun gehabt haben, denn er würde verlieren seine beste Einnahmequelle, und wenn er vielleicht bekommt fünfzig Hiebe mit dem Rantschu, so ist er daran gewöhnt, und es wird höchstens dienen zu befördern seine Gesundheit. Da kommt das Unthier.“ Dann verbeugte Mortsche sich vor dem Korporal und sagte zu diesem: „Ja doch, ja, ich gehe schon. Ich habe bloß besprochen mit dem jungen Herrn, daß ich ihm heute noch will schicken Strümpfe und Schuhe.“

„Wozu?“ brummte der Korporal. „Gefangene brauchen keine Schuhe und Strümpfe.“

„Doch, doch,“ sagte Mortsche, „der junge Herr ist ein feiner Herr; er ist nicht gewöhnt herumzulaufen barfuß; er kann sich erkälten, er kann werden davon krank und das wäre ein großes Unglück für den Oberst und für den Staat, wenn ein solch' schwerer Verbrecher krank würde oder gar sterben sollte.“

Der Korporal murmelte etwas, was ebensogut eine Zustimmung wie ein Fluch sein konnte. Dann trieb er Mortsche aus dem Hof und verschloß hinter ihm das Thor.

„Ihr seid genug draußen gewesen,“ sagte er zu Anna und Emil. „Geht jetzt wieder in eure Zelle. Meine Frau wird euch ein ausgezeichnetes Mittagbrod bereiten, und ich hoffe, Ihr bleibt noch recht lange hier. Ich habe solche Gäste selten, an denen man etwas verdienen kann.“

Er trieb sie ziemlich eilig nach ihrem Gefängniß und verschloß die Thür hinter ihnen sorgfältig. Kaum war er hinaus, als Emil den in Papier gewickelten Gegenstand hervorzog, den ihm Mortche übergeben hatte. Es war ein sogenannter Zangenhammer, eines jener amerikanischen Werkzeuge, die zum Kistenöffnen bestimmt sind. Man konnte die beiden auseinandernehmbaren Theile der Zange als Hammer, als Meißel, als Brecheisen, kurz in der verschiedensten Art und Weise benützen. Das Werkzeug war entschieden ganz neu und eben erst angekauft worden.

Emil verbarg es in seinem Strohsack und zog dann den Brief hervor, den ihm Mortche zugesteckt hatte. Derselbe war in einem schrecklichen Deutsch geschrieben und deutsche, polnische, russische, ja sogar hebräische Buchstaben wechselten mit einander ab. Er hatte ungefähr folgenden Inhalt:

„Ihr müßt fort, bevor der Oberst zurückkehrt — heute Nacht oder morgen Nacht ist die beste Gelegenheit. Der Korporal und die anderen Wächter benützen die Abwesenheit des Obersten, um sich zu betrinken. Zwei Stunden nach Mitternacht ist die beste Zeit und Gelegenheit für euch. Das Haus, in dem ihr euch befindet, ist ein Fachwerkbau. Rechts neben den vergitterten Fenstern ist eine schwache Stelle. Wenn ihr den Mörtel abstoßt, kommt ihr auf Holz und Ziegelstein. Wenn es euch gelingt, einen Querbalken an den beiden Enden, an denen er in die anderen Balken eingefügt ist, mit dem Instrument, das ich euch gab, zu durchbrechen, könnt ihr das Fach herausheben und bequem in das Freie gelangen. Im Hofe könnt ihr über das Thor klettern, ohne daß man euch bemerkt. — Sucht nach der österreichischen Grenze zu entkommen. Sie ist nur zwei Meilen entfernt. Nach der preussischen Grenze sind es fünf Meilen. In Oesterreich seid ihr gerettet, man verlangt von euch

keinen Paß. Beifolgendes Geld nehmt mit euch. Seid ihr im Freien, so trennt euch, damit man euch nicht zusammen verfolgen kann und nehmt die Richtung, die ich euch zeigte.“

Emil mußte den Brief schleunigst verstecken, denn es kam das Mittagsmahl, das nach den Begriffen des Korporals allerdings ein höchst luffullisches war. Es bestand aus gebratenem Schweinesfleisch, Sauerkohl und einigen Flaschen süßen, mouffirenden polnischen Bieres. Bald nach Tische kamen auch die Strümpfe und ein Paar roßlederner Schaftstiefel für Emil, der die Vorsicht und Fürsorge Mortche's nicht genug bewundern konnte. In der That waren seine Füße noch nicht abgehärtet genug, um ihm auf der Flucht genügende Dienste zu leisten, wenn er dieselbe barfuß hätte antreten müssen. Er weihte Anna ein in den Plan Mortche's und machte ihr klar, was sie zu thun hätte. Anna wollte erst nicht auf den Fluchtplan eingehen. Sie fühlte sich so sicher in ihrer Unschuld, daß sie bestimmt glaubte, binnen kurzer Zeit doch entlassen werden zu müssen. Der Ueberredung Emil's gelang es jedoch, sie von ihrer irrigen Annahme zu überzeugen.

Bis zum Anbruch der Dunkelheit unterhielten sich die Geschwister noch über ihren Fluchtplan. Dann begann, kurz bevor das Tageslicht verschwand, Emil durch Klopfen mit dem Fingerköchel die Stelle der Wand zu untersuchen, die ihm als schwach angegeben worden war. Er stieß mit dem Werkzeuge langsam und vorsichtig den Mörtel herunter und kam bald auf das Fachwerk. Dann schob er mit Hilfe Anna's sein Bett vor die Stelle, die zum Durchbruch bestimmt war und wartete, bis Alles im Hause schlief.

Der Himmel wollte ihrem Fluchtplane augenscheinlich wohl, denn gegen elf Uhr begann der Donner zu rollen,

und ein schweres Gewitter zog herauf. Das war der richtige Augenblick, um den Durchbruch des Faches in der Mauer zu vollenden. Wegen des beständig grollenden Donners hätte sogar ein Beobachter oder ein Posten, die aber nicht vorhanden waren, das Arbeitsgeräusch Emil's überhört. Ein wolkenbruchartiger Regen ging draußen nieder, und jetzt kam sicher Niemand in das Geföht, um nachzusehen, ob Alles im Gefangenhause in Ordnung sei. Das Werkzeug war in der That vorzüglich geeignet, um die Zinken des Querbalkens in dem betreffenden Fache zu durchbrechen. Der eine Theil desselben konnte als Meißel, der andere als Hammer benutzt werden, und der Durchbruch vollzog sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit und ohne auffallendes Geräusch. Es bedurfte dann nur noch einer geringen Nachhilfe, um die Füllung des Fachwerks zu entfernen.

Einen Theil des Zangenhammers, der eine meißelartige Schneide hatte, steckte Emil als Vertheidigungswaffe zu sich. Er hatte schon bei Einbruch der Dunkelheit das Packet Rubelscheine, das dem Briefe beilag, getheilt, und seiner Schwester die Hälfte gegeben. Es war Alles bereit zur Flucht.

Er kroch durch das Fach in's Freie hinaus und sah beim Aufleuchten des nächsten Blitzes sich um, ob Alles sicher sei. Leise rief er seiner Schwester zu, und bald darauf fanden Beide im Aufleuchten des nächsten Blitzes das Eingangsthor. Emil half Anna hinüber, und die Angst ließ sie das Uebersteigen des Thores viel besser ausführen, als sie es hatte erwarten können. Sie zerriß zwar ihr Kleid dabei, aber darauf konnte man jetzt nicht achten. Emil folgte ihr, und im furchtbaren Regengusse, im Flammen der Blitze fanden sie ihren Weg in's Freie. Das Gefangenhause lag dicht am Ende der Stadt. Sie eilten, so gut es der Wechsel von Finsterniß und bleu-

dendem Licht der Blicke gestattete, über bestellte Felder, bis sie auf einen festen Weg gelangten. Noch einmal umarmte Emil die zitternde Anna zum Abschied.

„Du läufft“, sagte er, „hier nach links immer gerade fort. Dann wirst Du ungefähr bei Tagesanbruch an der österreichischen Grenze sein. Ich hoffe, man wird unsere Flucht vor Tagesanbruch nicht bemerken. Ich wende mich hier nach rechts und mache einen Bogen. Wir werden uns wohl nicht an der Grenze treffen, aber wir wollen als Ziel die preußische Stadt Myslowice bestimmen, wohin wir uns von österreichischem Boden aus begeben wollen. Lebe wohl, sei stark und muthig. Es wird noch Alles gut. Mich bekommen sie lebendig nicht wieder, das ist sicher.“

Ein lauter Donnereschlag frachte noch gewissermaßen zum Abschied, dann trennten sich die Geschwister. Beim nächsten Aufleuchten des Blihes sah Emil, der sich umwendete, nichts mehr von Anna. Er nahm seinen Lauf den Weg entlang und wunderte sich selbst über seine Ausdauer. Nachdem er eine halbe Stunde ungefähr den Weg verfolgt hatte, machte er scharf links um und wendete sich nun direkt der Grenze zu, ohne Rücksicht darauf, daß es über Felder und Gräben, durch Wassertümpel und Gebüsch ging.

Der Tag begann zu grauen. Noch war das Licht unbestimmt und ließ den Weg nicht erkennen. Aber es wurde heller und heller im Osten. Emil konnte an der Stelle, wo sich der Himmel röthete und die Sonne aufgehen sollte, erkennen, daß Osten zu seiner Linken lag, daß er also den richtigen Weg nach Süden eingeschlagen hatte. Das Gewitter hatte sich längst verzogen.

Heller und heller wurde es.

Emil's Kräfte fingen an nachzulassen, aber die Sehnsucht nach der Freiheit stachelte sie immer auf's Neue an.

Er bog, da es jetzt schon heller Tag war, vorsichtig um einen Weiler herum, ruhte in einem Wäldchen einen Augenblick aus, wo er aus einem Bache trank, um seinen brennenden Durst zu löschen, und nahm dann seinen Dauerlauf wieder auf, bis ihn ein lautes „Halt! Wer da!“ zum Stehen brachte. Er sah vor sich einen Mann in der Uniform der österreichischen Finanzwache. Er hätte laut aufjubeln mögen, denn nun war er ja gerettet. Hastig fragte er: „Ist hier die österreichische Grenze?“

„Die haben's schon passirt!“ sagte der Finanzwachmann. „Haben's etwas Steuerbares? Oder wollen's passen? Woher und wohin?“

„Ich bin ein politischer Flüchtling,“ versetzte Emil, „und habe mit knapper Noth mich aus einer unschuldigen, monatelangen Gefangenschaft gerettet. Ich bin ein Deutscher.“

Der Finanzwächter betrachtete mitleidig Emil und sagte: „Nun, da seien's nur froh, daß Sie jetzt in Sicherheit sind. Es ist eine böse Bagage da drüben. Steuerbares haben's nicht außer Ihrem Leben, das sehe ich schon. Wo wollen's hin?“

„Ich möchte nach Myslowice.“

„Dann nehmen's die Richtung nach da hinüber. Dort kommen's auf die Eisenbahn. Wenn's noch Geld haben, können's dann nach Myslowice fahren.“

„Ich habe noch einige Rubel,“ sagte Emil.

„Dann ist es ja gut,“ sagte der Finanzwächter. „Die wechselt Ihnen jeder auf dem Bahnhofe ein. Immer gehen's hier herunter, dann kommen's schon nach der Station.“

Emil bedankte sich und schlug dann die angedeutete Richtung ein.

Der Jubel über die erlangte Freiheit wurde nur getrübt durch die Sorge um das Schicksal seiner Schwester.

War auch sie gerettet, oder war sie von den Verfolgern eingeholt und in den Kerker zurückgeschleppt worden?

19.

Morgens gegen sieben Uhr ertönte vom Thurm der Pfarrkirche zu Bobreck die kleine Sanctusglocke, welche anzeigte, daß das Meßopfer bis zur Wandlung gelangt sei.

Die Kirche, ein Bau aus Feldsteinen mit mächtigem, steil abfallendem Schindeldach, am Westportal von einem viereckigen, steinernen Thurm mit hoher, hölzerner Spitze überragt, lag etwas abseits vom Dorfe auf einem Hügel, der gleichzeitig als Kirchhof diente.

Am Altar stand der greise Pfarrer und celebrierte die Messe. Eine Anzahl Frauen und Kinder und nur vereinzelte alte Männer wohnten dem Gottesdienst bei. Trotz der frühen Stunde befanden sich die arbeitsfähigen Männer bereits bei der Arbeit in den benachbarten Bergwerken oder sie verrichteten Feldarbeit. Es war eine sogenannte „stille Messe“, die der greise Pfarrer las. Eine Viertelstunde ungefähr, nachdem die Sanctusglocke geläutet hatte, war die kirchliche Amtshandlung zu Ende, und der Pfarrer begab sich, nachdem er sich in der Sakristei umgekleidet hatte, nach dem einfachen Pfarrhause, das unter uralten Linden halb verborgen lag und nur einen Seitengiebel der Landstraße zulehrte, die an ihm vorüberführte.

Im Eßzimmer war das Frühstück aufgetragen, da ja die Messe nüchtern gelesen werden muß. Der alte Herr sprach dem Kaffee und dem frischen Gebäck mit gutem Appetit zu, dann rief er nach der alten Wirthschafterin:

„Frau Schaub, ich habe ein wichtiges Schriftstück für das Gericht abzufassen und möchte nicht gern gestört werden. Wenn also nicht eine sehr dringende Angelegen-

heit kommt, wie ein Ruf zu einem Kranken oder Sterbenden, so bestellen Sie die Leute für den Nachmittag.“

Der alte Herr begab sich in sein Studirzimmer, setzte sich an seinen einfachen Schreibtisch zurecht, nahm einen großen weißen Bogen und schrieb:

„An das Königliche Kreisgericht zu Beuthen O/S.

In meiner Eigenschaft als Priester und Seelsorger meiner Gemeinde bin ich verpflichtet, dem hochlöblichen Kreisgericht folgende Anzeige zu machen, es der Behörde überlassend, welche amtliche Schritte zu thun sind.

Seit einer Reihe von Jahren hatte ich in meiner Gemeinde die Frau Schichtmeister Wagner aus Pniaki, welche katholisch war, während der Mann und die Kinder dem protestantischen Bekenntniß angehörten. Die Ehe war eine durchaus glückliche, und die Familie erfreute sich allgemeiner Achtung. Vor ungefähr zehn Jahren drang auch zu mir das Gerücht von der Verhaftung des Schichtmeisters Wagner, in dessen Büchern man Fälschungen und in dessen Kasse man einen großen Defekt entdeckt hatte. Der Mann wurde in Untersuchungshaft gesetzt, und ein Prozeß gegen ihn eingeleitet.

Zu jener Zeit erschien bei mir an einem Sonntage ein Bergmann, Namens Muschallik, in Pniaki wohnhaft, der mit mir eine Unterredung wünschte und zwar auf Grund des Beichtgeheimnisses. Natürlich war ich sofort bereit, dem Manne diese Unterredung zu gewähren, und schloß mich mit ihm in mein Studirzimmer ein.

Muschallik wollte erst nicht mit der Sprache heraus und fragte mich, ob man einen Eid unter allen Umständen halten müsse. Ich erklärte ihm, daß auf eine so allgemeine Frage eine Antwort nicht möglich sei. Ein Eid müsse unter allen Umständen gehalten werden, aber es gebe Eide, die man nicht halten dürfe oder nicht zu halten brauche, wenn sie z. B. erzwungen seien oder wenn man durch sein

Schweigen ein Unrecht oder ein Unglück herbeiführe. Muschallik erklärte mir darauf, er befinde sich in der Lage, einen schweren Eid geschworen zu haben und fühle sich in seinem Gewissen bedrängt, doch jetzt ein Geständniß zu machen und diesen Eid zu brechen.

Es bedurfte längeren Zuredens von mir, bis sich Muschallik auf meine Versicherung hin, daß unter keinen Umständen Jemand etwas von seinem Geständniß erfahre, mir folgende Mittheilungen machte:

Er war bis vor einem halben Jahr als Grubenwächter auf der Amandusgrube angestellt gewesen, und zu seinen Obliegenheiten gehörte auch die Bewachung des Verwaltungsgebäudes, der im Unterstoß desselben befindlichen Kasse und des gesammten Gehöftes, in dem sich verschiedene Diensträume und Beamtenwohnungen befanden. Ein Kontrollapparat, der in der Kasse aufgestellt war und von dem aus ein Draht durch die Mauer hindurch geführt worden war, mußte von Muschallik alle Viertelstunden in Bewegung gesetzt werden. In dem Verwaltungsgebäude wohnte damals nur der unverheirathete Bergverwalter Kaminski, der damalige höchste Beamte des Werkes. Der Schichtmeister Wagner wohnte mit seiner Familie in einem besonderen Gebäude, das ebenfalls zu Beamtenwohnungen eingerichtet war und einige hundert Schritte seitwärts von dem Verwaltungsgebäude lag. Die Kasse befand sich, wie Muschallik ausdrücklich sagte, in einem Zimmer, das nicht nur eiserne, sehr dicht schließende Fensterladen, sondern auch eine eiserne Thür nach dem Korridor hatte. Der Kassenschrank selbst stand in einer Wandnische innerhalb des Zimmers, die wiederum von dem Zimmer durch eine feuerfeste, eiserne Thür abgeschlossen war.

Bei seinen Rundgängen um das Haus und beim Ziehen der Kontrolluhr war es Muschallik wiederholt vorgekommen, als habe er zu gewissen Stunden der Nacht einen matten

Lichtschein in dem Kassenzimmer bemerkt. Er hatte dann besonders gut Acht gegeben, hatte lange gehorcht, hatte aber nie Jemanden das Haus verlassen sehen. Muschallik war leider, wie alle Bewohner hiesiger Gegend, sehr abergläubisch und glaubte das Licht auf den Berggeist zurückführen zu müssen, an den unsere Bergleute steif und fest glauben. Er gestand mir zu, daß ihn die Neugier schließlich aber doch gepackt habe, und daß er sich daran machte, diese Lichterscheinungen sorgfältiger zu untersuchen. Er fand heraus, daß dieselben nicht regelmäßig eintraten; oft blieben sie zwei bis drei Nächte fort, dann erschienen sie wieder. Endlich entschloß er sich, einmal näher zuzusehen, was in der Nacht in der Kasse geschehe.

Er besaß den Schlüssel wohl zum Thor des Geschäftes, nicht aber zur Hausthür des Verwaltungsgebäudes; von diesen Schlüsseln aber waren mehrere vorhanden, und Muschallik besorgte sich einen solchen direkt vom Schichtmeister, um — wie er diesem sagte — auch durch die Korridore gehen zu können, wenn ihm etwas auffallen sollte. Niemand außer dem Schichtmeister Wagner wußte davon, daß Muschallik diesen Schlüssel besaß. In einer der nächsten Nächte, als der Wächter wieder den Lichtschein sah, schloß er vorsichtig die Hausthür an der Rückseite des Gebäudes auf und schlich sich in den Korridor. Nachdem er ungefähr eine Stunde gewartet hatte, sah er, wie sich die eiserne Thür der Kasse langsam öffnete, und ein Lichtschein aus derselben fiel. Er hatte sich in der Nähe hinter einem hölzernen Schrank, der im Korridor stand und dazu diente, die Ueberkleider der Schreiber aus der Schichtmeisterei während der Dienststunden zu verwahren, versteckt und sah bald darauf deutlich den Bergverwalter Kaminski an sich vorübergehen, nachdem dieser leise die Kassenthür wieder verschlossen hatte. Kaminski begab sich nach seiner im oberen Stockwerk belegenen

Wohnung. Er hatte Muschallik nicht gesehen, und dieser konnte es sich nicht recht erklären, was der oberste Beamte des Werkes Nachts im Kassenzimmer zu thun hatte. Da indeß dem Bergverwalter der Zutritt zu allen Räumlichkeiten zusteht, beruhigte sich Muschallik vorerst, wagte auch nicht, den so hoch stehenden Beamten zu fragen; ebensowenig aber theilte er irgend Jemandem von seiner Beobachtung etwas mit, weil er fürchtete, in Ungelegenheiten oder gar um seinen Dienst zu kommen.

Noch zwei- oder dreimal beobachtete er deutlich den Bergverwalter Kaminski, wenn dieser aus dem Kassenzimmer herauskam. Die Besuche, die er dem Zimmer abstattete, fanden gewöhnlich zwischen zwölf und ein Uhr Nachts statt. Muschallik erkundigte sich unter der Hand, wer im Besitz von Schlüsseln zur Kasse sei, und erfuhr, daß der erste Schichtmeister-Assistent neben dem Schichtmeister einen Schlüssel zu der Thür besitze, die vom Korridor in das Kassenzimmer führte, daß die Schlüssel aber, welche die Schranknische und den Schrank selbst öffneten, sich lediglich im Besitz des Schichtmeisters befänden.

Die Neugier plagte Muschallik in der vierten Nacht, in der er den Lichtschein beobachtete, an der eisernen Thür im Korridor zu klinken. Dieselbe war sonst von Außen verschlossen, ging aber diesmal auf. Muschallik trat vorsichtig in das Zimmer und fand, daß der Bergverwalter Kaminski die Schranknische geöffnet hatte und in dem ebenfalls geöffneten Geldschrank herumwühlte. Infolge des Geräusches, das beim Eintritt Muschallik's entstand, wendete sich der Bergverwalter Kaminski um und stürzte sich dann mit einem Schreckensschrei auf den Wächter. Dieser war so verblüfft, daß er sich zuerst nicht zu vertheidigen wagte. Als er aber merkte, daß der Bergverwalter allen Ernstes damit umging, ihn zu erwürgen, setzte er sich zur Wehr, und es kam zu einem Ringkampfe

zwischen ihm und Kaminski, in welchem der kräftige Bergmann schließlich Sieger blieb. Als er Kaminski unter sich hatte, ihm auf der Brust kniete, und als dieser sah, daß er sich nicht weiter vertheidigen konnte, verlegte er sich auf's Bitten. Er versprach Muschallik so viel Geld, als er nur haben wollte, wenn er ihn loslasse und sich mit ihm im Guten auseinandersetze. Als Muschallik ihn darauf vorsichtig losließ, schenkte ihm Kaminski eine Anzahl Kassenscheine, nahm aber dann sofort eine andere Haltung an. Er vertrat dem Wächter den Weg nach der Thür zum Korridor und erklärte ihm, Beide würden lebendig das Kassenzimmer nicht verlassen, wenn Muschallik nicht schwören wolle, nie Jemandem etwas von dem mitzutheilen, was er gesehen habe.

Ich weiß nicht, ob sich Muschallik vor einem zweiten Kampfe fürchtete. Er sagte mir, der Bergverwalter habe Augen gemacht, die ihm Schrecken eingeflößt hätten. Dazu kamen die großen Versprechungen, die ihm der Bergverwalter machte, und Muschallik kniete nieder, hob die Hand empor und sprach dem Bergverwalter einen Eid nach, den dieser ihm vorsagte und der nach Muschallik's Aussage so fürchterlich war, daß ihm beim Nachsprechen der Worte die Haut schauderte. Dann händigte er ihm noch einen Fünfundzwanzigthalerschein ein und verließ mit dem Wächter zusammen das Kassenzimmer.

Muschallik erhielt wiederholt Bergünstigungen von Kaminski, wurde aber als Grubentwächter entfernt. Er wurde wieder als Häuer angelegt und bekam eine sehr leichte und gut bezahlte Arbeit. Darüber sei nun ungefähr ein Jahr vergangen, da sei der Schichtmeister Makner wegen fehlenden Geldes verhaftet worden und werde wahrscheinlich verurtheilt werden, wenn nicht eine Aufklärung käme. Muschallik wußte nun, daß es eigentlich seine Pflicht sei, sich selbst vor Gericht zu stellen und seine Aus-

sage zu machen, aber er habe dabei verschiedene Bedenken. Das erste beträfe den Eid, den er geleistet habe; dann fürchte er, als Mitschuldiger Kaminski's behandelt zu werden; endlich sei es auch möglich, daß man seiner Aussage keinen Glauben beimesse, wenn ein so vornehmer Herr, wie Kaminski, ableugnete. Er habe ja keinen Zeugen.

Ich habe darauf mir alle Mühe gegeben, dem Muschallik in's Gewissen zu reden; ich habe ihm gesagt, daß er unter allen Umständen das Geständniß frei ablegen müsse, und daß sein Schweigen viel verbrecherischer sein würde, als der Bruch des erzwungenen Eides, so daß er unter Thränen erklärte, er wolle am nächsten Tage auf das Gericht gehen und Alles bekennen. Es müssen dem Manne aber neue Bedenken gekommen sein, denn er führte seinen Entschluß nicht aus. Er kam noch einmal zu mir, erklärte mir, er wisse vor Gewissensqualen nicht mehr, was er beginnen solle, könne sich aber nicht entschließen, sich selbst anzugeben, denn er sei mitschuldig, weil er von dem Bergverwalter Geld angenommen habe. Er verlangte bei mir zu beichten, ich wies ihn aber ab und erklärte ihm, daß unter allen Umständen ihm die Heilmittel der Kirche versagt bleiben würden, so lange er nicht sein Gewissen durch ein offenes Geständniß vor Gericht entlastet und dadurch verhindert habe, daß ein Unschuldiger verurtheilt würde.

Es war sowohl Muschallik als mir klar, daß die Fehlbeträge in der Kasse durch allmälige Entwendungen des Bergverwalters Kaminski entstanden waren. Auf welche Weise er sich die zweiten Schlüssel verschafft hat, weiß ich nicht; jedenfalls benutzte er sie dazu, um in kurzen Zwischenräumen Geldbeträge zu entwenden. Den Schichtmeister Mahner traf die Schuld, nicht sofort Anzeige von dem Fehlen des Geldes gemacht zu haben. Das Verschwinden der Beträge mußte ihm allerdings unbegreiflich

erscheinen, da die Kasse an jedem Morgen, wenn er sie öffnete, sorgfältig verschlossen war und keine Spur eines gewaltsamen Eindringens sich zeigte. Er wußte sich in seiner Angst, daß die Entwendung des Geldes ihm selbst zur Last gelegt werden könne, wohl nicht anders, als durch falsche Buchungen zu helfen, und diese sprachen jetzt vor Gericht laut gegen ihn und ließen ihn als schuldig erscheinen. Das Beichtgeheimniß, das ich unter allen Umständen bewahren mußte, verhinderte mich, in dieser Angelegenheit etwas zu thun. Ich durfte nicht einmal dem Bergverwalter Kaminski in's Gewissen reden. Ich mußte es einem Höheren überlassen, die Schuld, die hier begangen wurde, zu bestrafen.

Mahner starb nach einjähriger Gefängnißstrafe, und seine Familie lebte bis vor kurzer Zeit in Pniaki. Wie gerichtsseitig bekannt, ist Frau Mahner vor kurzer Zeit einem Dynamitattentat zum Opfer gefallen, das nicht gegen sie, sondern gegen den Repräsentanten des Werkes, den Baron von der Randen, gerichtet war; der Thäter ist bis heute noch nicht entdeckt.

Vor drei Tagen wurde ich eilig zu einem verunglückten Bergmann gerufen und fand hier, im Sterben liegend, den Häuer Muschallik. Derselbe verlangte sich mit Gott zu versöhnen, ich erkannte ihn sofort und erklärte ihm, daß ich mich nicht entschließen konnte, trotzdem er im Angesichte des Todes sich befinde, seine Beichte zu hören oder ihm Absolution zu ertheilen, wenn er nicht seine schwere Schuld gut mache. Der Sterbende wünschte nun, ein Mitglied der Familie Mahner oder den Repräsentanten, Baron von der Randen, zu sprechen, um diesen das Geständniß abzulegen. Beide waren nicht zu erreichen. Der Verstorbene beauftragte mich darauf, die Sache gerichtlich zur Anzeige zu bringen. Ich versah den Sterbenden mit den Gnadenmitteln der Kirche und blieb bei ihm, bis er seinen Geist aufgab.

Kraft des Auftrages, der mir von dem Sterbenden geworden ist, mache ich nunmehr, nachdem ich zum Schweigen nicht mehr verpflichtet bin, dem Gericht Anzeige von dem Vorfall und überlasse es den Behörden, die nothwendigen Schritte zu thun. Zu weiteren Auskünften bin ich bereit, auch kann ich ohne Weiteres als Zeuge in öffentlicher Gerichtsverhandlung vernommen werden.

Vorstehende Angaben nehme ich auf den von mir bei der Ordination als Priester dem Staate geleisteten Eid und bin außerdem bereit, den Zeugeneid auf jedes Wort dieses Berichts zu leisten."

Der greise Pfarrer legte die Feder nieder und faltete dann seine Hände zu einem stillen Gebet für das Seelenheil des Mannes, dessen Geständniß er soeben niedergeschrieben hatte.

20.

Anna hatte ihren Weg anfangs in gerader Richtung verfolgt, aber sie vermochte sich in der Abwechslung zwischen finsterner Nacht und dem hellen Leuchten der Blicke nicht genau zu orientiren. Sie ging, so rasch ihr die Angst vor der Unsicherheit des Weges dies gestattete, aber die Schnelligkeit, die sie erreichte, war durchaus keine bedeutende. Die Anstrengungen der letzten Tage wirkten noch nach. Sie fühlte, wie ihr die Füße schwerer und schwerer wurden, wie ihre durchnässten Kleider sie drückten und am Vorwärtsschreiten hinderten. Die Aufregung hatte sie gewissermaßen aufrechterhalten, diese wich aber jetzt mehr und mehr dem Gefühle des Unwohlseins, der Mattigkeit und Schwäche. Dazu kam ein fast unerträgliches Kopfschmerz, der Anna fast der Fähigkeit, klar zu denken, beraubte.

Das Gewitter verzog sich, aber der Regen hörte nicht

auf, sondern hatte sich in einen dauerhaften Landregen verwandelt, der ununterbrochen herniederrieselte. Immer noch verfolgte Anna den Weg, den sie zuerst eingeschlagen hatte, weil ihr das am sichersten erschien. Die Richtung nach der Grenze hatte sie längst verloren und auch nicht die geringste Hoffnung, dieselbe wiederzufinden. Aber sie hoffte, dieser Weg würde zur Grenze führen.

Da erschrak sie, sie hörte Stimmen in ihrer Nähe. Es war kaum Zwielicht, und selbst in der Entfernung von wenigen Schritten war noch nichts zu unterscheiden. Anna entdeckte seitwärts vom Wege ein Erlengebüsch, hinter dem sie sich niederduckte. An ihr vorüber zog unmittelbar darauf in der Entfernung von kaum zwei Schritten ein langer Zug von Männern, welche große Päckchen auf dem Rücken trugen. Sie gingen hinter einander, so daß immer Einer in die Fußstapfen des Andern trat. So viel wußte Anna aus ihrer Erfahrung an der Grenze, daß es Schmuggler seien; ob dieselben aber nach der österreichischen Grenze gingen oder von dorthier kamen, darüber war sie sich nicht klar, daran dachte sie auch in dem Augenblicke nicht, in dem sie die Schmuggler entdeckte. Das Herz stand ihr fast still vor Schreck, und sie hielt den Athem an, bis der letzte an ihr vorüber war. Sie wußte, daß Schmuggler, wenn sie sich belauscht oder entdeckt sehen, wenig Umstände machen, und daß bei ihnen ein Menschenleben nichts gilt, besonders wenn es das eines wehrlosen Weibes ist.

Erst eine Viertelstunde, nachdem die Schmuggler an ihr vorüber waren, erhob sie sich. Sie nahm an, daß sie sich in der Nähe der Grenze befinde, da es ja nur dort Schmugglerzüge gibt, und dieser Gedanke tröstete sie und gab ihr so viel Selbstbeherrschung, daß sie sich wieder aufraffen und weiter gehen konnte.

Aus ihrem Gehen wurde schon eine halbe Stunde später eine Art von Laumeln. Es wurde hell, so daß

man schon auf einige Entfernung sehen konnte. Mechanisch wankte Anna vorwärts. Für sie drehte sich das, was sie im Morgenlichte sah, beständig im Kreise, so daß sie sich schließlich auf einen Stein niedersetzen mußte. Das Fieber schüttelte sie unbarmherzig, die Kälte wurde dann von einer Hitze abgelöst, die Anna den Athem benahm und ihr den Kopf zu zersprengen drohte.

Sie erhob sich wieder von dem Stein und wankte im Morgenlicht weiter. Sie mußte sich ein Unterkommen suchen — das war der einzige Gedanke, den sich noch klar fassen konnte. Ein Licht schimmerte ihr seitwärts von der Straße entgegen; ein schmaler, holperiger, jetzt fast ganz durchweichter Weg bog von der Landstraße ab. Anna folgte ihm und gelangte an ein Bauerngehöft. Ein Zaun aus Brettern umgab das Grundstück, auf dem ein mit Stroh gedecktes, aus übereinander gelegten Balken zusammen gefügtes Bauernhaus stand; eine ähnlich gebaute Scheune und ein langer, schmaler, ebenfalls aus Holz hergestellter Stall schlossen sich daran an.

Ein Hund bellte und heulte, als Anna am Thor erschien. Trotz seines Bellens hörte Anna etwas wie Choralgesang, aber das war jedenfalls nur eine Täuschung, und dieses Klingen und Singen in ihren Ohren durch das Fieber hervorgerufen. Eine Frauenstimme rief endlich: „Wer ist da?“ — Und Anna antwortete in polnischer Sprache: „Helft mir! Ich habe den Weg verloren.“

Eine Frau näherte sich im Halbdunkel dem Thor und spähte über den Zaun. „Seid Ihr allein?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete Anna.

Die Frau schien einen Augenblick zu überlegen.

„Geht lieber weiter!“ rieth sie dann. „Ich bin nicht allein auf dem Gehöft. Hier ist kein Aufenthalt für Fremde. Wenn Ihr diese Straße verfolgt, so kommt Ihr in einer

halben Stunde nach Olfusz. Dort werdet Ihr schon ein Unterkommen finden.“

Trotz ihrer an Stumpfheit grenzenden Erschöpfung erschrak Anna bis in's Innerste ihres Herzens. Sie war jetzt mindestens drei Stunden gelaufen und glaubte in der Nähe der österreichischen Grenze zu sein. Sie mußte auf einen falschen Weg gekommen sein, der sie zum Theil im Kreise herumgeführt hatte. Sie hielt sich mühsam an dem Zaune fest.

„Erbarmt Euch meiner,“ bat sie mit zitternder Stimme. „Ich bin so durchnäßt, mich schüttelt das Fieber. Ihr seid ein Weib, erbarmt Euch meiner. Laßt mich meine Kleider trocknen und gebt mir ein Glas warmen Thee's, damit ich mich erholen kann.“

Die Frau schien unschlüssig zu werden, als sie Anna in dieser Weise anflehte. Sie beruhigte den Hund, der inunerfort noch kläffte, und sagte: „Ihr seid eine Russin, nach Curer Kleidung zu schließen.“

„Nein,“ erklärte Anna, „ich bin eine Deutsche und will nach der österreichischen Grenze.“

„Wo kommt Ihr her zu dieser Zeit?“ fragte die Frau. „Ihr müßt schon stundenlang im Regen herumgewandert sein.“

Anna schwieg und sagte dann zögernd: „Ich habe die Nachricht bekommen, daß meine Mutter jenseits der Grenze schwer erkrankt ist; ich wollte zu ihr und habe den Weg verloren.“

Diese Antwort schien die Frau zu beruhigen. „Ich will Euch Unterkunft geben,“ sagte sie; „aber Ihr dürft nicht neugierig sein. Kommt mit mir herein und verhaltet Euch still. Kümmert Euch nicht um das, was im Hause vorgeht, macht auch kein Geräusch, mein Bruder braucht nicht zu wissen, daß Ihr hier seid.“

Sie führte Anna in das Haus und in ein Zimmer,

in welchem eine Lampe vor dem Heiligenbilde brannte. Die Frau bekreuzte sich indeß nicht vor dem Bilde, sondern öffnete die Thür zu einer Kammer, in welcher einige Frauenkleider hingen.

„Ihr seid vollständig durchnäßt,“ sagte sie, „Ihr müßt Euch umziehen. Habt Ihr denn gar kein Gepäck bei Euch?“

„Nein,“ erwiderte Anna, „aber ich habe einiges Geld. Wenn Ihr mir etwas von Eurer Wäsche verkaufen wollt, so würdet Ihr mich vielleicht vor einer schweren Krankheit, ja vor dem Tode retten.“

„Kleidet Euch nur um,“ sagte die Frau. „Ich bin kein Faktor und helfe gern umsonst, wo ich kann.“ Damit ging sie hinaus und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Hemd aus grober, selbstgefertigter Leinwand, einem warmen Umschlagetuch und einem rothen Friesrock zurück.

„Hier nehmt,“ sagte sie, „ich werde Eure Sachen zum Trocknen aufhängen. Macht aber möglichst wenig Geräusch und kümmert Euch nicht um das, was hier vorgeht.“

Anna schob den hölzernen Kiesel, der sich an der inneren Kammerthür befand, vor und begann sich hastig umzukleiden. Sie fühlte sich geradezu wohl, als sie die trockenen Sachen auf dem Leibe hatte und sich in das Tuch einhüllen konnte. Sie klopfte leise an, die Frau erschien bald und brachte ihr noch ein Paar Strümpfe. Dann nahm sie Anna's Sachen mit, um sie am Ofen aufzuhängen.

Dieser große, gemauerte Ofen, der in einer Ecke des Zimmers stand, hatte einen Kuffaß, und um diesen herum befanden sich an der Decke befestigte Stangen, über welche man nasse Sachen zum Trocknen aufhängen konnte.

Die Frau brachte auch noch eine Pferdedecke und wies Anna ein Lager in der Ecke an, das aus einem Strohsack bestand. Dann gab sie ihr einen großen Topf heißen Thee's zu trinken und ließ sie allein.

Die völlig Erschöpfte streckte sich auf dem Strohsack nieder und versuchte einzuschlafen. Der eigenthümliche, von fern her tönende Gesang eines Chorals störte sie anfangs. Der Gesang war nicht im Hause, sondern irgendwo in der Nähe, jedenfalls hatte er aber auf dem Grundstück seinen Ursprung. Sie mußte immer darauf hören, schließlich schlief sie aber darüber ein.

Sie mochte wohl eine Stunde geschlafen haben, als sie einen heftigen Wortwechsel im Zimmer nebenan hörte. Es war die Stimme eines Mannes, der mit der Frau, die Anna aufgenommen hatte, zankte.

„Wie konntest Du ihr Aufnahme gewähren,“ sagte er, „weißt Du nicht, in welche Gefahr Du uns bringst?“

„Du bist ein Narr,“ versetzte die Frau. „Was hat sie denn gesehen? — Gar nichts.“

„Sie brauchte nichts zu sehen, sie hat den Gesang gehört.“

„Der Gesang ist kein Verbrechen. Ich werde nicht eine Kranke, die zu ihrer Mutter will, von meinem Gehöft fortweisen, das wäre gegen unseren Glauben. Weißt Du nicht, daß wir Menschen alle Brüder sind?“

„Wer sagt Dir,“ fragte die Männerstimme, „daß sie Dich nicht belogen hat. Wie kommt sie Nachts auf die Straße, wenn sie nicht eine Spionin ist, die man hierher geschickt hat?“

„Sie hat nichts gesehen,“ erwiderte die Frau, „kaum etwas gehört, denn das Fieber packte sie. Sie ist eine Deutsche, keine Russin, und wird uns nicht verrathen. Und wäre das auch der Fall, was thäte es? Müssen wir nicht bereit sein, um unseres Glaubens willen Schlimmes auf uns zu nehmen? Können wir uns dagegen schützen, daß wir verfolgt werden? Wenn Du Furcht hast, darfst Du kein Stundist sein.“

Die Männerstimme brummte noch etwas, dann wurde es still.

Jetzt wußte Anna, wo sie sich befand und was der Choralgesang zu bedeuten hatte, den sie gehört hatte. Sie war in ein Gehöft gerathen, in dem die Sekte der „Stundisten“ ihre Gemeindeversammlungen abhielt.

Es gibt kein anderes Volk der Welt, in dem es so viel Sekten giebt, wie bei den Russen. Die Polen werden seltener Sektirer, weil zwischen ihnen und den Russen nicht nur der Nationalhaß, sondern auch der religiöse Unterschied besteht, daß die Russen griechisch-katholisch sind, während die Polen der römisch-katholischen Kirche angehören. Dennoch finden sich immer wieder, auch innerhalb des ehemaligen Königreichs Polen, kleine Sektengemeinden zusammen, und die hervorragendste derselben ist die Sekte der Stundisten. Dieselbe entstand in Südrußland im Jahre 1870. Sie verwirft jede Priesterherrschaft, die Sakramente und jeden äußeren Gottesdienst, geht auf die Grundlagen des Christenthums zurück und hält sich an die einfachen Moralvorschriften der Evangelien. Die russische Regierung, die alle Sekten fanatisch verfolgt, hat auch vom ersten Augenblicke die Stundisten, die bis heute nicht ausgerottet sind, sondern gerade in der letzten Zeit viel neuen Boden gewonnen haben, brutalisirt. Wer als Anhänger der Sekte ermittelt wird, kommt auf Lebenszeit nach Sibirien; wer zu den Ältesten einer Stundistengemeinde gehört oder seine Wohnung zu den Versammlungen derselben hergibt, hat die Verschickung in die sibirischen Bergwerke, also einen sicheren, aber langsamen Tod unter unsäglichen Qualen zu erwarten.

Während Anna noch über die Lage nachdachte, in die sie gerathen war, hörte man draußen Pferdegetrappel. Sie erhob sich von ihrem Lager und eilte an das Kammerfenster. Vorsichtig spähte sie durch dasselbe hinaus. Vier reitende Grenzsoldaten waren soeben auf dem Hofe angekommen und riefen laut nach dem Besitzer des Gehöftes.

Es war für Anna kein Zweifel, daß ihre Verfolger sie erreicht hatten. Einer Gefahr war sie soeben entgangen, um in die andere zu gerathen.

21.

Mortche, genannt der schwarze Mortche, saß in Olkusz in seiner Wohnung schon in früher Morgenstunde bereit und schien irgend einen Besuch zu erwarten. Auf seinem schlauen Gesichte zeigte sich hin und wieder ein Lächeln.

Es war erst sechs Uhr Morgens, als es ungestüm an seine Thür klopfte, und der Gefängnißwärter in höchster Aufregung erschien. Mortche geleitete ihn in ein Zimmer, das mit altmodischem Hausrath ausgestattet war und dessen Decke eine siebenarmige messingene Lampe zierte. Dann fragte er erstaunt, was der Gast wünsche.

Der Korporal sah ganz erbarmungswürdig aus. Er hielt Mortche beide Fäuste unter die Nase und schrie:

„Sie sind fort! Und Du, Halunke, hast ihnen zur Flucht verholfen.“

Mortche machte darauf ein Gesicht, als habe man ihm etwas sehr Liebenswürdigen gesagt. Er bat den Korporal, sich zu setzen, und holte dann aus einem Wand-schränkchen ein Weinglas, das er mit einem angenehmen riechenden Liqueur füllte.

„Der Herr Korporal,“ sagte er dann, „sind sehr aufgeregte, der Herr Korporal müssen etwas trinken; es redet sich dann besser.“

Trotz seiner großen Aufregung schien sich der Korporal dem Dufte des Liqueurs nicht entziehen zu können. Er kostete erst einen Schluck, dann stürzte er das ganze Glas hinunter und sagte: „Vorzüglich! Die Engel im Himmel trinken ihn nicht besser! Aber Du nichtswürdiger Schuft von einem Juden hast den beiden Gefangenen zur Flucht

verholfen. Und nun schaffe sie mir wieder, oder Du sollst früher bei Vater Abraham sein, als Du glaubst. Ich bekomme hundert Knutenhiebe, wenn der Oberst zurückkommt, und Du sollst mindestens dreihundert bekommen."

Mortche füllte das Glas des Korporals noch einmal und sagte dann: „Heißt 'n Geschäft! Dreihundert auf meinen Antheil, hundert auf den des Herrn Korporals. Warum so ungleich theilen? Oder werden den Herrn Korporal die hundert Hiebe weniger schmerzen, wenn ich dreihundert bekomme? Ueberhaupt, was ist geschehen? Ich weiß von nichts."

Der Korporal stärkte sich aus den Glase und fuhr fort: „Du Hund weißt es wohl. Als ich heute Morgen aufstand, etwas spät, denn wir haben gestern ein kleines Fest gefeiert, lag das ganze Fach der Wand neben dem Fenster im Hofe, und natürlich, die beiden Vögel waren aus dem Käfig entflohen, die beiden Deutschen, die Nihilisten. Einen Hammer haben sie zurückgelassen; woher haben sie den gehabt, wenn nicht von Dir? Wer hat ihnen zur Flucht verholfen außer Dir? Was soll ich jetzt thun? Morgen kommt der Oberst zurück, und ich möchte am liebsten desertiren, wenn ich daran denke, was er mir anthun wird. Was soll ich nun beginnen?"

„Das Erste, was zu beginnen wäre," sagte Mortche gelassen, „ist, das ausgebrochene Fach wieder zwischen die Balken zu setzen und so zu befestigen, daß man von außer nichts sieht."

„Das habe ich bereits gethan," meinte der Korporal. „Es braucht nicht jeder Mensch zu wissen, was geschehen ist. Gesehen hat es Niemand."

Mortche lachte und füllte das Glas des Korporals zum dritten Male.

„Ich habe es immer gesagt: der Herr Korporal sind ein begabter Mann, ein kluger Mann, ein geschiedter Mann;

der Herr Korporal könnten Oberst sein oder gar General. Schade, daß solche klugen Menschen nicht mehr werden, als Korporal. Nun ist doch Alles gut; das Fach in der Mauer ist wieder eingeseht, Niemand weiß etwas von der Sache: was soll nun geschehen?"

„Das frage ich Dich,“ schrie der Korporal. „Willst Du Deinen Spaß mit mir treiben? Was soll nun geschehen? Habe ich denn die Gefangenen? Was soll ich dem Obersten sagen, wenn er wiederkommt und die Gefangenen zu sehen verlangt?“

Mortche zwinkerte listig mit den Augen und fragte: „Der Herr Korporal können polnisch lesen?“

„Nein, das kann ich nicht und brauche ich nicht zu können. Ich kann russisch meinen Namen schreiben; mehr kann ich nicht und mehr brauche ich nicht.“

„Dann werde ich,“ versetzte Mortche, „dem Herrn Korporal etwas vorlesen.“

Er entnahm darauf der Schublade eines Tisches, der am Fenster stand, ein altes, sehr beschmutztes polnisches Zeitungsblatt, dessen Inhalt er einen Augenblick prüfte, um dann Folgendes vorzulesen: „Zekaterinoslaw. Befreiung von Nihilisten. Im hiesigen Gouvernementsgefängnisse saßen seit einigen Wochen zwei Verbrecher, die der nihilistischen Verschwörung beschuldigt waren, aber Alles leugneten. Vorgestern Nacht klopfte es an die Thür des Gefängnisses, und als der Unteroffizier der Wache öffnete, sah er einen russischen Offizier mit vier Soldaten, der ihm einen Schein vorzeigte, den der Korporal nicht zu lesen vermochte, und auf Grund dessen der Offizier die sofortige Auslieferung der beiden Nihilisten verlangte, um sie nach einem anderen Gefängnisse zu transportiren. Die beiden Gefangenen wurden geweckt und von dem Offizier und den vier Soldaten in Empfang genommen und fortgebracht. Wie sich schon am nächsten Tage herausstellte.

hatte Niemand den Auftrag, die Gefangenen fortzuschaffen, es handelt sich vielmehr ohne Zweifel um einen Streich der Nihilisten, die unter dieser Verkleidung ihre Mitverschworenen aus dem Gefängniß entführt haben. Die angestellte Verfolgung war nutzlos."

Der Korporal hörte ernstlich zu; das Verständniß aber kam ihm erst, nachdem ihm Mortche auseinandergesetzt hatte, wie die Mitverschworenen der Nihilisten sich als Soldaten verkleiden und auf diese Weise ihre Genossen gerettet hatten.

„Sehr gut,“ sagte der Korporal, „aber was soll ich damit?“

„Der Herr Korporal,“ erklärte Mortche, „ist ein kluger Mann und hat schon Größeres vollbracht. Wenn der Herr Oberst zurückkommt und die Gefangenen zu sehen wünscht, wird der Herr Korporal ein erstauntes Gesicht machen und sagen: Welche Gefangenen? Und wenn der Herr Oberst sagen wird: ‚Die beiden Deutschen‘ — dann wird der Herr Korporal ein noch erstaunteres Gesicht machen und sagen: ‚Die Leute sind forttransportirt. Es sind doch schon in der ersten Nacht dagewesen ein Offizier und vier Soldaten, die der Herr Oberst selbst geschickt hat, damit die Gefangenen abgeholt werden.‘ — Der Herr Korporal wird weiter sagen: ‚In der Nacht habe ich dem Offizier und den vier Soldaten die Gefangenen übergeben, und sie sind fort jetzt schon zwei Tage.‘ — Darauf wird der Herr Oberst sich wundern, wird fluchen und schimpfen, vielleicht grob sein gegen den Herrn Korporal, aber ihm nichts thun können, denn er wird sich denken, daß es sich handelt um eine Verkleidung von Verschworenen, die ihre Genossen gerettet haben, und der Herr Oberst wird schreiben einen großen Bericht von der großen Verschwörung nach Warschau und wird erhalten ein Lob für seine Entdeckung der Verschwörung und den Auftrag, weiter nach Ver-

schworenen zu forschen. Der Herr Korporal wird vielleicht vernommen werden einmal, zweimal, dreimal, und wird immer dieselbe Geschichte erzählen und wird beschreiben den Offizier, wie er ausgesehen hat, und wird ihn so beschreiben, wie man beschreibt einen Offizier, und wird bei dem bleiben, was er einmal erzählt hat. In acht Tagen wird verstummen das Geschrei, und der Herr Korporal wird ausrechnen, was er hat verdient an seinem Freunde Mortche; er wird dazu zählen die fünfundzwanzig Rubel, die ich ihm soeben gebe, und die Sache wird ver-
geßen sein."

"Dummes Zeug!" jagte der Korporal, steckte aber eilig die fünfundzwanzig Rubel ein. „Was soll ich mit diesen Lügen? Niemand wird sie mir glauben, und wird das Geheimniß entdeckt, dann komme ich nach Sibirien. Aber Du sollst mit, Du sollst mit nach Sibirien, oder noch besser, Du sollst gehenkt werden!"

„Sehr freundlich, Herr Korporal,“ lächelte Mortche. „Sehr erfreut über den Vorzug, den Sie mir gönnen. Aber wenn es nun schon gleich soll gehen zum Hängen, werde ich mir erlauben, mich zu vertheidigen. Ich werde sagen, daß ich nichts weiß von den Gefangenen, daß ich nicht mit ihnen gesprochen habe, und man wird mir glauben; denn wenn ich mit ihnen gesprochen hätte, wäre das doch nur möglich gewesen, wenn ich hätte Geld bezahlt dem Herrn Korporal, und das ist doch verboten. Wie könnte ich sonst zu den Gefangenen kommen? Will der Herr Korporal behaupten, daß ich mit den Gefangenen verkehrt habe, und sich selbst beschuldigen der Dienstverletzung und der Bestechung? Was soll bei der Sache herauskommen? Wenn aber der Herr Korporal so handelt, wie ich ihm gerathen habe, wird es acht Tage lang geben Geschrei und Skandal und Vernehmungen, und da kein Mensch außer uns Beiden etwas weiß, wird schließlich

die ganze Sache vergessen werden, und Keiner hat einen Schaden davon.“

Der Korporal kratzte sich den Kopf und machte noch allerlei Einwände, aber Mortsche füllte ihm eilig das Glas und erbot sich endlich, mit dem Korporal zu gehen, um ihm dabei zu helfen, die Spuren des Ausbruchs vollständig zu verwischen.

Nach einer Stunde war die leichte Arbeit gethan. Mortsche hatte noch eine Unterredung mit der Frau des Korporals, welche auch der Ansicht war, es sei am besten, den Plan Mortsche's zu befolgen. Er drückte der Frau einige Silberrubel in die Hand und ging dann, zufrieden mit seinem Tagewerke, nach Hause.

Hatte er nun wirklich Geschäfte in Krakau oder wollte er das Donnerwetter außerhalb abwarten, das am nächsten Tage bei der Rückkunft des Obersten sich über den Korporal entladen mußte — kurz, er theilte der Frau, bei welcher er als Wittwer zur Miethe wohnte, mit, er müsse in Geschäften fort, und eine Stunde später fuhr er in einem Bauernwägelchen, das ein kleines polnisches Pferd zog, der österreichischen Grenze zu.

22.

Der Schreck, der Muna befiel, als sie die vier Grenzsoldaten in den Hof reiten und hier von den Pferden steigen sah, ließ ihr fast das Herz stillstehen. Sie hatte fast schon vergessen, daß sie ein Flüchtling war, und jetzt war sie entdeckt. Nach ihrer festen Ueberzeugung hatte man ihre Spur gefunden, und die Soldaten kamen, um sie zu verhaften und wieder nach dem Gefängniß zurückzuführen.

Sie setzte sich auf den Strohsack nieder, da ihre zitternden Glieder ihr das Aufrechtstehen nicht gestatteten.

Sie hörte, wie die Soldaten flirrend in die Stube traten, sie hörte die Stimme der Frau, die ihr Aufnahme gewährt hatte, sie hörte, wie die Schritte sich der Kammer näherten, und war überzeugt, daß ihr Schicksal nunmehr besiegelt sei. Noch einen Augenblick dachte sie daran, durch das Kammerfenster zu entspringen, aber es war zu spät. Die Frau klopfte an die Thür und sagte: „Katla, *) öffne! Es sind Leute hier, die in die Kammer wollen.“

Anna hüllte sich in ihr Umschlagetuch, öffnete die Thür und suchte sich hinter derselben zu verbergen. Zwei der Soldaten traten ein, während die beiden andern durch die Thürspalte guckten.

„Meine Schwester Katla,“ sagte die Frau, „die zum Besuch aus Mjechow zu mir gekommen ist. Die Kermesse ist von dem großen Gewitterregen überrascht worden und naß geworden wie ein Käzchen. Sie hat das Fieber, aber es wird wohl besser werden.“

Die Soldaten betrachteten Anna prüfend und, wie es schien, machte sie mit ihrem Gesicht, das unter den Blicken der Männer doch trotz alles Schreckens erröthete, auf diese einen günstigen Eindruck. Einer von ihnen sagte in polnischer Sprache: „Wir wollen hoffen, daß es dem Mädchen nichts schadet. Doch nun weiter! Ihr müßt uns auch noch die Scheune zeigen und eure Stalungen. Wir wissen genau, daß Ihr den Stundisten Unterkunft gebt, und daß sie Versammlungen bei Euch halten.“

„Wohl, wohl,“ sagte die Frau, „Ihr sollt Alles sehen. Ihr glaubt ja selbst nicht daran, daß ich eine Stundistin bin, und noch weniger, daß ich Versammlungen bei mir gestatte.“

Die Soldaten verließen die Kammer, und die Gast-

*) Abkürzung für Rotharina.

geberin sagte zu Anna, indem sie mit den Augen zwinkerte: „Deine Sachen, Katla, sind getrocknet. Du kannst Dich bald ankleiden.“

„Jawohl,“ sagte einer der Soldaten, „und sie soll Euch helfen, uns ein gutes Essen zurechtzumachen. Kommt nur, Kowalska, wir haben nicht so lange Zeit, uns aufzuhalten.“

Frau Kowalska folgte ihnen. Plötzlich stuzte einer der Soldaten und wies auf die Kleider Anna's, die auf den Stangen um den Ofen herum hingen.

„Was sind das für Kleidungsstücke?“ fragte er.

„Es sind die Kleidungsstücke meiner Schwester, welche, wie ich euch erzählte, vom Regen überrascht wurde und naß wie ein Käzchen hier ankam.“

„Von Eurer Schwester?“ fragte ein anderer der Soldaten. „Saget Ihr nicht vorhin, sie komme aus Mjechow? Woher hat sie diese städtische Tracht, die man hier nicht trägt?“

Frau Kowalska war jedenfalls nicht die Frau, die sich durch irgend etwas aus der Fassung bringen ließ.

„Sie ist in Krakau in Dienst gewesen,“ versetzte sie, „und dort hat sie die städtische Kleidung angenommen. Ihr wißt ja, wie die Mädchen sind. Sie halten die städtische Kleidung für besser, als die unsere, und man muß sie schon lassen, denn den Puz haben nun einmal alle Mädchen und Frauen im Kopf.“

„Also in Krakau?“ sagte einer der Soldaten. „Nun ja, dort tragen die Mädchen solche Tracht, ich weiß es; ich habe es schon einmal gesehen, denn ich war auch in Krakau.“

Der Soldat fühlte sich stolz, daß er mit der Kenntniß von Krakau prahlen konnte, und die anderen Soldaten waren nun überzeugt, daß es mit diesen Kleidern seine Richtigkeit habe. Sie gingen mit der Kowalska durch

Ställe und Scheune, in denen sie keine Stundisten, sondern nur den Bruder der Kowalska fanden. Sie scherzten mit diesem als mit einem alten Bekannten, aber der Bruder schien ihnen lieber auszuweichen. Er spannte bald darauf ein mageres Pferdchen vor einen Leiterwagen und fuhr, augenscheinlich froh darüber, daß er den Hof verlassen konnte, mit einer Ladung Stroh nach Olsusz.

Die Soldaten versorgten nach der Revision, bei der sie nichts gefunden hatten, ihre Pferde im Stall, dann setzten sie sich in der großen Stube nieder und sprachen der Flasche mit Wodki zu, welche ihnen die Kowalska vorgesetzt hatte.

Anna glaubte zuerst zu träumen. Selbst nachdem die Soldaten schon zehn Minuten ihre Kammer verlassen hatten, konnte sie sich noch nicht fassen. Es schien ihr unbegreiflich, daß der Besuch der Soldaten nicht ihrer Gefangennehmung galt. Aber sie mußte schließlich doch glauben, daß die Soldaten nur gekommen waren, weil die Wirthin ihnen als Mitglied der Stundistensekte bekannt war. Der furchtbare Schreck jedoch war nicht leicht zu überwinden. Anna legte sich erschöpft nieder und öffnete erst wieder, als die Kowalska klopfte.

„Ihr müßt Euch ankleiden und mir bei der Zubereitung des Essens helfen,“ flüsterte die Eintretende ihr in's Ohr. „Wir müssen mit den Soldaten zusammen essen, und wenn sie auch ein wenig lustig werden, so erschreckt nicht. Es sind Freunde von mir, d. h. sie kommen allwöchentlich, um hier zu essen und zu trinken und sich ein paar Rubel zu holen; dafür bin ich aber auch sicher, daß sie mich nicht verrathen, denn sie würden sich selbst um ihren wöchentlichen Schmaus und um das Geld bringen. Mein Schicksal wird von anderen Leuten bestimmt werden. Ich habe ihnen gesagt, daß Ihr meine Schwester seid, um unnütze Fragen zu vermeiden. Ver-

geht nicht, daß ich Anna Kowalska heiße, und neuut mich Du. Eure Kleider sind fast getrocknet, ich werde sie Euch geben. Den Oberrock müßt Ihr Euch zusammennähen, ich werde Euch Nadel und Zwirn geben; Schuhe werde ich Euch von mir bringen, Eure sind noch vollständig durchnäßt."

Mit zitternden Fingern nähte Anna ihr Kleid und zog dann die noch feuchten Kleider an. Sie wagte es nicht, die Kammer zu verlassen, bis die Kowalska sie holte.

"Bist Du so weit, Schwester?" fragte sie. "Die Herren werden schon ungeduldig, und Du mußt mir beim Anrichten helfen."

Sie sah die Leichenblässe auf Anna's Gesicht und die Angst, welche die Unglückliche zittern machte. Sie führte sie in das Zimmer, in dem die Soldaten lärmten.

"Entschuldigt nur, meine Herren," sagte sie, "aber meine Schwester hat sich erkältet und hat ein wenig das Fieber."

"Ha," sagte einer der Soldaten, "das Fieber! Dann soll sie einen Wodki trinken, das ist vortrefflich gegen das Fieber. Komm her, Du kleine Krakauerin, hier trink ein Glas! Du wirfst uns Bescheid thun."

Er goß ein Weinglas voll Schnaps und hielt es Anna hin.

"Trink!" rief er.

"Trink!" riefen auch die Anderen. "Wenn Du auch in Krakau gewesen bist, so brauchst Du doch nicht stolz zu sein und wirfst mit uns Soldaten trinken."

Anna nippte und erstickte fast an dem Schnaps, der ihr Rippen und Zunge zu verbrennen schien. Die Soldaten lachten.

"Seht doch die vornehme Dame! Müßte man nicht glauben, sie habe Zeit ihres Lebens nur Champagner getrunken? Vorwärts, hinunter damit! Es wird Dir wohlthun, Mädchen."

Die Kowalska war neben Anna geblieben und sagte jetzt: „Quält sie nicht, sie wird euch schon Bescheid thun; aber sie ist krank. Schwesterchen, zwinge Dich und trink, damit die Herren sehen, daß Du sie nicht beleidigen willst.“

Anna nahm allen Muth zusammen und trank fast das halbe Glas leer, dann reichte sie es dem Soldaten zurück.

„Nun, es geht!“ meinte dieser, „Du mußt noch mehr Uebung bekommen, dann trinkst Du auch noch ein ganzes Glas und siehst Dich nach mehr um. Aber nun macht ihr Weiber, daß wir etwas zu essen bekommen, ich habe einen Hunger, ich könnte eine von euch anbeißen.“

Die Soldaten lachten, und die Wirthin begab sich mit Anna nach dem Hausflur, wo ein großer Kochofen stand. Hier brät ein Stück gepökelten Schweinefleisches in einer Pfanne.

„Könn't Ihr kochen?“ fragte die Kowalska leise.

„O ja.“ sagte Anna.

„Gut, dann kümmert Euch um den Braten. Ich habe die Kartoffeln schon geschält und will sie aufsetzen; auch der Sauerkohl kocht schon.“

Der genossene Wodki erzeugte bei Anna eine Art Betäubung, aber er beruhigte sie auch; sie handelte fast mechanisch. Da drinnen im Zimmer lärmten die Soldaten, die jetzt gemeinsam ein Lied sangen, eine jener schwermüthigen Melodien, die alle russischen Soldaten sehr gut und gewöhnlich mehrstimmig zum Vortrag zu bringen wissen.

Wie dankbar mußte Anna der Frau sein, daß sie sie für ihre Schwester ausgegeben hatte. Noch war sie aber keineswegs aus aller Gefahr. Irgend ein Zufall konnte den Soldaten verrathen, daß sie ein Flüchtling und aus dem Gefängniß in Nikusz entflohen. Um sich zu be-

ruhigen, fragte sie die Bäuerin, woher die Soldaten seien. Sie erfuhr indeß, daß die Leute nicht zum Kommando in Oksusz gehörten, sondern aus dem Orte Slomniki seien.

Das Essen wurde endlich fertig, und Anna half ihrer angeblichen Schwester beim Auftragen. Es wurde ein Tischtuch aufgelegt, was die Soldaten, die an solchen Luxus nicht gewöhnt waren, mit einem gewissen Selbstbewußtsein zu erfüllen schien. Dann wurden Teller, Messer, Gabeln und Löffel aufgelegt, die Wodkiflasche aus einem Fäßchen im Keller neu gefüllt, auch ein paar Flaschen braunen, gährenden Bieres aufgetragen, und nun konnte die Mahlzeit beginnen.

Die Soldaten verlangten, daß die Kowalska und ihre Schwester daran Theil nähmen, und die beiden Frauen mußten sich am Tische niedersetzen. Die Soldaten aßen wie die Wölfe, und tranken ohne Aufhören. Als das Mahl zu Anna's größter Erleichterung endlich vorüber war, und der Tisch abgetragen wurde, fingen die Soldaten auf's Neue an zu singen. Der Rhythmus des Gesanges wechselte bald und ging in eine Tanzmelodie über, deren Takt von den Soldaten durch Handschläge markirt wurde.

Plötzlich sprang einer von ihnen auf, ergriff die Kowalska und begann mit ihr in der Stube herumzutanzten. dann forderte ein anderer Soldat Anna auf, und obgleich die Unglückliche an allen Gliedern zitterte, mußte sie doch Folge leisten.

Die Soldaten wechselten im Tanzen ab. Einer von ihnen, der besonders viel getrunken hatte, warf Anna verliebte Blicke zu, und als er sie zum Tanz aufforderte, versuchte er, sie zu küssen. Anna entzog sich ihm. Nachdem er jedoch einige Male mit ihr herumgetanzt hatte, zog er sie auf die Bank nieder und zwang sie, sich auf seinen Schoß zu setzen. Anna war vor Furcht und Angst halb besinnungslos.

Da erhob sich die Kowalska plötzlich. Sie sah die Leichenblässe auf Anna's Gesicht, und daß die Arme einer Ohnmacht nahe war.

„Laßt meine Schwester los!“ rief sie. „Man ist nicht so gewaltthätig gegen Frauen.“

„Do!“ versetzte der betrunkene Soldat. „Ihr seid wohl eifersüchtig? Kommt, seht Euch auch her. Man zieht freilich die jüngere Schwester der älteren vor, das ist so in der ganzen Welt.“

Die anderen Soldaten lachten, und einer von ihnen sagte: „Komm her, Kowalska! Bei mir ist auch Platz.“

Die Lage war entschieden eine kritische geworden. Die Kowalska trat aber plötzlich an den Tisch und schlug mit der Faust auf denselben.

„Hört mich an!“ rief sie. „Ihr seid stets als Gäste willkommen in meinem Hause und könnt euch nicht beschweren, daß ihr jemals schlecht aufgenommen worden seid. Du,“ wandte sie sich an den russischen Soldaten, der die sich noch immer sträubende Anna festhielt, „laßt meine Schwester sofort los, oder es gibt ein Unglück. Wenn Du nicht ein heidnischer Hund bist, so wirst Du sofort Folge leisten, denn meine Schwester hat sich Gott verlobt. Voriges Jahr, als sie in schwerer Krankheit lag, hat sie geschworen, daß sie nie einen Mann nehmen und daß sie in ein Kloster gehen will.“ Damit riß sie Anna aus den Armen des Soldaten und führte die halb Ohnmächtige zur Kammer, ihr zuflüsternd: „Bleib' drinnen, Ich werde mit den Kerlen schon fertig werden.“

Der betrunkene Soldat sprang auf und brüllte: „Was kümmert es mich, daß sie sich Gott verlobt hat, ihr Polen habt einen andern Gott, als wir.“

Der Unteroffizier legte sich jetzt in's Mittel. „Rede nicht solchen Unsinn!“ sagte er. „Wir haben Alle nur einen Gott, und wenn sich Jemand Gott verlobt, so ist

es eine Sünde, ihn in seinem Vorhaben zu hindern. Schade, daß das Mädchen eine Klosterfrau werden will, sie hätte wohl einen Mann glücklich machen können. Aber nun ist es Zeit, daß wir wieder aufbrechen. Vorwärts!"

Er nickte der Kowalska zu. Diese holte aus ihrer Tasche ein Beutelportemonnaie heraus und händigte jedem der Soldaten einen Rubelschein, dem Unteroffizier aber zwei ein. Dann stiegen die Soldaten zu Pferde und ritten davon.

Vergeblich aber klopfte die brave Frau an Anna's Zimmerthür; sie erhielt keine Antwort, denn die Arme war ohnmächtig zu Boden gesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Für's ganze Leben.

Novelle

von

E. M e r k.

(Nachdruck verboten.)

Mau hat den Theaterabend Deinetwegen um eine ganze Woche verschoben; darauf kannst Du Dir etwas einbilden, Fred," sagte die Wittve des Rentmeisters v. Legenhäusen zu ihrem stattlichen Sohn, an dessen Arm sie, strahlend von mütterlichem Stolz, das Gesellschaftslokal der „Harmonie“ betrat.

Alfred war in den letzten Jahren stets nur auf kurze Zeit in der kleinen Stadt gewesen. So lange er noch die Schaffenburg'sche Forstschule besuchte, war es ihm freilich ein Leichtes, an allen Festtagen herüberzufahren zur Mutter. Aber dann hatte ihn die Militärpflicht und das Universitätsstudium nach München gerufen, darauf der Dienst als Praktikant ihn in traurige, einsame Gegenden in Niederbayern geführt. Auch jetzt, nachdem er sein Staatsexamen gemacht hatte, waren ihm nur wenige Tage Urlaub vergönnt, ehe er an seinem neuen Bestimmungsort im bayerischen Gebirge eintreffen mußte. Er freute sich darauf, dorthin zu kommen, die Berge hatten ihn von je gelockt, und die Erinnerung an ein am Waldeessaum in herrlicher Gebirgsgegend gelegenes Forsthaus, das ihn einmal als Knaben entzückt, ihn vielleicht bei der Wahl seines Berufes beeinflusst.

Aber auch die süße Ruhe daheim wollte er noch einmal so recht genießen. Er hatte sich in den letzten Jahren in manche Unbequemlichkeit, manche Entbehrung finden, sich manche häusliche Bequemlichkeit abgewöhnen müssen. Es that nun doch ungeheuer wohl, sich in dem wohlgeordneten Heim für einige Tage ganz wie ein Kind umfangen und umstricken zu lassen von der zärtlichen Liebe, die sich förmlich ausleben und erschöpfen wollte in diesen spärlichen Stunden der Nähe, die ihr vergönnt waren.

Auch das Heimathstädtchen, das er in München stets verächtlich das „Nest“ genannt hatte, gefiel ihm recht wohl nach seiner niederbayerischen Verbannungsstation, und es machte ihm einen erwärmenden Eindruck, als nun in dem bereits gefüllten Saal der Harmonie sein Erscheinen eine gewisse Erregung hervorrief, von allen Seiten bekannte Gesichter ihn grüßten, und da und dort ein neugieriger Blick hübscher Mädchenaugen, ein Geflüster, ein Lächeln verrieth, daß man ihm in der jungen Welt ein neugieriges Interesse entgegenbrachte. In dem Städtchen war es wie allerwärts: an liebenswürdigen jungen Damen herrschte ein ganz erheblicher Ueberfluß; heirathsfähige Männer gab es nicht eben viele. Sie wurden von der Großstadt fortgezogen, verschlungen; die armen Mädchen blieben zurück und alterten rasch in der friedlichen Stille des heimathlichen Lebens, in der ihnen nicht einmal vergönnt war, sich ein paar Jährchen zurückzulügen, denn Jedermann in ihrer Umgebung konnte ihnen ihre Jahre nachrechnen. Mit ihren welken, leise verbitterten Gesichtern erschienen die „älteren Jahrgänge“ immer noch in der Harmonie, obwohl sie bei den Tanzunterhaltungen meistens sitzen blieben, wenn nicht irgend ein gutmüthiger Ehemann sie einmal aufforderte, und es war kein Wunder, wenn der Anblick dieser öden Mädchenexistenzen in der heranwachsenden weiblichen Generation ein mitleidiges Grauen wachrief, und

den hübschen Siebzehn- und Achtzehnjährigen bei dem Gedanken an eine ähnliche Zukunft ein Schauer über den Rücken rieselte. Uebrigens hätte der junge Forstassistent auch unter größerer männlicher Konkurrenz eine Rolle zu spielen vermocht. Er war nicht bloß gut gewachsen, hatte nicht bloß ein offenes, frisches Gesicht mit dunkeln Augen und einer für einen Mann fast allzu zartrosigen Hautfarbe; er war auch ein vermögender junger Mann, ein braver Sohn, der niemals leichtsinnige Streiche gemacht hatte; dazu noch Reservelieutenant, was ebenso wie das „von“ vor seinem Namen in manchen Augen seinen Werth noch um das Doppelte erhöhte.

Er wurde scharf beobachtet, als er nun unter den Bekannten die Runde machte, die ältesten und die jüngsten „jungen Mädchen“ mit heiterer Herzlichkeit begrüßte. Selbst die besten Freundinnen maßen sich mit argwöhnischen, fast feindseligen Blicken: welcher wird er den Hof machen?

Alfred fühlte nach der vortrefflichen Bewirthung, dem guten Wein, mit welchem die Mutter seinen Besuch gefeiert hatte, einen tollen Uebermuth, der nur gesteigert wurde durch die übertriebene Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, durch den Anblick der aufgeregten Harmonievorstände, die mit ihren langen weißen Schleifen durch den Saal hin und her schossen, durch die kleinstädtische, ihm komische Feststimmung, welche die Gesellschaft beherrschte.

Der Vorhang ging in die Höhe; die Dilettantenvorstellung begann. Alfred suchte nach einer möglichst ernsten und wohlwollenden Miene, wie sie sich für einen dankbaren Zuhörer ziemt; aber der Muthwille bligte ihm noch immer aus den Augen.

Man gab ein Stück des Harmonievorstandes, der einen unbezwinglichen dichterischen Drang in sich fühlte, und man spielte so linksch und hölzern, wie Dilettanten das meist zu thun pflegen. Ein mittelmäßiges Nachwerk von

schlechten Schauspielern gegeben, daß ist eine starke Zumuthung für einen gebildeten Geschmack.

„Aber das ist ja fürchterlich! Glaubst Du, daß es lange dauern wird?“ flüsterte Alfred seiner Mutter zu.

„Ja, Du hast ganz recht; aber laß es Dir nur nicht merken,“ gab die Mutter, welche stets der Meinung ihres Sohnes beizupflichten pflegte, mit einem besorgten Blick auf ihre Nachbarn zurück. Alfred aber schaute plötzlich mit sehr rege gewordenem Interesse auf die Bühne, welche soeben eine junge Dame betreten hatte. Es war ein mittelgroßes, sehr hübsch gewachsenes Mädchen mit einem runden, weichen, allerliebsten Blondköpfchen, auf dem das kleine Kammerjungferhänbchen ganz entzückend saß. Sie spielte lebhafter und gewandter als die Mitwirkenden, die bisher aufgetreten waren und hatte vor Allem ein helles, echtes, eigenartiges Lachen, um welches selbst eine Schauspielerin von Fach sie beneidet haben würde.

Alfred neigte sich wieder zu der Mutter.

„Wer ist dieses reizende Ding?“ frug er neugierig.

„Du kennst sie nicht? Nein, das ist köstlich!“ flüsterte diese, schüttelte den Kopf und sah lachend den Sohn an. „Das Klärchen! Unsere Nachbarin! Zollinspektor Niese's Klärchen kennt er nicht mehr!“

„Ei freilich, das Klärchen! Aber sie ist so viel hübscher geworden,“ sagte Alfred, ohne die Augen von der Bühne abzuwenden.

„Daß Du das Klärchen nicht erkannt hast!“ fing die Mutter wieder an, sobald der Vorhang gesunken war. „Ihr habt doch als Kinder zusammen gespielt; das heißt, Du warst ja schon ein großer Junge. Aber sie hat ein besseres Gedächtniß. Sie hat mir erst vor ein paar Tagen erzählt, daß Du ihr einmal bei einem Kussah helfen wolltest und ihr allerlei närrisches Zeug vorgeschwätzt hast, daß sie kaum das Lachen verbeißen konnte, als sie dann die Arbeit vor-

lesen mußte. Später einmal, bei dem ersten Ausflug, den sie in der Harmonie mitmachen durfte, hast Du sie am Arm geführt und ihr eifrig den Hof gemacht."

"Darauf besinnt sie sich wirklich noch?" rief Alfred geschmeichelt, und das rasche Blut stieg ihm in das helle Gesicht.

Im Saal wurden die Stühle gerückt; man stand in plaudernden Gruppen umher; Alfred hatte sich eben ein paar jungen Damen genähert, als er das schlanke, reizende Kammerfädchen, noch im Kostüm, auf seine Mutter zueilend sah. Nun machte er sich rasch wieder los, um sofort die Bekanntschaft mit der jungen Nachbarin zu erneuern.

"Liebe Frau Rentmeister," rief die helle, einschmeichelnde Stimme, „ich muß Sie begrüßen, bevor ich mich in der Garderobe umkleide. Es hätte mir ja so schrecklich Leid gethan, Sie gar nicht mehr zu sehen, und Sie gehen immer so früh nach Hause."

"Es ist auch Zeit zum Schlafen für eine alte Frau wie ich."

"Aber Sie sind ja gar keine alte Frau! Nein, Sie glauben gar nicht, wie gut Sie heute aussehen! Diese schwarzen Spitzen stehen Ihnen prächtig. Sie haben sich aber heute auch besonders gepuht."

Ihr helles Lachen, das etwas von einem Vogelgezwitscher hatte, beschloß die schmeichelnden Worte, die ihr glatt von den Lippen flossen und der Wittwe sichtlich einen angenehmen Eindruck machten.

"Freilich habe ich mich gepuht; für ihn!" erwiderte sie, auf den Sohn deutend. „Hier stelle ich Ihnen den seltenen Gast vor, Liebes Märchen, dann können Sie ihn dafür zanken, daß er mich nach Ihrem Namen frug."

Das junge Mädchen hatte den Fächer vor das Gesicht gebreitet und über dessen Federrand hinweg blickten ihre schelmischen Augen zu Alfred empor.

"O, ich sehe ganz abscheulich aus und schäme mich!"

rief sie mit ihrer koketten Lebhaftigkeit. „Denken Sie, liebe Frau Rentmeister, ich bin geschminkt! In der Großstadt, in München, findet man das vielleicht gar nicht so schrecklich, nicht wahr, Herr v. Legenhausen? Aber ich wollte durchaus nicht. Und wenn der Friseur nicht so fest darauf bestanden hätte, es müsse sein, wenn man Theater spielt, nie, nie hätte ich's gethan! Und nun will ich auch rasch diese häßliche Farbe wegreiben! — Recht gute Nacht denn, meine liebe Frau Rentmeister!“ Mit einem kurzen, schnippischen „Auf Wiedersehen!“, das Alfred galt, war die zierliche Gestalt wieder fortgeschlüpft, das geschminzte Gesichtchen unter dem großen Fächer versteckend.

„Nun führst Du mich nach Hause, Fred,“ sagte die Wittwe, den Arm des Sohnes ergreifend. „Ich will mir den morgigen Tag nicht durch Kopfwelch verderben. Bis zum Tanz bist Du lange zurück.“

„Ja, das Klärchen,“ begann die Mutter, sobald sie auf der Straße dahingingen. „Ich habe das liebe Kind ordentlich in's Herz geschlossen. Wie oft hat sie mir Gesellschaft geleistet, wenn ich meines Hustens wegen das Zimmer hüten mußte. Und immer voll Aufmerksamkeit und Achtung gegen mich! Alles findet sie schön bei uns, und wenn ich irgend etwas Neues einkaufe, ihr gefällt's. Ja, das Kind hat nicht bloß ein Engelsköpfschen, sondern auch ein Engelsherz.“

Mit einer gewissen erregten Hast schloß Alfred die Hausthüre auf und küßte die Mutter auf das gute, treue Gesicht, dann eilte er den Weg zurück. Es war Winter; eine milde, feuchte Nacht mit naßgrauem Schnee und schwerem Himmel. Aber dem jungen Mann schien eine wahre Frühlingstrunkenheit durch das Blut zu rieseln.

Als er in den Saal zurückkehrte, suchte er sofort nach Klärchen. Sie trug nun ein weißes Kleid mit blauen Schleifen; ihr Gesicht war eben so rosig wie mit der

Schminke, nur die vorher schwarz gefärbten Brauen waren nun wieder blond, wodurch ihr Blick viel sanfter und weicher wurde. Mit ihren rund um den Kopf gelegten Zöpfen, ihrem offenen, heiteren Wesen erschien sie Alfred wie ein rechtes Naturkind. Er wunderte sich ordentlich, wie gut man sich mit ihr unterhielt; die meisten Mädchen waren ihm bisher einsilbig, und ein Ballgespräch daher sehr mühsam vorgekommen. Er entledigte sich auch aller Tänze, die er früheren Bekannten schuldig zu sein glaubte, wie einer sauren Pflicht, und kehrte so rasch als es nur irgend ging, wieder zu Klärchen zurück; auch sie schien sich seiner Nähe zu freuen, denn sie richtete auf ihrer Tanzkarte zum Aerger einiger junger Herren die größte Verwirrung an, nur um Alfred noch einen Walzer frei zu halten.

Dies fiel natürlich auf in dem kleinen Saal, in dem es so viele neugierige, beobachtende Augen gab. Man neckte Klärchen, und das Lachen, mit dem es geschah, klang zuweilen recht spitz.

„Sie dürfen nicht immer mit mir plaudern,“ flüsterte sie ängstlich, als Alfred wieder auf sie zutrat. „Da drüben sind ein paar Damen sitzen geblieben, und die Mütter werfen mir böse Blicke zu.“

Er lachte bloß; er war in einer muthwilligen Stimmung, in der man es köstlich findet, der eigenen Laune zu folgen und die Umgebung ein wenig zu reizen. Er wich nun gar nicht mehr von Klärchen's Seite.

Das junge Mädchen, das keine Mutter mehr hatte, deren Vater, ein Pensionär und Sonderling, nie unter Menschen ging, war mit einer bekannten Familie in die Gesellschaft gekommen. Als man sich dann zu später Stunde auf den Heimweg machte, mußte einer der Herren sie nach Hause begleiten. Es schien nun selbstverständlich, daß Alfred, der Thür an Thür mit ihr wohnte, diese leichte Ritterpflicht

übernahm. Er bot Klärchen den Arm und schlug absichtlich den weiteren Weg ein.

Der Himmel hatte sich aufgeheitert; es war mondhell geworden.

„O, ich wollte, die Stadt wäre dreimal so groß, Fräulein Klärchen, und Sie wohnten am andern Ende!“

„Wirklich?“ Sie sagte es leise, mit einem plötzlichen Ernst. Dann schwieg sie wieder.

„Wir gingen schon einmal Arm in Arm,“ begann er. „Meine Mutter hat mir erzählt, daß Sie sich daran erinnerten.“

„Sie hatten das vergessen, nicht wahr?“

„Nein, nicht doch, nur —“

„O, leugnen Sie nicht. Wie sollte ich es Ihnen verdenken? Sie haben seitdem jedenfalls viel Anderes, Schöneres erlebt. Und ich, ach, vielleicht wüßte ich's auch nicht mehr; aber ich war ja noch so ein dummes Ding von kaum sechzehn Jahren und“ — sie lachte plötzlich hell auf und verbarg ihr Gesicht vor ihm, „und ich schwärmte damals für Sie!“

Er zog ihren Arm fester in den seinen. Es ist etwas Reizvolles um solches Bekenntniß von hübschen Mädchenlippen, wenn man Arm in Arm dahinwandert in der Mitternachtstille, und die Pulse noch rascher klopfen von Wein und Tanz.

„Es ist ja so lange her, volle drei Jahre; es war eine solche Kinderei! Darum darf ich davon sprechen,“ setzte sie hinzu.

„Also ganz vergangen? Ganz vorbei? Wie schade!“ sagte er, sich zu ihr herabneigend. Sie antwortete nicht; eine Weile ging sie mit gesenkten Augen dahin. Dann hob sie so lebhaft das Haupt empor, daß ihre seidene Hülle zurücksaut und ihr blondes Krönchen zum Vorschein kam.

„O, ich war ein so thörichter Bäckfisch. Aber leider nicht bloß thöricht, sondern auch schlecht! Wissen Sie, was

ich gethan habe? Es lastet mir schwer auf dem Gewissen! Ich habe Ihrer Mutter einmal ein Bild von Ihnen genommen! Denken Sie nur, Ihre Mutter, die ich so lieb habe, ich habe sie beraubt! Es war abscheulich, ich weiß es wohl. Aber ich hatte nicht den Muth, es ihr später wiederzugeben. Sie müssen es thun, nicht wahr, Herr v. Legenhausen. Sie werden Ihre Mutter glauben machen, daß es in Ihren Händen gewesen ist, und mir die Beschämung ersparen.“

„Das Original hat also allen Werth für Sie verloren, da Sie sich des Bildes begeben wollen? Das ist ja sehr traurig für mich. Ich wollte, diese reizende Schwärmerei läge nicht hinter Ihnen wie ein Märchen aus alten Tagen,“ versetzte er.

„Dann würden Sie gewiß nichts davon erfahren, Herr v. Legenhausen.“

„Darf ich wenigstens wissen, wann sie aufgehört hat, zu sein?“

„O, schon lange,“ lachte Klärchen. „Als Sie das nächste Mal in der Uniform hier waren nach den Manövern, und sich gar nicht um mich kümmerten, weil Sie immerfort schliefen, da —“

„Aber ich war ja nur zwei Tage hier und todmüde.“

„Gleichviel, das war die Heilung. Ich danke Ihnen dafür.“

„Eine vollständige Heilung?“

„Ja, eine gründliche.“

Eine Weile gingen sie ganz stumm dahin; aber sein Schritt wurde immer langsamer, zögernder, je näher sie an ihr Ziel kamen.

„Das war heute ein reizender Abend,“ sagte er dann. „Aber das Aersschönste ist doch dieser Heimweg, der mir vergönnt wurde. Nur sollte er noch einen recht, recht lieben Abschluß finden, so daß man wirklich wie an einen

einzigem Festtag daran denken könnte. — Klärchen! Vergessen Sie einen Moment, daß Ihre kleine Schwärmerei so ganz vorüber ist. Denken Sie, nur eine Minute lang, ich wäre wieder derselbe für Sie wie einst. Damals hatten Sie mich ein bißchen lieb, nicht wahr? Wenn man Jemand lieb hat, dann erfüllt man ihm auch eine Bitte. Ich möchte so gern einen Kuß von Ihnen haben, Klärchen!"

Er hatte sich zu ihr herabgebeugt mit seinen lachenden, bittenden Augen. Aber sie riß sich los, schlug die Hände vor das Gesicht und fing zu schluchzen an.

Diese unerwarteten Thränen machten ihn fassungslos.

„Sie weinen! Aber ich bitte Sie, Klärchen. Ich wollte Ihnen ja nicht wehe thun! Liebes, süßes Mädchen! Weinen Sie doch nicht!"

„O, Sie denken nicht gut von mir, sonst würden Sie nicht so zu mir gesprochen haben! Weil ich so offen zu Ihnen war, wollen Sie nun Ihren Spaß mit mir treiben.“

„Aber liebes Klärchen, nein! Wahrhaftig nicht! Wenn Sie wüßten, wie warm ich Sie bewundere, wie Sie mir gefallen, mich entzücken! Nie hat mich ein Mädchen in wenigen Stunden so bezaubert wie Sie! Wir Männer sind nun einmal so; wenn uns ein Mädchen recht reizend erscheint, dann zieht es uns unwiderstehlich zu ihren Lippen. Ist es denn ein Frevel, eine Beleidigung, daß ich Sie lieb habe, Klärchen?"

„O, Sie wissen sehr wohl, daß Sie mir das nicht sagen sollen, daß ich es nicht hören darf!"

Wieder vernahm er ihr leises Schluchzen. Er suchte ihr die Hände vom Gesicht zu lösen, ihr geseuktes Köpfchen in die Höhe zu ziehen, wie man ein weinendes Kind beruhigt.

Dabei berührten seine Finger ihren Hals, ihr Kinn, und ihre Haut war so weich und glatt und warm, daß ihn ein ganz tolles Verlangen ergriff, das ganze liebe Gesicht mit den Händen zu umfassen.

„Märchen, warum tränkt es Sie denn so tief, daß ich Ihnen gut bin?“

Sie sah noch immer nicht zu ihm auf.

„Weil ich ja doch weiß, daß Sie es nicht ernst meinen! Weil Sie morgen lachen und mich vergessen werden.“

„Gewiß nicht — nein! Niemals!“

Sie hatte nun die Hände vom Gesicht genommen und ging mit traurig gesenktem Haupt neben ihm her. Auf ihren langen Wimpern glänzten noch Thränen.

„Ach, sehen Sie, ich habe keine Mutter; mein Vater ist ein lebensmüder Mann und kümmert sich nicht um mich; darum muß ich ganz allein auf mich selbst achten, darum müssen Sie auch gut mit mir sein, Herr v. Legenhafen! O bitte, seien Sie gut! Gut und wahr!“

Als sie nun die großen, sonst so lachenden Augen mit dem flehenden Blick zu ihm aufschlug, da war es vollends um ihn geschehen. Er fühlte wohl, daß aus dieser übermüthigen Stunde eine bedeutsame geworden, die über die Zukunft, über sein Schicksal entschied. Aber es gab kein Zurück für seine jugendliche Begeisterung; die wonnige Gegenwart riß ihn fort. Er sagte sich, daß dieses Mädchen an seiner Seite das Weib sei, wie er es sich stets geträumt: so jung, so unberührt, daß er erst ihr Wesen formen und ihrem Dasein Halt geben durfte; so unerfahren und lindlich, daß sie sich leiten lassen würde von ihm, Wurzel fassen in seiner Nähe, wohin ihn auch das Leben führte. Wie eine beruhigende Erinnerung klangen ihm auch die Worte der Mutter durch den Sinn: „Märchen hat nicht bloß ein Engelsköpfschen, auch ein Engelsherz!“

Er blieb stehen. Seine Hände legten sich schmeichelnd um ihr blondes Haupt.

„Aber ich meine es gut und wahr und treu. Von Herzen hab' ich Dich lieb. Im tiefsten Herzen!“

Nun schmiegte sie sich näher an ihn.

„Ist es denn wahr? Kann es denn sein? Ach, wissen Sie, Alfred, jetzt will ich es Ihnen auch gestehen: sie ist nicht vorüber, die alte Schwärmerei. Nein, wie oft ich sie auch begraben zu haben glaubte, wenn ich Sie wieder sah, dann war es immer wieder das alte, alte Lied! Und deswegen hätte es mir auch so furchtbar wehe gethan, wenn Sie meine Schußlosigkeit benutzt hätten, um mir im Spaß zu sagen, was doch das Höchste für mich ist, das einzige Glück, das ich in der Welt finden kann.“

Wie ein Hauch nur kamen die letzten Worte von ihren Lippen; dann blieb der rothe Mund leicht geöffnet, und die Augen schauten mit einer ganz verträumten Sehnsucht zu ihm auf.

Er fühlte in dem Augenblicke, daß er sich selbst für einen Schurken halten würde, wenn er im Stande wäre, dieses süße Vertrauen zu mißbrauchen, dieses warme Kinderherz zu enttäuschen.

„Du liebes, süßes Mädchen,“ sagte er, und zog sie fester an sich und näherte ihr bittend die Lippen.

Sie barg in schüchternen Verwirrung die heißen Wangen an seiner Schulter.

„Aber wir haben uns ja Beide lieb! Wir gehören ja jetzt zusammen für immer!“ flehte er.

Nun versagte sie ihm ihr Mündchen nicht mehr.

„Wirst Du es heute noch Deiner Mutter sagen?“ flüsterte sie dann. „O, sie freut sich, das weiß ich. Ich habe sie so unendlich lieb — Deine Mutter.“

„Und Dein Vater, Klärchen?“

Sie sah ihn mit plötzlichem Erschrecken an.

„Mein Vater ist ein wenig wunderbar; aber er meint es gut. Wirst Du freundlich mit ihm sein, Alfred, und Dich nicht ärgern über seine brummige Art, mir zu lieb?“

„Gewiß nicht, mein Schatz!“

Ihre Augen lachten nun wieder voll schelmischem Muthwillen.

„Weißt Du, worauf ich mich freue? Wenn wir am Sonntag Arm in Arm über den Kirchplatz gehen. Wie die Leute sich wundern werden! Ich weiß Manche, die mir aus Neid die Augen austragen möchte!“

„Laß die Leute, mein Lieb! Ich freue mich, wenn wir allein sind, so wie jetzt.“ Er konnte sich nicht satt küssen an dem warmen jungen Mund. Aber sie schob ihn fort: „Geh, Du Wilder, wir müssen Abschied nehmen. Gute Nacht!“

Alfred stand noch eine lange Weile vor dem kleinen Hause, in dessen schmalen Thor die zierliche Gestalt verschwunden war; durch das Fenster im ersten Stock mit den blauen Vorhängen schimmerte Licht. Ihr Licht; und er träumte hinauf, verliebt, toll, selig. Er hatte ein Gefühl, als könnte er vor Erregung keine Ruhe finden; aber er lag kaum in den Kissen, so zog ein Schleier über sein Denken, und er schlief fest und still, wie nur je in seinen Schülerjahren.

Als er am nächsten Morgen erwachte, mußte er sich erst eine Weile besinnen. Er wußte, daß irgend etwas geschehen war; er hatte ein eigenes Gefühl in der Brust, ganz warm und wonnig, und das Herz klopfte ihm heiß und rasch. Plötzlich fuhr er, sich vollends dem Schlaf entringend, empor: Er hatte ja eine Braut! Eine Braut! Es war doch recht seltsam!

Wie das liebe, junge Gesicht, das er geküßt, ihm nun wieder greifbar vor Augen schwebte!

Rasch war es allerdings gegangen; rasch für eine Lebenswahl! Aber vor der Rührung, mit welcher ihm die Mutter um den Hals fiel, als er ihr erzählte, was sich auf dem Heimwege zugetragen hatte, vor ihrer bedingungslosen, freudigen Zustimmung verstummte das leise Wangen, das sich mitten in dem Jubel seines Herzens und seiner Sinne regen wollte.

Seine Mutter hatte das Mädchen aufwachsen sehen; sie mußte sie kennen wie ihr eigenes Kind. Wenn sie seine Wahl so völlig billigte, dann hatte er wohl trotz seines raschen Entschlusses das Rechte getroffen.

Es fiel ihm auf, daß die arme Frau ordentlich blaß war vor Erregung, als er ihr die Hand zum Abschied reichte, ehe er in das Nachbarhaus hinüberging zur feierlichen Werbung.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Alten,“ lachte er. „Die tyrannischen Väter sind aus der Mode.“

Aber die Mutter flüsterte ihm zu: „Sei nicht schroff, Alfred, wenn er Dich nicht gleich freundlich empfängt. Er ist ein düsterer Mann. Man kann nie wissen, was einen Menschen verbittert haben mag. Und glaub' mir, mein Herz hängt an Deiner Ehe mit Klärchen.“

Das junge Mädchen hatte ihn kommen sehen und drückte ihm im Flur erregt die Hand. „Er will allein mit Dir sprechen! Ach, wenn es nur erst vorüber wäre!“ flüsterte sie.

Es war ein großes, wunderliches Gemach, in das Alfred eintrat; so vollgepfropft mit dem verschiedensten wissenschaftlichen Kram, als hätte der Sonderling sich hier eine stille Welt im Kleinen aufbauen wollen. Bücher, Kupferstiche, Steinsammlungen, ausgestopfte Thiere standen neben einem Globus an den Wänden; einen großen Tisch deckten seltene Pflanzen, die sichtlich zu einem Herbarium bestimmt waren; in mächtigen Käfigen flatterten Duzende von Vögeln, und dazwischen stand die hagere Gestalt eines Mannes im dunklen, bis an den Hals zugeknöpften Rock, hölzern und kerkengerade. Er nickte kurz, als Alfred eintrat, und nahm einen Moment die Pfeife aus dem Mund, um einen Gruß zu knurren. Dann dampfte er wieder weiter, ohne die Augen, über welche er die Brillengläser emporgeschoben hatte, von dem jungen Mann abzuwenden. Alfred hatte den Mann nie so in der Nähe gesehen, obwohl sie lange

Jahre nachbarlich wohnten. Er erschraf nun fast über dieses finstere, vergrämte Gesicht mit den unzähligen Fältchen in der grauen Haut, über den feindseligen Blick, den die lichtscheuen Augen ihm zuschossen. Er fand es am gerathensten, ohne weitere Umschweife zu sagen, weshalb er gekommen war.

„Herr Zollinspektor, eine ernste Bitte führt mich zu Ihnen! Ich begehre die Hand Ihrer Tochter.“

Der Alte schwieg noch immer.

„Ich weiß, ich weiß,“ brummte er nach einer Weile. „Klärchen hat es mir gleich am Morgen erzählt, um mir mein Frühstück noch etwas zu verbittern. Ich habe ihr meine Antwort gegeben, und auch Ihnen, Herr v. Legenhäusen, werde ich meine Gedanken nicht verbergen.“

Das klang so unfreundlich, daß Alfred einen wilden Troß in sich aufsteigen fühlte. Er war in diesem Augenblick bereit zu jedem Kampfe um Klärchen, wenn ihm der alte Mann die Tochter weigerte.

„Sie glauben wohl, ich wüßte nichts von der Welt, weil ich den Menschen aus dem Wege gehe?“ fuhr der alte Herr fort und stieß dazwischen grimmig ein paar große Rauchwolken hervor. „Ich gehe den Menschen aus dem Wege, weil ich zu viel von ihnen weiß, weil ich sie kenne und durchschaue. Ich kenne und durchschaue auch Sie, junger Herr! Sie verlieben sich in meine Tochter bei einem Walzer und auf dem Heimwege verloben Sie sich gleich mir ihr! Warum? Weil Sie denken: Was liegt an einer Verlobung! Heute macht sie mir Spaß, und wenn ich mich in einiger Zeit anders besinne, was thut's? Eine Verlobung ist keine Ehe. Man schüttelt sie einfach ab, wenn man sie satt hat; bleibt dem Mädchen und der Stadt fern und schreibt einen schönen, langen Brief, gelobt ewige Freundschaft, und die Sache ist zu Ende.“

Er hielt inne und stieß ein paar kurze Laute hervor,

die ein Lachen zu bedeuten schienen. „Ewige Freundschaft, ja, das ist die alte Wendung.“

Doch als nun Alfred, der trotz der Ermahnungen der Mutter und der Braut vor diesem Ton alle höfliche Gelassenheit verlor, den Mund zu einer Entgegnung öffnen wollte, schnitt er ihm rasch das Wort ab und rief, näher auf den jungen Mann zutretend: „Wenn es nach mir ginge, dann wären die Menschen nicht so leichtsinnig mit ihrem Wort; dann würde jedes gebrochene Versprechen wie ein schimpflicher Verrath gelten, jeder falsche oder leichtfertige Schwur wie ein Meineid, wem er auch gegeben sei, ob vor Gericht, ob vor Weiberohren.“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. Alfred sah auf seinem fahlen Gesicht plötzlich den Ausdruck eines großen, unbergessenen Leides.

„Wortbrüchigkeit kann ein ganzes Leben vernichten, eine Existenz zerbrechen. Warum sollte man sie nicht strafen wie ein Verbrechen, wie einen Mord?“

Eine gewisse Theilnahme für den verdüsterten Mann verdrängte den Trost, den Alfred eben noch empfunden hatte; viel ruhiger, als es ihm noch vor wenigen Minuten möglich gewesen wäre, sagte er: „Ich weiß nicht, wie ich Ihre Zweifel verdient habe, Herr Nieße! Ich weiß auch nicht, wie ich sie widerlegen soll; denn nur die Zukunft kann Sie ja überzeugen, daß Sie mir unrecht thun.“

„Wie Sie meinen Zweifel verdient haben?“ wiederholte der Alte mit seinem herben, verbitterten Lachen. „Sie sind freilich nicht schuld daran, daß ich Sie für ebenso wankelmüthig und treulos halte, wie — wie Alle, mit denen ich zu thun hatte im Leben. Meine Worte sollen ja auch nur eine Warnung sein,“ fügte er etwas milder hinzu. „Bedenken Sie, was Sie thun; überlegen Sie, ehe Sie handeln. Wenn Sie Ihrer selbst nicht sicher sind wenn es Sie peinlich berührt, daß dieser Vater, an

den Sie wohl gestern kaum gedacht haben, diese Verlobung so ernst nehmen will, — so gehen Sie! Ich will von der ganzen Geschichte nichts gewußt haben; auch meine Tochter wird eine Sache vergessen, die ihr erst einen halben Tag lang im Kopfe steckt. Aber wenn Sie nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, mir noch einmal Mann gegen Mann erklären, daß Sie das Mädchen zur Frau haben wollen, wenn Sie einmal Ihre Hand in die meinige legen, so gilt das vor meinen Augen als ein feierliches, ernstes Gelöbniß, an dem sich nicht mehr rütteln läßt. Thun Sie es dennoch, Herr v. Legenhäusen — nun, an die Gerichte werde ich mich nicht wenden; mit einer Strafe kann ich Ihnen nicht drohen; ich werde Sie nur so tief verachten, daß Sie sich schämen müssen in diesem Bewußtsein, wenn Sie einen Funken Ehre im Leibe haben.“

So peinlich diese Sprache auch für Alfred war, so unbequem ihm diese fest auf ihn gerichteten Augen wurden, die ihm förmlich die Seele zu durchforschen suchten, er konnte sich doch nicht der Erkenntniß verschließen, daß der Mann vollkommen recht hatte mit seiner Forderung; ja, daß eine achtunggebietende Würde in seinem Auftreten lag, trotz der rauhen Form. Gerade weil der Vorwurf der Unüberlegtheit, des allzu raschen Handelns nicht unbegründet war, trafen ihn die Worte des Alten um so tiefer. Eine Beklemmung legte sich ihm auf die Brust. Er fühlte jetzt erst die Tragweite jener übermüthigen Laune, die ihm die ersten Liebesworte und Wünsche auf die Lippen gedrängt hatte. Aber er hätte lieber sein Leben auf's Spiel gesetzt, als dem Mißtrauen des Mannes eine Berechtigung einzuräumen, als jetzt feige und ängstlich zu schweigen, während er wußte, daß draußen Klärchen mit klopfendem Herzen auf das Ende der Unterredung harnte.

„Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Zollinspektor,“

sagte er stolz. „Ich wußte, was ich that, als ich zu Ihnen kam, Sie dürfen mir das Schicksal Ihrer Tochter anvertrauen!“

Eine Weile schien der Alte noch mit sich zu kämpfen; er murmelte in sichlicher Erregung Unerstündliches zwischen den Zähnen, dann streckte er seine hagere, von Zimmerluft gebleichte, feste Rechte aus. Alfred schlug ein; öffnete dann aufathmend die Thüre und rief nach Klärchen. Er verlangte nach ihrem Anblick, nach ihrer Umarmung, zur Belohnung für die eben verlebte Stunde.

Nun kamen sonnige Tage, im Festrausch verlebt. Es war Faschingszeit; eine Verlobung gab allen Verwandten und Freunden Anlaß zu einer besonderen Feier; man kam aus der Feststimmung gar nicht mehr heraus. Aber das Süßeste war doch jeder erhaschte einsame Moment mit Klärchen. Sie kannten einander ja noch so wenig, und jede Zärtlichkeit, zu der Alfred seine Bräutigamsstellung das Recht gab, war wie ein Schritt weiter in ein neues, fremdes Wunderland. In das allzu grelle Licht dieser Tage mischte der Gedanke an die nahe Trennung eine herzbewegende Feierlichkeit, und jeder Kuß wurde noch durch Abschiedsweh gehoben und geheiligt.

Eine Woche nach seiner Verlobung saß Alfred bereits in der Eisenbahn und fuhr durch meilenweite, durch unabhsehbare Schneefelder immer tiefer, tiefer hinein in die Berge, in den Ernst des Winters.

Das kleine Dorf, in dem er endlich im Postwagen anlangte, war wie mit hohen starren Mauern abgeschlossen von dem Leben draußen. Eine große Stille lastete über den niederen Bauernhäusern, die sich um den Kirchturm zusammendrängten und klein und armselig wirkten in dem weiten Weiß des Thales, unter den gewaltigen

Steinwänden, die in ernster, stummer Größe über ihnen thronen.

Auch hier wurde Fasching gefeiert: man spielte Theater auf offener Straße vor einem blaugefrorenen Publikum, das bei fünfzehn Grad Kälte sich an den derben Späßen des Stückes, dessen Frauenrollen von Männern ausgeführt wurden, erfreute. Mit Staunen sah Alfred einen jungen, hünenhaften Baueruburschen durch den Markt ziehen, welcher sich einen Gürtel von großen metallenen Ruhglocken um den Leib gehängt hatte, die er in einem eigenthümlichen Rhythmus zu bewegen wußte, und welcher, trotz der Centnerlast um die Hüften, lachend und wohlgemuth durch das Dorf klingelte.

Harte, starke Menschen hatte diese Bergnatur großgezogen, und Alfred fühlte sich fremd unter ihnen, erdrückt von dem Ausblick dieser eisumstarrten Hochgebirgsgipfel. Zum ersten Male im Leben hatte er Heimweh. Aber dieses schwere Stadium des Eingewöhneus dauerte nicht lange. Er erkannte bald, daß nicht bloß seine Muskeln sich stärkten, seine Lungen sich kräftigten in dem rauhen Berghauch, daß auch sein Denken ernster wurde in der gewaltigen Einsamkeit. Er lernte seine Umgebung rasch kennen; die Bauern grüßten ihn, die Kinder liefen auf ihn zu und reichten ihm ihre blauen, schmutzigen Händchen. Der alte Förster Berger, eine knorrige Gestalt mit einem wetterharten Gesicht, der ihn anfangs mit einer höhnischen und trohigen Miene angeknurrt hatte, welche die in Wald und Bergen lebenden Forstleute den Studierten des Faches entgegensehen, entpuppte sich allmählig als ein vortrefflicher, krenzbraver Mensch. Mit dem Forstmeister, der nicht im Dorfe, sondern in dem nächstgelegenen Marktflecken wohnte, kam er weniger in Berührung. Des Abends saß er mit dem Bezirksarzt, einem behändigen, lustigen Herrn, zusammen und sogar die Un-

terhaltung mit einer Dame brauchte er nicht ganz zu entbehren.

Am Postschalter, den er als heimwehkranker, verliebter Mensch sehr häufig aufsuchte, waltete eine Beamtin. Sie hieß Ernestine Tauber und war ein Mädchen von zwanzig Jahren etwa; groß, schlank, fast mager, aber von einer jugendlich anmuthigen Magerkeit, mit auffallend klaren, ernstern grauen Augen unter scharfgezogenen Brauen. Es war ein kluges, etwas farbloses Gesicht; und Alfred hätte nicht zu sagen vermocht, ob das Mädchen hübsch sei oder nicht. Sie war so einfach in ihrer Frisur, in ihrer Kleidung, so gänzlich frei von jeder gefallsüchtigen Miene und Bewegung, daß er sich gar nicht über ihr Aussehen besann. Auch hatte sie jene ruhige Art zu sprechen, wie sie Mädchen eigen ist, die ihre Gedanken bei einem Beruf haben und sich in sicherer Selbstständigkeit fühlen. Er wurde rasch mit ihr bekaunt; es war ja nur natürlich, daß die paar gebildeten Menschen in der ländlichen Abgeschlossenheit Anschluß aneinander suchten. Er erzählte ihr von der Braut, deren rosenfarbene Briefe sie ihm übermittelte, und verbrachte manchmal plaudernd eine müßige Viertelstunde in dem kleinen Amtskloak, das im Gasthause „zur Post“ eingerichtet war.

Es entging ihm nicht, daß, so oft er sich mit der Expeditorin in ein Gespräch einließ, des Posthalters Sohn, der junge Viktor Stausler, sich draußen im Hof zu schaffen machte und finstere Blicke zu dem Fenster hereinwarf. Viktor that sich viel auf die Wohlhabenheit seines Vaters zu gute, auf dessen häuerliche Schlichtheit er im übrigen mit Hochmuth herabsah. Er war auf der landwirthschaftlichen Schule gewesen, trug sich mit städtischer Eleganz und rechnete sich zu den Gebildeten. Es war offenbar, daß er für die junge Beamtin ein lebhaftes Interesse an den Tag legte. —

„Sind Sie eigentlich zufrieden mit Ihrem Beruf, Fräulein Tauber?“ frug Alfred eines Tages, als er beobachtet hatte, wie mühevoll das Mädchen einer Bauernfrau die Vorschriften der Post zu erklären hatte.

„Ich kann nicht behaupten, daß ich mir nicht zuweilen Besseres geträumt hätte, als Briefe zu stampeln und Depeschen zu telegraphiren; aber ich muß dankbar sein, daß ich die Stellung bekommen habe, und bin es auch. O ja — in der letzteren Zeit mehr denn je!“

Sie hatte die letzten Worte mit einer auffallenden Leidenschaftlichkeit betont, und ihre Augen glitten dabei hinaus auf die Gestalt des jungen Landwirthes, der wie gewöhnlich wieder im Hof hin und her schritt und zu den bereiften Fenstern hereinstarrte.

„Sie ist in den Löwen des Dorfes verliebt,“ dachte Alfred. Es machte ihm Spaß, in der jungen Beamtin das „Weib“ entdeckt zu haben, wenn er gleich über ihren Geschmack ein wenig den Kopf schüttelte. Viktor war unbestreitbar ein hübscher, stattlicher Mann, ein blonder, junger Riese. Aber Alfred erschien er mit seinen schreienden Kravatten, seinen hochmüthigen Manieren und seiner plumphen Selbstgefälligkeit als die unangenehmste Persönlichkeit im Dorfe. Er hatte eine dunkle Vorahnung, daß er mit diesem Herrn Viktor noch einmal in offene Feindschaft gerathen würde. Derselbe warf ihm zornige Blicke zu, so oft er in das Haus trat. Alfred behandelte ihn gleichgiltig, als wäre er eitel Luft für ihn.

Eines Abends kam der Bezirksarzt in ganz ungewöhnlich ärgerlicher Stimmung zum Abendtrunk.

„Das muß doch einem Launen die Galle erregen,“ sagte er, nachdem er hastig sein Glas hinabgestürzt hatte. „Heute Morgen kommt dieser Prahlhans, der Viktor Stausler, zu mir in's Sprechzimmer. Er hätte gehört, daß ich mir ein Häuschen in der Nähe kaufen wollte,

wenn ich mich nun in den Ruhestand zurückziehe, und daß es mir bisher zu theuer gewesen sei. Ob er mir vielleicht einige Tausend Mark anbieten dürfe, die ich ihm vorläufig nicht zu verzinsen hätte, auf Jahre hinaus nicht. Natürlich dachte ich sofort: Was will der Mensch von dir? Und nun denken Sie: hat er die Stirne, mir zuzumuthen, ihn mit irgend einem Mittel vom Militär frei zu machen. Er hätte gehört, es gäbe so was, um den Herzschlag unregelmäßig zu machen während der Untersuchung. Als ob ich käuflich, als ob ich ein Schurke wäre! Mich reut nur, daß ich ihn nicht zur Thüre hinausgeworfen habe. Moralisch habe ich's gethan! Na, in wenigen Wochen bin ich ein Privatmann, habe meine Ruhe in meinen vier Wänden und brauche mir solche Underschwämtheiten nicht mehr bieten zu lassen."

"Hat denn dieser Herr Viktor noch nicht gedient? Ich hätte ihn für älter gehalten," sagte Alfred.

"Er hat sich immer wieder zurückstellen lassen. Nun muß er d'ran! Drei Jahre natürlich! Das schmeckt schlecht für einen verwöhnten Nichtsthuer, den die Leute hier obendrein wegen seiner paar Thaler anstaunen wie einen Prinzen."

In seiner ersten Entrüstung über dieses Vorgehen des jungen Landwirthes hatte Alfred nicht übel Lust, der Expeditorin über den Charakter ihres Verehrers einen Wink zu geben. Aber am Morgen, in ruhigerer Stimmung unterließ er jedwede Bemerkung. Was kümmerten ihn die Herzensangelegenheiten anderer Leute? Er hatte genug zu thun mit der eigenen verliebten Sehnsucht. Die wenigen Tage seines Glückes standen ihm in der Erinnerung wie in eitel Sonnenlicht getaucht, und je näher der Frühling kam, desto unsinniger freute er sich auf das Wiedersehen mit Klärchen. Es war vereinbart worden, daß seine Braut und seine Mutter zu einem mehrwöchentlichen Be-

such in das Dorf kommen sollten, sobald die Jahreszeit es irgend erlaubte. Dann wollte Alfred dem geliebten Mädchen einen Entschluß in's Ohr flüstern, den er in diesen Sehnsuchtstagen gesagt hatte: sie brauchten nicht mit der Heirath zu warten, bis er eine bessere Anstellung hatte! Wozu? Er besaß ja Vermögen, Klärchen war auch nicht ganz arm, und sie konnten in dem Dorfe ja einfach leben, wie die Leute um sie her. Was bedurften sie denn zum Glück als das Beisammensein? Bevor der nächste Winter kam, konnte Klärchen sein Weib sein. Er schwelgte bereits in dem Gedanken. —

Nun war endlich der Mai da, der voll erwachte Frühling. Aus dem Thale war das Weiß verschwunden; es grünte und blühte auf den Hügeln und um die Häuser; die Berghäupter strahlten in blauer Schönheit, daß es Alfred ordentlich andächtig zu Muth ward vor Bewunderung. Und auch der langersehnte Tag kam heran, da er die Landstraße hinabblicken durfte, wartend mit ungeduldigem Herzen, mit dem seligen Bewußtsein: dein Glück kommt herangerollt, wenn dort der Wagen um die Ecke biegt!

Das Paar, das dann flüsternd, kosend, mit Augen, die nicht von einander lassen wollten, durch die Dorfstraße schritt, paßte allerdings recht wunderbar zusammen; denn Alfred trug den Jägeranzug der Berge: kurze Lederhosen, Lodenjoppe und grünen Filzhut; und Klärchen mit ihren modischen, hochaufgebauschten Kleidern, mit dem weißen Schleier vor dem Gesicht und dem Federhut war eine allzu städtische Erscheinung an seiner Seite. Doch sie fühlten das nicht in ihrem Jubel.

Eine leise Enttäuschung aber war es für Alfred, daß Klärchen keinen Blick hatte für die wunderbare, große Landschaft, auf die er so stolz war, als hätte er selber ein Eigenthumsrecht daran. Klärchen klagte nur über das rauhe Pflaster und über den schlechten Weg.

„Daran mußt Du Dich gewöhnen, Schatz! Hier trägt man solche Schuhe!“ Er wies auf seine dicken nägelschlagenen Sohlen.

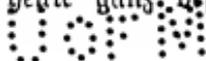
Klärchen lachte, und dieses Lachen klang nun von ihren Rippen bei jedem Schritt, vor jedem neuen Menschen, vor all' dem Neuen, Ungewohnten, das ihr in dem Dorfe entgegentrat.

In den nun folgenden Wochen aber machte dieses Lachen zuweilen einem leisen Unmuth Platz. Das Brautpaar hatte bis jetzt nur Festtage miteinander zugebracht; hier aber hatte für Alfred das Alltagsleben begonnen; er mußte im Bureau arbeiten, oder vom Morgengrauen an im Wald herumsteigen und war dann oft Abends todmüde. Klärchen, welche für die Naturschönheit keinen Sinn hatte, langweilte sich; der heimathliche Klatsch fehlte ihr.

Ein Ausfluß dieser Langweile rief denn auch den ersten Streit zwischen den Verlobten hervor.

Alfred war ungewöhnlich spät aus seinem Revier in's Dorf gekommen und war in der Hauptstraße der Postbeamtin begegnet, die eben ihr Bureau geschlossen hatte, in welchem sie durch spät einlaufende Depeschen, die einer durchreisenden hohen Persönlichkeit wegen hin und her flogen, so lange aufgehalten worden war. Es war stockfinster zwischen den Häusern; Alfred zog die kleine Laterne, die er immer bei sich trug, aus der Tasche und wollte Ernestine das Geleite bis an ihre Wohnung geben, damit sie bei der Dunkelheit nicht in den Bach stürze.

Nun hatte aber Klärchen den Einfall gehabt, ihrem Bräutigam entgegen zu gehen, und fuhr verblüfft zurück, als sie ihn heiter plaudernd in Gesellschaft des Fräuleins antraf. Klärchen hatte gleich vom Anfange an gegen die junge Beamtin ein sehr unfreundliches, hochmüthiges Wesen gezeigt und war heute ganz, besonders spitz und



kurz angebunden. Ihr Aerger steigerte sich, als Alfred keine Miene machte, das Mädchen im Dunkel allein zu lassen, sondern es ganz selbstverständlich zu finden schien, daß auch seine Braut den kleinen Umweg mitmachte. Sie schwieg trohig, so lange Ernestine bei ihnen war, und nickte nur kalt, als sie sich verabschiedete.

Alfred hatte der Magd, die Klärchen begleitet, einen Auftrag gegeben; so gingen sie nun allein in dem schmalen Lichtschimmer der Laterne das enge Sträßlein dahin, durch welches leise die Ache plätscherte.

„Willst Du Dich nicht einhängen, Schatz,“ sagte Alfred. „Ich habe Dich ja noch gar nicht recht begrüßt.“

Aber Klärchen wendete sich unwillig ab.

„Nein, ich gehe lieber allein.“

„Aber was hast Du denn?“

„O, ich sehe, wie ungeduldig Du bist nach meiner Gesellschaft!“ rief sie höhrend, mit thränenverschleierter Stimme. „Ich warte seit Stunden auf Dich, und inzwischen spielst Du den Ritter dieses Frauenzimmers. Ich möchte wirklich wissen, wozu die eine Begleitung braucht?“

Ihre maßlose Gereiztheit verdarb nun auch ihm die Laune.

„Dieser wegwerfende Ton ist ganz und gar nicht am Platze,“ versetzte er. „Warum sollte das Mädchen nicht dieselbe Höflichkeit beanspruchen dürfen, wie jede andere junge Dame?“

„Eine Dame — eine Postexpeditorin!“ lachte Klärchen spöttisch.

„Warum nicht! Ihr Vater war Beunter wie der Deine, so viel ich weiß. Sie gehört derselben Gesellschaftsklasse an, wie Du, wenn sie auch arm ist.“

„Das müßte ich mir denn doch sehr verbitten!“

„Aber Klärchen, findest Du denn, daß es herabwürdigend für eine Frau ist, sich selbst in treuer Pflicht-

erfüllung ihr Brod zu verdienen? Das sind engherzige Vorurtheile, die Du Dir abgewöhnen mußt. Ich meine im Gegentheil, daß es nur Hochachtung verdient —“

„O bitte, mache mir nur gleich Vorwürfe um ihretwillen!“ unterbrach sie ihn mit heftigem Zorn. „Du fängst ja ordentlich zu predigen an in Deiner Betwunderung. Das Fräulein muß im Winter besonders lieb gegen Dich gewesen sein, um Dich so zu begeistern!“

„Klärchen!“ rief Alfred entrüstet. Dann ging er schweigend mit ihr bis in die Wohnung, ließ seiner Mutter eine gute Nacht wünschen und entfernte sich von ihr ohne Händedruck und Kuß. Ein großes seelisches Unbehagen hatte sich seiner bemächtigt. Zum ersten Male hatte er Klärchen in dieser leisenden Stimmung gesehen, und eine wahre Angst vor der Zukunft preßte ihm das Herz zusammen. War dies das rührende, liebe Kind, das in jener Winternacht an seinem Arm gegangen war und ihn mit dem unschuldsvollen, bittenden Blick die Seele gefangen genommen hatte? Dieses lannische Mädchen mit den gehässigen Worten!?

Am nächsten Morgen war er noch so verstimmt, daß er ohne Begrüßung in den Wald eilen wollte: aber Klärchen stand schon zu früher Stunde am Fenster und winkte ihn heran.

Im Hausflur kam sie ihm dann entgegen: „Verzeih' mir, Liebster! Verzeih, daß ich so garstig war! Ich bin eifersüchtig gewesen! Und dann die vorherige Unruhe um Dich!“

Aller Groll verschwand von seiner Stirne und aus seinem Herzen, wie sie so lieblosend die weiche Wange an die seine drückte; und die Versöhnung im stillen Flur, auf den die Sonne große, helle Streifen hereinwarf, dünkte ihm ein rechtes Freudenfest. Er wußte nun ganz genau, daß er Klärchen nicht böse sein konnte, wenn er sie sah.

Ihr Anblick umfing ihn stets mit einem neuen Zauber und schon bei der Berührung ihrer Hände durchrieselte ihn eine Wonne, daß ihm jeder Zweifel an seinem Glück wie ein Frevler erschien. Wenn sie erst ganz sein war, würde eine wilde Unzufriedenheit wie in dieser Nacht wohl nie wieder in ihm auftauchen können.

Mit frohem Herzen stieg er hinauf in den Bergwald. Er hatte in letzter Zeit begründeten Verdacht, daß sich in seinem Revier ein Wilddieb herumtreibe, und setzte seinen Ehrgeiz darein, den Jagdfrevler zu entdecken. Den ganzen Tag wollte er einmal in einem Versteck auf der Lauer liegen und lauschen, ob sich etwas Verdächtiges rege. Er hatte ein scharfes Fernglas mitgenommen und einen prächtigen Ausblick in die Runde gefunden von einem vorspringenden Felsblock aus, auf dem ihn hochwuchernde Alpenrosenbüsche verbargen.

Da lag er in der tiefen Hochlandsstille und spähte mit seinem Glas umher. Aber nur Wolfenschatten huschten über die Steinwände, Raubbögel kreisten in der blauen Luft; an einem Grat flog einmal ein ganzes Rudel Gamsen, wie von einem Laut erschreckt, dahin.

Lange Stunden hatte er so Umschau gehalten in der Bergeinsamkeit, als plötzlich in der kleinen Rundung des Glases eine menschliche Gestalt auftauchte. Alfred erkannte deutlich die breite Gestalt Viktor's; derselbe lief zuerst ziemlich rasch, blickte spähend hinter sich und schritt dann wieder weiter. Was den jungen Forstmann aber am meisten beschäftigte, war, daß Viktor ein Gewehr über der Schulter trug.

Alfred hatte nie gehört, daß der Posthalterssohn ein Jagdrecht erworben, hatte ihn auch nie im Dorfe mit einem Gewehr gesehen. Mit neugierigen Augen verfolgte er die Gestalt, die von dem lichten, sonnenübergossenen Gestein sich greifend hob. Dann war sie plötzlich ver-

schwunden. Viktor hatte sich, bergansteigend, dem Hochwalde zugewendet, hinter dem eine Almhütte lag, die dem Posthalter zu eigen war. Bald darauf krachte in der gleichen Richtung ein Schuß.

Alfred ließ das Glas sinken und horchte nachdenklich auf das langsam verhallende Echo. Die Sache schien sehr räthselhaft. Es war ja kaum anzunehmen, daß Viktor als ein wohlhabender Mensch, der sein Jagdgelüste auf erlaubtem Wege befriedigen konnte, der gesuchte Wilddieb sei. Thatsache aber war: Viktor war mit sichtlichem Heimlichkeit in seinem Revier mit einem Gewehr herumgeschlichen! Alfred fühlte es als seine Pflicht, diese Beobachtung sofort beim Forstamte anzuzeigen.

Noch am selben Abende trat er in das Posthaus und frug nach Viktor. Derselbe sei fort, auf die Alm, hieß es, und noch nicht zurück.

Am nächsten Tage aber berichtete der alte Förster sehr ungehalten: „Das ist eine fatale Geschichte, die wieder viel Lärm und Schreiberei machen wird: Der Jagdgehilfe Steinmeier hat durch eine Unvorsichtigkeit den jungen Herrn Viktor von der Post in den Arm geschossen; derselbe liegt nun droben in einer Almhütte. Eben ist der Doktor hinaufgeholt worden.“

„Ist der Steinmeier da?“ frug Alfred, dem die Sache sehr seltsam erschien, und dem plötzlich ein Verdacht aufstieg, der seinen Gedanken eine neue Richtung gab.

Steinmeier wurde in das Bureau geholt und erzählte, er sei mit dem Herrn Viktor eine Strecke weit gegangen, da sie sich zufällig begegnet wären; während des Plauderns sei er gestolpert und gefallen, bei dem Sturz habe sich sein Gewehr entladen, der Schuß aber seinen Begleiter getroffen.

Es fiel Alfred auf, daß der Jagdgehilfe während seiner Mittheilung vermied, ihm oder dem Förster in's Gesicht

zu blicken; daß er den Platz, wo der Unfall geschehen war, nicht recht zu bezeichnen wußte; daß er durch Fragen sichtlich verwirrt wurde.

„Zu welcher Stunde ist das gewesen?“ wendete sich Alfred, ihn fest anblickend, an den Jagdgehilfen.

„Um halb eins,“ erwiderte dieser rasch. Alfred machte unwillkürlich eine Bewegung der Ueberraschung. Genau um diese Stunde hatte er Viktor allein in der Gegend gesehen; genau um diese Stunde den Schuß krachen hören.

„In demselben Augenblick, da Sie Herrn Viktor begegneten, sind Sie gefallen, und ist Ihnen das Gewehr losgegangen?“ bemerkte er anscheinend gleichgiltig.

„O nein!“ Dann schwieg der Jagdgehilfe eine Weile. „Wir sind eine ganze Strecke weit von der Achenbrücke her miteinander gegangen, und der Herr hat kurz vorher gemeint, er sieht einen Geier und hätt' gern geschossen.“

„Der Herr Viktor hatte also kein Gewehr?“ unterbrach ihn Alfred.

Der Bursche erschrad sichtlich und sah verblüßt empor. Dann schüttelte er den Kopf und fügte zögernd hinzu: „Darum, weil er mit meinem Gewehr hat schießen wollen, war der Hahn nicht versichert.“

„So, so,“ sagte Alfred. „Es kann das eine peinliche Sache für Sie werden. Ohne Strafe kommen Sie nicht weg. Fahrlässige Verletzung —“

Steinmeier, der sich ziemlich hastig der Thüre genähert hatte, als verlange er darnach, von diesem Verhör befreit zu werden, wendete rasch den Kopf zurück.

„Nein, nein, Herr! Der Herr Viktor hat mir's schon versprochen, daß er nicht klagen wird.“

„Aber trotzdem, auch ohne Klage wird die Sache vor Gericht kommen.“

Der Steinmeier stieß einen leisen Fluch zwischen den Zähnen hervor und entfernte sich rasch.

Alfred schwieg auch dem Förster gegenüber, obwohl er die feste Ueberzeugung hatte, daß der Jagdgehilfe nur eine ihm einstudirte Lüge erzählt hatte.

Als er bald darauf, am Schulhause vorübergehend, das große Plakat bemerkte, wodurch bekannt gemacht wurde, daß sich die Wehrpflichtigen den Ersatzbehörden zu stellen hatten, nickte er ein paarmal mit dem Kopf, als habe er hier schwarz auf weiß die Bestätigung seiner Vermuthung gefunden. Es that ihm leid, daß der Bezirksarzt aus dem Dorfe fortgezogen war und die Sache nicht aufklären konnte. Alfred schien es völlig klar, daß Viktor in seiner Abneigung gegen den dreijährigen Militärdienst, der ihm bevorstand, sich selbst verlegt, und, um die Sache glaubwürdiger zu machen, den Jagdgehilfen in's Vertrauen gezogen und zu einer falschen Aussage überredet hatte. Der arme Mensch war käuflicher gewesen, als der alte Arzt.

Alfred beobachtete ganz genau, daß Steinmeier, der bisher den billigsten Schnaster geraucht hatte, nun mit einem Male Cigarren aus der Tasche zog, daß er in seinem Rucksack stets ein Stück Fleisch hatte, und daß er ihm mit ängstlicher Besaugenheit aus dem Wege ging.

Am dem bestimmten Tage fuhr der Wagen mit den Ärzten und Offizieren, welche die Truppenaushebung zu leiten hatten, in's Dorf. Alfred kannte zu seiner Freude einen der Offiziere; er wurde zu Tisch geladen. Am Abend ging er dann noch auf ein paar Augenblicke in das Gasthaus zur Post, um mit dem Förster ein paar Worte zu sprechen.

Als er sich dessen Tisch näherte, bemerkte er Viktor, der erst jetzt von der Alm, auf der er so lange verwundet gelegen hatte, zurückgekehrt war. Er schien weniger rothwangig, als vorher, und trug den Arm in der Binde. Der Doktor hatte festgestellt, daß derselbe für Lebzeiten steif bleiben würde.

Alfred sah den jungen Landwirth scharf an. „Ich habe eine Frage an Sie zu richten, Herr Stauflex. Besitzen Sie eine Jagdkarte?“

Viktor fuhr auf: „Warum?“ stieß er kurz hervor.

„Ich sah Sie an jenem Tage, an welchem Sie verwundet wurden, zwischen zwölf und ein Uhr mit einem Gewehr über der Schulter im Revier.“

Viktor stützte sich mit dem rechten Arm auf die Tischplatte. Sein kräftiger Körper zitterte vor Erregung. Seine Stimme klang heiser; seine Augen schossen unruhig hin und her.

„Mich kann kein Mensch mit einem Gewehr gesehen haben!“ schrie er grob. „Ich habe gar kein Gewehr. Lassen Sie doch Hausfuchung bei mir halten, wenn Sie's nicht glauben! Das fehlte mir noch, nachdem der Jagdgehilfe mich zum Krüppel geschossen hat!“

„Und gerade jetzt, zu so ungelegener Zeit, nicht wahr, Herr Stauflex? Gerade jetzt, vor der Aushebung, zu der Sie sich ja morgen zu stellen haben!“

Alfred sagte es leise, scharf, mit einem festen Blick auf den vor ihm Stehenden, unter dessen aufgestützter Faust der Tisch erbehte.

Einen Moment lang begegneten sich ihre Augen; aber Viktor wußte genug, wußte, daß er durchschaut war. Um so bedrohlicher erschien ihm diese plötzliche Erkenntniß, als der junge Forstmann gleichsam in antlicher Eigenschaft vor ihm stand. In den Händen des verhafteten Mannes lag sein Geheimniß, lag für ihn Schande, Strafe, Gefängniß!

Er hatte Mühe, seine qualvolle Verwirrung zu verbergen. Einen Schwächeanfall vorzühilend, drückte er sich rasch aus der Stube. Erst draußen wagte er seiner grossenden Wuth Luft zu machen. Er rannte mit solch finsternem Gesicht, mit so stieren Augen vor sich hin, daß

er die junge Beamtin, die eben ihr Bureau geschlossen hatte, gar nicht bemerkte. Ernestine sah, erschreckend, in ein zornverzerrtes Gesicht, sah, wie er mit einer drohenden Geberde die Hand erhob und dabei leise zwischen den Zähnen hervorstieß: „Wart' Du! Wart' Du! Ich vertreib' Dir das Keden!“

Am nächsten Tage hatte Alfred mit Mutter und Braut vereinbart, daß er sie am Nachmittag in einem, etwa anderthalb Stunden vom Dorf entfernten Forsthause treffen und mit ihnen den Abend und den Heimweg im Mondschein genießen wollte.

Klärchen hatte schon einige Male ungeduldig die Uhr hervorgezogen und fing an zu schmolten. „Alfred ist doch nie pünktlich. Er versprach, längstens bis vier Uhr hier zu sein; nun ist es sechs.“

„Aber ich habe diese Eigenschaft an meinem Sohn nie bemerkt,“ vertheidigte ihn die Mutter. „Er ist gewiß aufgehalten worden, sonst wäre er da.“

„Seit zwei Uhr Morgens ist er nun in diesem alten, dummen Wald! Es ist langweilig!“ rief Klärchen un-muthig. Sie hatte die Handarbeit in den Schoß sinken lassen und schaute unverwandt auf die Wieje, über die man den Erwarteten schon von Weitem herankommen sehen mußte.

Aber Stunde um Stunde verging. Ueber die Felswände, die erst lichtübergossen in grellem Weiß geleuchtet hatten, slog eine warme Kötze, die immer bläulicher wurde und endlich nach letztem Gluthhauch den Schatten wich, die sich über die abendliche Welt herabsenkten.

Einsilbig hatten die beiden Damen beisammen geseffen. Klärchen's Gesicht war immer troziger, das der Mutter immer ängstlicher geworden. „Ich muß sagen, ich habe das Warten nun satt!“ rief das Mädchen endlich aufspringend.

„Ach, liebes Kind!“ seufzte die Mutter. „Ich bin so in Sorge! Aber es wird wohl nicht angehen, daß wir hier über Nacht bleiben.“

„Nein, die Leute sind gar nicht darauf eingerichtet und dann bin ich auch fest überzeugt, Alfred ist unten im Dorfe. Er hat uns vergessen, oder es ist ihm zu spät geworden. Aber ich habe keine Lust, allein den Weg durch die finstere Schlucht zurückzulegen. Der Mensch dort soll uns begleiten.“

Sie trat auf einen Jagdgehilfen zu, der vor dem Forsthaufe sein Bier trank, und trug ihm ihr Anliegen vor.

Die Aussicht auf ein Trinkgeld ließ diesen seine Müdigkeit vergessen, und er stand bereitwillig auf. Im selben Augenblick aber kam ein rascher Schritt auf das Haus zu, und Ernestine blickte, nach Athem ringend wie nach einem heftigen Lauf, mit forschenden Augen in das Gärtchen. Dann winkte sie Klärchen zu sich.

„Herr v. Legenhausen ist nicht hier?“ frug sie leise.

„Nein, wie Sie sehen. Mein Bräutigam versprach, sich schon am Nachmittag hier einzufinden, hielt aber leider nicht Wort. Doch warum fragen Sie?“

Klärchen's Blick, der die Worte begleitete, sagte deutlich genug: „Was geht Sie mein Bräutigam an, mein Fräulein?“

Aber Ernestine war in einer so heftigen und ernsten Erregung, daß sie auf diese kränkende Miene nicht achtete.

„Ich bin unten im Dorf dem Förster Berger begegnet, der sich gar nicht zu erklären vermochte, wo Herr v. Legenhausen geblieben sei. Zu Mittag wollte er mit ihm in der Hütte am Wildvogel zusammentreffen, und Stunde um Stunde hat der Förster umsonst auf ihn gewartet. Diese Nachricht hat mich so beunruhigt, Fräulein, daß ich mir erlaubte, in Ihrer Wohnung nachzufragen; es hieß, Sie seien hier mit Ihrem Bräutigam;

ich wollte mich davon überzeugen und lief rasch hieher. Und nun hat sich meine schlimme Ahnung leider bestätigt. Auch hier ist Herr v. Legenhäusen nicht! Man darf keine Zeit versäumen; es muß sofort Jemand hinauf in den Wald, in das Revier, und nach ihm suchen."

Klärchen hatte mit steigender Bertwunderung und steigendem Unbehagen die Aufregung in Ernestine's Wesen und Worten bemerkt. Es schien ihr wie eine Kränkung ihrer Rechte, daß sich eine Andere um ihren Bräutigam sorgte, und in kindischem Troß setzte sie dieser fremden, ihr unbefugt dünkenden Angst eigensinnigen Widerstand entgegen.

"Suchen, Fräulein? Wer sollte denn suchen? Es ist ja Niemand hier! Wollen Sie vielleicht selbst in den Wald hinauf laufen?" frug sie spiz.

"Der Andres, der Jagdgehilfe muß gehen, er weiß den Weg!" erklärte Ernestine, noch immer in ihrer fieberhaften Hast die gereizte Antwort des Mädchens ganz überhörend.

"Nein, der Jagdgehilfe wird uns nach Hause begleiten!" rief Klärchen sehr bestimmt und legte ihr die Hand auf den Arm, um sie, die eben auf den Burschen zutreten wollte, zurückzuhalten.

"Aber es ist sonst Niemand zur Stelle."

"Das sagte ich Ihnen ja!"

"Eben deshalb muß der Andres sich auf den Weg machen!"

"Aber wir brauchen ihn. Ich bedanke mich dafür, allein mit Mama durch die finstere Schlucht zu gehen. Ueberhaupt begreife ich gar nicht, warum Sie sich in dieser Weise aufregen. Mein Bräutigam sieht sicher sehr vergnügt in der Gesellschaft der Herren Offiziere, die ihn abgehalten haben werden, unten im Dorfe. Was soll ihm denn passirt sein?"

Ernestine kämpfte mit sich. Ihre Herzensangst, der Ruhe der Braut gegenüber, mußte ja seltsam erscheinen. Ihr Mädchenstolz hieß sie schweigen; aber zugleich schämte sie sich, einem kleinlichen Bedenken Raum zu geben, wenn es sich vielleicht um ein Menschenleben handelte.

„Sie kennen die Gefahren der Berge, kennen diese Menschen hier nicht,“ mahnte sie nach einer Pause eindringlich.

„Ach, ich bitte Sie, Alfred sagte erst kurzem zu seiner Mutter, Begegnungen mit Wilderern seien in den Romanen häufiger, als in der Wirklichkeit,“ meinte Klärchen achselzuckend.

„Er wollte seine Mutter wohl nicht beunruhigen. Bitte, verheimlichen Sie ihr auch jetzt, was ich Ihnen mittheilte, und lassen Sie mich ohne weiteres Säumen den Andres fortzuschicken.“

„Nein, Fräulein. Ich meine denn doch, es wäre an mir gewesen, das anzunordnen, wenn ich es für nöthig hielt.“

„Und wenn nun Ihr Bräutigam oben im Walde läge, verwundet, verlassen, während einer langen Nacht —“

„Fräulein Ernestine, reden Sie nur nicht mehr lange,“ brummte hinter ihnen eine rauhe Stimme, und der Förster Berger, der ihnen eine Weile zugehört haben mochte, trat nun mit ernster Miene an die beiden Mädchen heran. „Sie haben ganz recht. Es ist keine Zeit mehr zu versäumen. Kommt, Andres!“

Den Jagdgehilfen zu sich heranwinkend, schritt er, ohne nur weiter auf Klärchen zu achten, dem Walde zu.

Ernestine eilte den beiden Jägern nach, um mit dem Förster noch einige Worte zu tauschen. Die junge Braut stand verblüfft und kämpfte mit den Thränen. Sie verhehlte sich nicht, daß auch sie sich nun um Alfred ängstige; aber stärker als ihre Sorge war ihr Born, daß

Ernestine Recht behalten habe, daß man auf sie keinerlei Rücksicht nahm.

Die Försterin bot ihr endlich ihre Begleitung an durch die Schlucht, und so machten sich denn die beiden Damen in recht düsterer Stimmung auf den Weg. Ernestine kehrte langsam über den Wiesenpfad zurück und setzte sich in das einsame Gärtchen vor dem stillen Forsthaus.

Der Mond kam herauf und in neuer Schönheit tauchten die Berge empor. Mit ernstem, klassen Gesicht und mit einem hemmenden Druck auf der Brust horchte sie hinaus in die Nachtstille. Sie hatte mit dem Förster vereinbart, daß er dreimal nacheinander sein Gewehr abfeuern würde, wenn sie Alfred wirklich verwundet und ärztlicher Hilfe bedürftig antreffen sollten. Auf dieses Zeichen hin mußte irgend wer im Forsthause rasch in's Dorf hinab eilen, um den Doktor herbeizuholen.

Ernestine harrete auf dieses Zeichen wie auf eine Erlösung. Wenn es nicht ertönte, dann war das Schlimmste geschehen! Dann war es zu spät für ärztliche Hilfe, zu spät für jede Rettung! Daß Alfred ein Leids angethan worden, daran zweifelte sie nicht mehr. Die drohende Geberde Viktor's stand ihr unablässig vor Augen; seine zornheiseren Worte klangen ihr unablässig durch den Kopf: „Wart' Du! Wart' Du! Ich vertreib' Dir das Leben!“ Angstschauer rieselten ihr über den Rücken, als sie so dasaß in der feenhaften Schönheit der mondüber-gossenen Landschaft, in der tiefen, feierlichen Hochlandsruhe, und lauschte, lauschte.

Immer höher stieg die silberne Scheibe am Himmel; die Försterin war zurückgekehrt und hatte sich einstweilen zur Ruhe gelegt. Immer geisterhafter wurde der Glanz auf den Felswänden; immer ernster schien der Bergbach in der Tiefe durch den schweigenden Wald zu rauschen.

Plötzlich sprang Ernestine empor.

Ein Schuß! ein zweiter! ein dritter!

Sie eilte in's Haus. Die Försterin schlief; ihr Mann war noch fort; Niemand hatte das Zeichen vernommen.

Sie besann sich kaum; sie selbst mußte hinunter in's Dorf. Zuerst war der Pfad mondhell und führte rasch thalabwärts; dann aber in der Schlucht wurde es dunkel. Durch die hohen Baumkronen glitt wohl ab und zu ein Strahl herab; aber die Sträucher, die Steine, die Baumwurzeln am Wege gewannen absonderliche Formen in dem ungewissen Schimmer, der über sie hingitterte, in dem leisen Abendwind, der durch die Blätter wehte.

Ernestine hatte krankhaft erregte Nerven; aber sie war gewohnt, ihnen nicht nachzugeben. Sie schritt muthig weiter, obwohl ihre Phantasie ihr die schreckhaftesten Bilder vorgaukelte.

Plötzlich sah sie vor sich die Gestalt eines Mannes. Vor einem Menschen fürchtete sie sich hier in der wasserdurchrauschten Einsamkeit, in der man nicht einmal einen Hilfeschrei vernehmen würde. Sie blieb erschrocken still stehen und verbarg sich hinter einem Baum. Sie fühlte plötzlich, wie schutzlos, wie allein sie war in der unheimlichen Mitternachtsstunde.

Der Mann trat auf die Brücke, die über die Schlucht führte. Ein Mondstrahl fiel von der Richtung oben auf ihn, wie er sich nun über das Geländer beugte.

Ernestine hämmerte das Herz. Das war Viktor seine Gestalt, seine Bewegung, sein Gang! Doch wie er nun den Kopf ein wenig wendete, wie nunherschäuhend, schien es ihr dennoch, als täuschten sie ihre Augen. Es war ein härtiges Gesicht, mit einem tief in die Stirn gedrückten Schlapphut, dunkel, mit einem Wust von Haaren, so wie sie oft gehört, daß die Wilderer sich herichten, um sich unkenntlich zu machen. Sie sah auch deutlich einen Gewehrlauf blinken.

Und nun beobachtete sie, mit angstvollen Augen jeder Bewegung des unheimlichen Mannes folgend, wie derselbe die Büchse von der Schulter nahm und sie mit einem raschen Griff über die Brücke in die Tiefe schleuderte.

Ein Schrei entfuhr Ernestinens Lippen. Hatte das Wasser ihn übertönt oder der Mann ihn vernommen? Er schien zu zögern. Er blickte sich um nach allen Seiten. Dann aber riß er plötzlich den falschen Bart, die Perrücke vom Kopf und warf sie mit dem Schlapphut hinunter in die Wellen. Nun erkannte sie ihn: es war Viktor, wirklich Viktor!

Ernestine sah noch, wie er eine kleine Mütze, die er in der Tasche getragen haben mochte, auf das blonde Haar stülpte. Darauf verlor er sich, weiter schreitend, im Dunkel.

Ernestine mußte sich an dem Baum festhalten, so zitterten ihr die Kniee. Ihre Ahnung hatte sie also nicht betrogen! Viktor hatte sich vermunnt im Walde unhergetrieben, wie ein Strolch, und schleuderte nun die Maske, die Waffe von sich, aus Furcht, daß sie verrathen könnten, was er gethan hatte. Kein Zweifel blieb ihr mehr übrig, daß er dem Forstassistenten aufgelauert, um sein Rachegefühl zu befriedigen, und sie dachte mit Grauen, daß es am Anfange Eifersucht um ihretwillen gewesen, die ihm den Haß gegen Herrn v. Tegenhausen geweckt. Nun mußte sie Zeugin sein, wie er die Spuren seiner That vernichtete. Ein seltsames Geschick hatte sie zur Stelle geführt, damit sie zur Klägerin werde gegen ihn!

In ihrem Gehirn jagten sich die Gedanken und wurden dann plötzlich verdrängt von dem dumpfen Schrecken: wenn Herr v. Tegenhausen tödtlich verwundet wäre! Wenn nur rasche Hilfe ihn vielleicht retten konnte! Sie mußte vorwärts, um jeden Preis; sie durfte nicht zögern!

Aber sie mußte alle ihre Willenskraft aufbieten, um

sich nur einen Schritt weiter zu wagen in das Dunkel hinein. Sie fühlte, daß Viktor sie nicht hier treffen dürfe als Zeugin, als Mitwisslerin! Sie zitterte bei dem Gedanken. Sie horchte. Aber kein Schritt war mehr vernehmbar; nur tief unten hörte sie Steinchen rollen. Sie nahm an, daß er den Pfad am Wasser eingeschlagen hatte, der durch den Wald in's Dorf führte.

Aufathmend lief sie weiter. Schon hatte sie den Ausgang der Schlucht erreicht; es wurde heller um sie her; das Licht gab ihr neuen Muth. Aber plötzlich stockte ihr Fuß. Als sie eben in die Landstraße einbog, trat hinter dichtem Strauchwerk eine Gestalt hervor, und eine Stimme sagte erregt: „Sie hier, Fräulein Ernestine? Um diese Zeit? Ich komme von der Alm; eine Kuh ist krank geworden, darum mußte ich hinauf. Aber ich konnte nicht schlafen; es war so mondhell; d'rum zog ich vor, noch in der Nacht herunterzugehen.“

Viktor sprach es hastig, als wolle er jeder Frage zuvorkommen. „Aber Sie? Was führt Sie auf diesen Weg? Woher kommen Sie und allein?“

Er sah sie forschend an mit banger Unruhe. Aber immer begehrllicher wurden seine Augen. Eine Leidenschaft, die ihn selbst seine Angst, das Mädchen könne ihn beobachtet haben, vergessen ließ, überkam ihn. Die Wildheit eines Menschen, der mit den Gesetzen gebrochen hat, der sich nun in schrankenloser Lebensgier austoben möchte, um sein pochendes Gewissen zu betäuben, funkelte ihm aus dem Gesicht.

„Lassen Sie mich meiner Wege gehen!“ rief Ernestine und suchte an ihm vorüberzueilen, aber er trat nur dreister auf sie zu, durch ihre verächtliche Bewegung gereizt, und faßte nach ihr.

„Nein! Heute sollen Sie einmal nicht mehr stolz und spröde sein. Lange genug haben Sie mich abge-

wiesen! Jetzt hat der Zufall Sie mir nicht umsonst in den Weg geführt! — Schrei doch, wenn Du willst, es hört Dich ja Niemand!“

Sie fühlte seinen Athem über ihr Gesicht wehen; seinen starken rechten Arm sich wie eine unzerbrechliche Fessel um ihren Leib schlingen. Eine namenlose Angst schnürte ihr die Kehle zusammen, daß sie keinen Ton hervorbrachte. Doch wie seine Lippen nun nur um Haaresbreite entfernt von den ihrigen waren, da gab ihr das Grauen vor seiner Berührung eine wilde Kraft. Sie stieß ihn zurück und wie ein Schrei klang ihr das eine Wort, das ihr ganzes Denken beherrschte, vom Mund: „Mörder!“

Er fuhr zurück wie ein Trunkener, den ein Schlag erweckt. Während er sie fassungslos anstarrte, ergriff sie die Flucht und lief, von ihrem Entsetzen weitergetrieben, bis sie endlich an der Thüre des Doktorhauses klopfte und hier halb ohnmächtig auf der Schwelle nieder sank.

„Sie müssen hier bleiben, Fräulein. Sie sind erschöpft und sehen aus, als wären Ihnen Gespenster begegnet,“ sagte der Arzt, der rasch bereit war, dem Rufe der Pflicht zu gehorchen.

Aber Ernestine schüttelte den Kopf. „Ich will wissen, wie es steht, und ich kann, was ich will!“ sagte sie.

Der Arzt hatte Mühe, ihren raschen Füßen zu folgen, als sie nun schweigend nebeneinander zum Forsthanse emporstiegen.

Durch das schlafende Dorf rieselte die Ache; wie eine Figur aus dem Mittelalter schritt der Nachtwächter mit Rutte und Hellebarde an den stillen Häusern vorüber. Einmal hörte er Schritte vor dem Gasthause zur Post; doch als er hinzueilte, so rasch als die alten müden Füße ihn trugen, war in dem Thor die Gestalt verschwunden; er sah durch mehrere Zimmer einen Lichtschein gleiten und ließ sich, ihn beobachtend, auf einer Schwelle gegenüber nieder. Hier

mußten ihm eine Weile die Augen zugefallen sein. Ein Geräusch weckte ihn. „Wer da?“ rief er aufspringend. Aber die Straße lag wieder still und einsam wie zuvor im weißen Mondlicht.

Am Morgen vernahmen die Bediensteten in der Post, als der Wirth in seine Schreibstube getreten war, in welcher sein Geldschrank stand, einen wilden Schrei.

Als man eiligst herzulief, saß der alte Mann zusammengekauert in einem Sessel, das Haupt hing ihm schwer herab und zwischen seinen Fingern hielt er einen Zettel, auf den er mit wirren Augen hinstarrte. Man rief ihm zu, ob man den Gendarmen holen, das Haus absuchen solle, was denn geschehen sei — aber er wehrte mit zitternden Händen ab und rang sich endlich die thränenerstickten Worte ab: „Es ist nichts. Schweigt nur still! Geht!“

Die Dienstkleute steckten die Köpfe zusammen und munkelten allerlei, und eine Magd flüsterte: „Es ist etwas mit dem jungen Herrn — der ist fort! Alle Schiebladen stehen offen oben in seiner Kammer.“

In dem stillen Forsthause lag ein bleicher Mann und stöhnte leise unter der Hand des Arztes, der ihm die Kugel aus dem Fleische schnitt.

Man hatte Alfred bewußtlos im Walde liegend gefunden; sein Hund, der laut heulte, hatte die Jäger an den versteckten Platz unter einer Felswand, auf welchem er zusammengebrochen sein mußte, geführt. Alfred hatte einen Schuß in die Hüfte bekommen, eine tiefe Fleischwunde, die an sich nicht sehr bedenklich gewesen wäre, die ihn aber sofort verhindert hatte, sich weiter zu bewegen und die einen so heftigen Blutverlust zur Folge gehabt hatte, daß er hätte an Erschöpfung zu Grunde gehen müssen, wenn er noch eine Nacht lang ohne Nahrung und Pflege geblieben wäre.

Als ihn die beiden Jäger nach mühevolem Marsch in's Forsthaus gebracht und man ihm stärkende Mittel einge-
 floßt hatte, schlug er die Augen auf und war nach einer
 Weile auch im Stande, mit schwacher Stimme über das
 Geschehene Bescheid zu geben.

Vor Sonnenaufgang war er in sein Revier hinaufge-
 stiegen. Es war noch kaum Dämmerung im Walde ge-
 wesen, als er ein Geräusch wie das Knacken eines Hahns
 vernommen hatte, und sein Hund laut bellend ins Dickicht
 gesprungen war. Er hatte, rasch folgend, nur die Um-
 risse einer auf dem Boden lauenden Gestalt erkennen
 können. Ehe er noch Zeit gefunden hatte, zu rufen, mußte
 der Kerl schon geschossen und dann die Flucht ergriffen
 haben. Der Hund war ihm nachgeeilt, Alfred aber war
 auf dem Plage zusammengefunken, unfähig, sich zu regen.
 Die Züge des Menschen hatte er nicht zu unterscheiden
 vermocht.

Qualvolle Stunden waren für ihn vorübergegangen;
 als die Sonne emporgestiegen, hatte er sich endlich unter
 wilden Schmerzen kriechend in den Schatten geschleppt und
 hier, beinahe verschmachtend vor Durst, in geringer Ent-
 fernung das Bergwasser rauschen hören, unfähig, es zu
 erreichen. Er hatte gerufen, sein Gewehr abgefeuert —
 immer umsonst; verlassen in der Waldwildniß, nur mit
 dem Hund, der traurig winselte, als hilflosem Kameraden,
 hatte er dem Tod in's Auge gesehen, bis ihn endlich eine
 Ohnmacht von allen Gedanken erlöste.

Mit halbgeschlossenen Augen lag er, nachdem der Arzt
 die Kugel entfernt hatte, und sah wie im Traum Er-
 nestinens blaßes, überwachtes Gesicht, das sich zuweilen
 mit einem Ausdruck warmen Mitleids über ihn neigte.

Man hatte gleich am Morgen in's Dorf hinabgeschickt,
 um Mutter und Braut von dem Geschehenen zu benach-
 richtigen, und Ernestine wollte eben das Gemach verlassen,

denn ihre Pflicht rief sie an den Postschalter, als die beiden Damen eintraten. Die Mutter sagte kein Wort, sie näherte sich nur mit ihren besorgten, verweinten Augen dem Lager des Sohnes und besühlte ihm den Kopf und streichelte ihm die Hände, als wäre er wieder ein Kind geworden, das ihrer Zärtlichkeit bedurfte. Klärchen aber rief: „O, mein armer, lieber Schatz! O, wie furchtbar! Und wir, wir wußten nichts! Fremde sind bei Dir an meiner Statt! — Warum hat man nicht zu uns geschickt?“ wendete sie sich mit halbblauer Stimme an Ernestine. „Es muß doch Jemand im Dorfe gewesen sein, um den Arzt zu holen.“

Mit offener Feindseligkeit blickten die beiden Mädchen einander an. Ernestine hatte den eigensinnigen Egoismus Klärchen's nicht vergessen; Klärchen verzieh es ihr nicht, daß sie Recht behalten hatte.

„Ich selbst war im Dorfe,“ sagte Ernestine, „ich selbst holte den Arzt. Wie es um Herrn v. Tegenhausen stand, ich wußte es noch gar nicht. Ich fürchtete auch seine Mutter zu erschrecken.“ Sie sprach die letzten Worte mit einer gewissen Verlegenheit. Sie besann sich erst jetzt, daß sie Braut und Mutter in jener Stunde völlig vergessen hatte.

Alfred hatte sich im Bett aufgerichtet und sah auf die Beiden mit seinen fieberkranken, großen Augen.

„Ich bin Fräulein Ernestine viel Dank schuldig geworden,“ sagte er.

Die Mutter trat, diese Mahnung verstehend, sofort auf das Mädchen zu und drückte ihr gerührt die Hände; Klärchen aber sprach kein Wort und gab nur durch jede ihrer Bewegungen zu erkennen, daß sie nun allein in diesem Krankenzimmer zu walten habe.

Diese Schatten lagen unter Ernestinens Augen, als sie leise das Gemach verließ.

Alfred's Zustand verschlimmerte sich. Er lag nun Tage

lang im Fieber. Klärchen's Nähe schien ihn zu beunruhigen; er liebte es, die Mutter bei sich zu haben. Erst nach Verlauf einer Woche sank die Temperatur; die Wunde heilte; und nun ging es bei seinem jugendlich kräftigen Körper rasch mit der Genesung vorwärts. Als er zum ersten Male außer dem Bett in einem bequemen Lehnstuhl, den man für ihn herbeigeschafft hatte, am Fenster saß, kam der alte Förster Berger, ihn zu besuchen.

Mit einer ganz ergreifenden Herzlichkeit nahm der brave Mann die blutleeren Hände des Genesenden in seine harten, wettergebräunten Fäuste.

„Na, es ist nur gut, daß es noch so abgelaufen ist,“ meinte er. „Aber wem verdanken wir es? Nur dem Fräulein, der Postbeamtin! Die hat mir altem, schwerfälligen Kerl Angst gemacht, die hat uns Alle auf die Beine gebracht. Wenn's Ihrem Fräulein Braut nachgegangen wäre, Herr, so hätten Sie noch zwölf Stunden da droben liegen können!“ — —

Alfred war durch diese Worte sehr nachdenklich geworden.

„Mutter,“ sagte er bald darauf, „morgen ist Sonntag. Ich möchte mit Fräulein Lauber sprechen.“ Klärchen weinte eifersüchtige Thränen, und es kam am nächsten Tage zu einem Zwist zwischen den Verlobten; aber Alfred beharrte auf seinem Wunsch nach einer Unterredung mit der jungen Beamtin und zwar ohne Zeugen. —

„Ich habe erst jetzt erfahren, Fräulein Ernestine,“ sagte er, nachdem das Mädchen eingetreten war und neben seinem Lehnstuhl Platz genommen hatte, „erst gestern, wie schwer ich in Ihrer Schuld stehe. Ich möchte Ihnen danken. Aber ich möchte auch noch mehr, ich möchte eine Frage an Sie richten.“

Sie sah ihn sehr überrascht an mit ihren ernsten, grauen Augen.

„Es ist nicht leicht für mich, ich möchte Sie nicht ver-

legen, Fräulein," fuhr er fort. Dann, seine Stimme zu einem Flüsterton dämpfend, sagte er mit einer gewissen Hast: „Ich fürchte, ich habe im Dorfe einen Feind, und ich vermuthete stark, daß ich ihm — keinem Wilddieb — die Kugel aus dem Hinterhalt zuzuschreiben habe. Nun schien es mir vor längerer Zeit, gleich am Anfange unserer Bekanntschaft, als hätte derselbe Mann, der mich haßt, für Sie eine große Liebe; als seien auch Sie ihm gut. Um Ihetwillen möchte ich ihm das Schlimmste ersparen. Ich will meine Vermuthung verschweigen. Nur unjere Wege dürfen sich nie wieder kreuzen. Er soll fort nach Amerika, ein anderes Leben beginnen — um Ihetwillen!“

Ernestine war aufgesprungen, freideweiß. „Um meinetwillen, um meinetwillen!“ murmelte sie mit einem bitteren Auflachen.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich ungart bin, vielleicht in einer Wunde wühle. Sie verstehen mich doch? Sie wissen, wen ich meine?“

„O ja, ich verstehe die ganze Schmach, die für mich in Ihrer Vermuthung liegt! Dieser Mensch! Und er ist fort! Fort seit jener Nacht! O, sagen Sie doch auch noch, daß ich ihn gewarnt, ihm fortgeholfen hätte!“ rief sie mit leidenschaftlicher Empörung.

Er legte ihr bittend die Hand auf den Arm. „Ich wollte Ihnen nicht wehe thun! Ich bin ja so froh, wenn ich mich täuschte! Sie hatten ihn also nicht lieb?“

„Ihn?“ stieß sie dumpf hervor, und es zuckte verächtlich um ihre Lippen. Aber in den Augen, die sie eine Sekunde lang zu ihm aufschlug, lag ein so tiefes, wildes Weh, daß ihn der Blick traf wie ein schwerer Vorwurf.

Er sah, daß sie litt, daß sie die Lippen aufeinanderpreßte, um nicht aufzustöhnen, und suchte sie in lebhafter Bewegung zu verstöhnen.

„Sie dürfen mir meinen Irrthum nicht verübeln. Der

junge Mann trieb sich auffallend in Ihrer Nähe herum, und dann erinnern Sie sich vielleicht: Sie bemerkten einmal, wie dankbar Sie für Ihre Stellung seien, gerade jetzt, in der letzten Zeit. Dabei schien es mir, als wendeten sich Ihre Augen nach ihm, der wieder vor dem Fenster draußen stand. Es mag ein Zufall gewesen sein.“

„Nein, kein Zufall. Ich besinne mich. Nur haben Sie mich völlig mißverstanden,“ versetzte sie herbe. „Jener Mensch gab vor, mich zu lieben. Er wollte mich heirathen. Wenn ein vermögrender Mann einem mittellosen Mädchen eine Versorgung anbietet, so muß sie ja fast eine Verpflichtung fühlen, dieselbe nicht abzulehnen, wenn sie noch abhängig ist von ihren Eltern. Ich aber war glücklicherweise frei, ich war selbstständig! Ich durfte ohne weiteres Besinnen eine solche Zukunft zurückweisen. Dafür war ich meinem Verufe dankbar; damals freilich ohne zu ahnen, daß er mich vor dem schlimmsten Lose rettete — vor der Zusamengehörigkeit mit einem Verbrecher. Was Sie nur dunkel vermuthen, ich weiß es, Herr v. Legenhausen.“

Sie erzählte, immer noch mit dem düsteren Ausdruck des bleichen Gesichts, was sie in jener Nacht gesehen. „Ich bin selbst am nächsten Tage beim Amtsgericht in G. gewesen, und auf meine Aussage hin wird der Mann, der Sie tödten wollte, steckbrieflich verfolgt. Vielleicht ist das Ihnen ein Beweis, daß er mir niemals nahe gestanden hat.“

Jeder Ton, jedes Wort, jedes Zucken um ihren Mund verrieth ihm, daß er ihr eine Beleidigung angethan, die ein Weib schwer empfindet; was er auch sprach, um ihre Vergebung zu erringen, er fühlte, daß sie unverzöhnt, gekränkt von ihm schied.

Dieses Bewußtsein erhöhte nur seine Verstümmung. Das körperliche Leiden war von ihm genommen, aber es schien in seinem Gemüthe nachzuklingen. Er war von einer Reizbarkeit der Nerven, die er kaum verbergen konnte.

Klärchen's helles Lachen klang ihm plötzlich wie ein Miston im Ohr; ihre Berührung hatte den Reiz für ihn verloren. Mit dem Blut, das aus seiner Wunde geflossen, schien ihn mit einem Male auch alle Wärme, alle Leidenschaft verlassen zu haben. Er war kühl und nüchtern geworden, und als sei ein Schleier von seinen Augen genommen, sah er nun manchen Zug in dem Charakter seiner Braut, der ihm Unzufriedenheit wachrief. Sie war anspruchsvoll gegen die braven Försterleute, die nur aus Gutmüthigkeit die Gäste im Hause aufgenommen hatten; wenn sie sich unbeobachtet glaubte, quälte sie aus Muthwillen seinen „Karo“, der ihm seit jenen Stunden der Verlassenheit im Walde an's Herz gewachsen war. Er beobachtete, er studirte sie zum ersten Male. Er grübelte, er litt!

Einmal saß Alfred der Mutter gegenüber, in trübes Nachdenken versunken.

„Mutter,“ frug er leise mit einem Seufzer, „sag', glaubst Du heute noch wie einst, daß Klärchen ein Engels-herz habe?“

Die gute Frau blickte ihn sehr bestürzt einen Moment an und schwieg.

„O ja, gewiß, freilich!“ erwiderte sie dann und schien sich ihres kurzen Zögerns zu schämen. „Du mußt Nachsicht haben, Fred. Wenn ihr erst einmal verheirathet seid, dann hat sie ihre Pflichten und ihren Hausstand und gewöhnt sich auch ihre kleinen Launen ab. Und dann werdet ihr recht, recht glücklich sein! O, ich wünsche es so von Herzen für Dich und Klärchen und dann auch — um ihres Vaters willen.“ Es war eine Betonung in den letzten leisen Worten, die Alfred auffiel.

„Kennst Du den Mann denn?“

Die Wittve schwieg eine Weile. „Ja, Fred,“ sagte sie dann mit einer leichten Verwirrung. „Ich will es

Dir erzählen, damit Du weißt, warum ich mich so sehr über Deine Wahl gestreut habe. Siehst Du, es sind nun siebenunddreißig Jahre her; ich war damals noch kaum zwanzig; da hatte mich der junge Edmund Niese lieb, sehr lieb und ich ihn auch. Er war in's Haus gekommen, um meinem Bruder lateinischen Unterricht zu geben; er selbst studierte schon auf der Universität mit einer wahren Begeisterung für die Naturwissenschaft, der er sich zuwenden wollte. An einem Maimorgen haben wir uns heimlich miteinander verlobt, recht wie die unerfahrenen Kinder, ohne zu wissen, wovon wir einmal leben wollten. Bald darauf mußte er fort. Nun hörte ich gar nichts mehr von ihm. Wir wurden streng erzogen; es wäre unmöglich gewesen, einen Brief heimlich in's Haus zu schicken. Meine gute Tante aber, die ich in's Vertrauen zog, redete mir in aller Ruhe und Güte in's Gewissen, daß ich dem jungen Mann mit dieser frühen Verlobung nur ein Hinderniß, eine Last sein müsse, daß gerade ein Naturforscher auf Jahre hinaus keine Ausichten auf einen festen Erwerb habe. Dies wiederholte sie so lange, so dringlich, bis ich es selber glaubte. Nun, und nach Jahresfrist kam Dein Vater und warb um mich; und es war ein herzlieber, prächtiger Mensch, wohl dazu angethan, ein junges Ding eine erste heimliche Schwärmerei vergessen zu lassen. Ich legte meine Hand in die seine und schrieb an Edmund Niese einen langen Brief, den meine Tante ihm übermittelte.

Erst nach manchem Jahr habe ich erfahren, daß er um meinethwillen die Naturwissenschaften an den Nagel gehängt hatte und zum Zollwesen übergegangen war, nur um rasch eine Anstellung zu erringen und mich heirathen zu können. Ich hörte auch, daß nach Empfang meiner Absage eine tiefe Wandlung mit ihm vorgegangen sei, als habe er plötzlich allen Lebensmuth verloren. Er hatte sich von allen Freunden zurückgezogen, ein Mädchen aus dem

Volk geheirathet, und nach einer kurzen, traurigen Ehe war er ganz zum menschen scheuen, verbitterten Sonderling geworden. Du weißt es ja, Fred, wie lange er und ich nun Nachbarn sind. Gesehen habe ich ihn nicht mehr; aber wenn ich nur einen Blick auf das Fenster werfe, hinter dem der einsame Mann haust, überkommt mich stets, wenn auch nicht Reue, doch ein Bewußtsein der Schuld. Und darum habe ich Klärchen so lieb, darum ist's mein Herzenswunsch, daß sie Deine Frau wird, und darum mußt Du Deine alte Mutter erlösen von einem nagenden Vorwurf und an der Tochter gut machen, was ich dem Vater zu Leide gethan habe."

Ihre guten Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, während sie dem Sohne die Hand entgegenstreckte; er aber verstand nun den düsteren Groll, mit dem ihm Klärchen's Vater gegenübergetreten war, das feierliche Versprechen, das er von ihm gefordert. Er drückte der Mutter die Hand und es war ihm, als wäre eine Kette, die er trug, nur schwerer, nur unzerbrechlicher geworden.

Niemals, niemals, und wenn es ihn den Einsatz seines Glückes kostete, durfte er dem Manne als ein Wortbrüchiger erscheinen, dessen Leben durch seine Mutter zerstört worden war!

Alfred gab sich von nun an alle Mühe, Klärchen seine Reizbarkeit und innere Kälte, die ihm als eine krankhafte Folge der Verwundung erschien, zu verbergen.

Die kleinen Reibereien der letzten Tage hörten auf und nach außen hin schien der ungetrübteste Sonnenschein über dem Brautpaar zu leuchten, als Alfred, nun völlig wiederhergestellt, mit den beiden Damen in das Dorf zurückkehrte.

Wider alles Erwarten traf aber plötzlich ein kurzer Brief von Klärchen's Vater ein, des Inhalts, er sei sehr augenleidend und möchte nicht länger allein bleiben.

Frau v. Legenhäusen, die längst ihre häusliche Be-

quemlichkeit vermißte, entschloß sich, Märchen zu begleiten, und so stand Alfred eines Tages wieder allein und sah einem fortrollenden Wagen nach, aus dem noch Lächer winkten, und schwenkte seinen Hut und schämte sich, daß er keine rechte Trauer empfinden konnte.

Er hatte viel zu thun; die Jagden begannen. In der Waldluft auf einsamen Bergwegen fand er rasch die körperliche Kraft und die Heiterkeit der Seele wieder.

Von dem steckbrieflich verfolgten Viktor kam keine Kunde. Alfred begehrte auch kaum darnach, er hatte kein Bedürfniß nach Rache. Der Jagdgehilfe Steinmeier aber hatte ein reumüthiges Bekenntniß abgelegt, daß er sich eine falsche Aussage habe abkaufen lassen, so daß Alfred's Vermuthungen vollauf bestätigt wurden. Auch der alte Posthalter hatte vor Gericht nicht abzuleugnen vermocht, daß er von seinem Sohn um das im Geldschrank liegende Baargeld beraubt worden war.

Alfred hatte mit der jungen Beamtin nicht mehr gesprochen, seit sie gekränkt von ihm gegangen war. So oft er an den Schalter trat, war sie am telegraphischen Apparat beschäftigt oder schrieb, so daß er keine Gelegenheit fand zu einem persönlichen Wort. Mit einer auffallenden Absichtlichkeit schien sie eine Unterhaltung mit ihm zu vermeiden.

— — — — —

An einem Sonntage ging er den wilden, unteren Weg durch die Schlucht, als ihm Ernestine hier begegnete. Der zum Zweck der Holztrift in den Felsen gesprengte, dicht am rauschenden Wasser, zuweilen über kleine Brückchen führende Pfad war so schmal, daß nicht an jeder Stelle zwei Menschen aneinander vorüberkommen konnten, sondern der eine erst in irgend eine der kleinen Steinhöhlungen zurücktreten mußte, um den anderen vorübergehen zu lassen.

Alfred aber hütete sich wohl vor diesem höflichen Rückzug; er freute sich, daß Ernestine ihm hier endlich wieder Rede

stehen mußte. Es entging ihm nicht, daß sie verwirrt war, und zum ersten Male fiel ihm auf, wie hübsch ihr kluges, feines Gesicht erschien, wenn es warme Farbe hatte.

„Endlich sehe ich Sie wieder einmal, Fräulein! Welch' angenehmer Zufall!“ sagte er herzlich.

„Sie werden mir allerdings nicht häufig mehr hier begegnen,“ erwiderte sie mit einer seltsam hastigen Art.

„Ich kann bei dieser Gelegenheit gleich Abschied von Ihnen nehmen.“

„Sie verlassen das Dorf?“

„Ja. Ich bin um meine Versetzung eingekommen.“

„Aber warum denn das? Sie waren gern hier. Was treibt Sie fort?“

„So mancherlei.“ Sie vermied seinen forschenden Blick. „Jedenfalls sage ich Ihnen herzlich Lebewohl und wünsche Ihnen recht, recht viel Glück in der Zukunft.“

Es war eine Bewegung in ihrer Stimme, die sie umsonst zu verbergen suchte.

„Aber es ist ja sehr traurig für uns, daß Sie scheiden wollen. Sind wir nicht ganz gute Freunde gewesen?“

„Sie werden mich nicht vermissen, Herr v. Legenhäusen. Im nächsten Winter werden Sie ja wohl Ihre hübsche junge Frau an der Seite haben; dann brauchen Sie auch nicht mehr mit solcher Ungeduld Briefe auf der Post zu holen.“

Sie suchte zu scherzen; aber es war ein recht trauriges Lächeln um ihre Lippen, und ihre Finger rissen mit einer gewissen Unruhe ein paar Grasshalme aus der Felspalte neben ihnen und zerpflückten sie.

Er sah es wohl, daß sie ihm seine Kränkung nicht verziehen hatte; ihre verschlossene Art, ihr Blick, ihr ganzes Wesen waren so verschieden von jener klaren Ruhe, die ihm am Anfange an ihr aufgefallen war, daß er nur immer lebhafter den Wunsch empfand, so manches, was ihm räthselhaft an dem Mädchen schien, zu ergründen.

„Sagen Sie mir, Fräulein Ernestine, und halten Sie die Frage nicht für anmaßend: trage ich die Schuld an Ihrem Weggehen?“

„Vielleicht ein wenig! Aber bitte, sprechen wir nicht mehr darüber und lassen Sie uns jetzt Abschied nehmen.“

Sie reichte ihm die Hand; er nahm sie auch und sah ihr dabei neugierig in das Gesicht; aber den Weg gab er nicht frei.

„Abschied nehmen? Nein! Wie könnte ich das, wenn Sie mir eben gestehen, daß Sie mir noch immer böse sind, einen so tiefen Groll gegen mich im Herzen tragen, daß er Sie von hier fortreibt! Und ich bin Ihnen so tief verpflichtet! Sie müssen doch fühlen, daß ich diesen Vorwurf nicht tragen kann.“

Es war eine wahre Seelenangst auf ihren Zügen; ihre Augen schienen ihn förmlich anzuflehen, dieses Verhör zu enden. Aber er hätte kein Mann sein müssen, wenn es ihn nicht ein reizvoller Anblick gewesen wäre, dieses sonst so vernünftige, sichere und selbstständige Mädchen in einer tiefen, echt weiblichen Verwirrung zu sehen.

„Ich bitte, lassen wir die Vergangenheit; wir wollen sie vergessen — einander vergessen.“

„Aber nein, Fräulein Ernestine, ich werde meiner Lebensretterin stets eine dankbare, warme Erinnerung bewahren.“

„Aber ich — ich will Sie vergessen! Ach, warum müssen Sie mir hier denn noch einmal in den Weg treten! Ist denn das Geschick ganz gegen mich verschworen!“

Sie rief's mit leidenschaftlichem Zorn und machte eine so heftige Bewegung, an ihm vorüber zu kommen, daß er den Arm ausstreckte, um sie vor einem Sturz in den tosenden Bergbach zu bewahren.

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich weiter gehen! Sie sehen ja, daß Sie mich quälen!“ fuhr sie auf mit heißen Wangen und düster glühenden Augen.

„Ich will wissen, Ernestine, warum Sie das Dorf verlassen. Bevor Sie mir nicht wieder Vertrauen zeigen, kommen Sie nicht vorüber.“

„Vielleicht weil ich einen häßlichen Charakter habe, weil ich es nicht mit ansehen will, wie Andere glücklich sind. Zum Beispiel Sie und Ihre Braut!“ murmelte sie leise.

Er fühlte einen heißen Herzschlag; er hätte nicht zu sagen vermocht, ob es ein großes Glück oder ein großer Schmerz war, was ihm plötzlich durch alle Adern hämmerte, die Brust beklemmte, durch alle Nerven zitterte.

„Also dennoch um meinethwillen, durch meine Schuld?“ frug er erregt, ohne recht zu wissen, was er sagte.

„Nein, Sie sind ohne Schuld!“ rief sie leidenschaftlich, als habe sie plötzlich alle Kraft der Verstellung verloren. „Als ich Sie zum ersten Male sah, haben Sie ja schon einer Andern angehört und kein Hehl daraus gemacht, daß Sie sie liebten. Und wenn dennoch diese Tollheit über mich kam, so trifft Sie gewiß kein Vorwurf, so wenig, als wenn mich plötzlich eine Krankheit, ein Fieber ergriffen hätte, das wohl jeder einmal durchmachen muß. Ich hatte nie gedacht, daß es auch über mich kommen könnte; ich hatte mich ja nie um Liebe gekümmert und nichts begehrt vom Leben, als Unabhängigkeit. Dennoch bin ich nicht verschont worden; und ich hätte dieses Loos ja gerne getragen und meine Krankheit verhehlt — nur Eines war bitter, war empörend grausam! So dunkel war Ihnen mein Charakter, mein Wesen geblieben, daß Sie an meiner Neigung für jenen Menschen glauben konnten! Das hat mich unsäglich geschmerzt. Und nun — nun sind Sie gar grausam genug, mir dieses unsinnige Geständniß abzuzwingen! — Nun wissen Sie Alles — nun lassen Sie mich gehen.“

Er hielt ihre beiden Hände in den seinen und sah sie

an, so warm, so ernst, so ergriffen, daß ihr trotziger Ton verstummte.

„O Ernestine, was Sie mir hier bekennen, klingt unsagbar traurig. Sie haben ja keine Ahnung, wie traurig es ist! Aber zürnen Sie dem Zufall nicht, der uns hier zusammenführte! Es ist so schön, daß wir uns einmal ganz nahe und vertraut in die Augen sehen dürfen! Glauben Sie mir: erst jetzt, erst in dieser Stunde kann ich Ihnen mit vollem Bewußtsein für das Leben danken, das Sie mir errettet! Diese schmerzlich-süßen Augenblicke in meinem Dasein, ich hätte sie nicht missen mögen! Bereuen Sie nicht, daß Sie mir diese Erinnerung vergönnt haben. Und lassen Sie uns Abschied voneinander nehmen wie recht gute Freunde, die sich im Leben nicht mehr wiedersehen werden, und die sich doch so tief in's Herz geblickt, daß sie einander nie mehr vergessen können.“

Er hatte die Hände auf ihre Schultern gelegt, daß sie sich ganz nahe in die Augen schauen konnten und in tiefer Ergriffenheit küßte er sie auf den Mund.

„Es ist unrecht — es ist treulos!“ sagte sie düster. Dann aber flog ein heller Strahl über ihr Gesicht, eine tiefe Wärme glühte in ihren Augen auf und plötzlich schlang sie selbst die Arme um seinen Hals. „Ach, es ist ja nur ein Moment, ein kurzer Moment, und ihr gehören Sie für's ganze Leben! Einen Augenblick des Glücks soll Ihre Braut mir vergönnen! Einen Augenblick des Glücks möchte ich haben in meinem stillen, einsamen Arbeitsleben!“

Es war ein langer Kuß, den sie auf seinen Mund drückte. Dann schlangen sich ihre Hände zum Abschied ineinander.

„Nun rauschen die Wellen über diese Minuten hin — nicht wahr, mein Freund? Und spülen sie fort, als wären sie nie gewesen! O sagen Sie mir's, daß Nie-

mand von diesem Lebenswohl wissen wird, daß Sie stumm bleiben werden wie diese Einsamkeit!"

„Ja, Ernestine. Nur über mein Herz rauschen die Wellen nicht hin. Es weiß; es behält! Und nun, lebe wohl!"

Noch einmal sahen sie sich in tiefer Trauer in die Augen; dann gingen sie, er zur Rechten, sie zur Linken, auseinander, wie ihre Wege sie führten.

Erst als Alfred den Ausgang der Schlucht erreicht hatte, setzte er sich auf einen Stein nieder und ließ das eben Erlebte in sich nachklingen, während wie eine ernste Begleitung das Wasser um ihn rauschte, und die wilden Wellen brandeten.

Er hatte die feste Ueberzeugung, daß dies ein Abschied für's Leben gewesen sei. Es war kein tolles Begehren in ihm, das ihm den Muth gegeben hätte, mit Allem zu brechen, und sich das Glück, das ihm aus diesen ernstesten Mädchenaugen entgegengeleuchtet, zu erkämpfen. Was ihm so ganz erschütternd die Seele bewegte, war eine durch Entfagung geheiligte Seligkeit, eine feierliche, aus Wonne und Weh gemischte Nührung, größer als alles Verlangen der Sinne, tiefer als jeder Wunsch nach Besitz. Sie hat dich lieb, in tiefster Seele lieb! das war der süße Klang, der ihn durchzitterte, das war die süße Wärme, die ihm das Herz so weich machte.

„So recht, recht geliebt, zum allerersten Male!"

Er sagte es ganz leise vor sich hin und dann erschraf er plötzlich. War er nicht undankbar? Hatte nicht auch Märchen ihn lieb? Er durfte ja nicht daran zweifeln. Aber würde sie ihn auch lieb haben, einem heißen Gebot ihres Herzens folgend, auch wenn sie wüßte, daß ihre Neigung glücklos sein müßte, und sie niemals die Seine werden konnte? Bittere Gedanken wollten ihn beschleichen. Er gestand sich, daß er vor wenigen Monaten noch ein

überehmüthiger Jüngling gewesen, daß er erst in diesen Bergen zum Mann gereift sei. Aber sein Geschick blieb nun einmal beschlossen.

Ernestine reiste ab, ohne daß er ihr noch einmal die Hand gedrückt hätte. Eine andere, ziemlich unfreundliche Postbeamtin reichte ihm nun die Briefe, die regelmäßig einliefen. Klärchen schrieb zärtlich und sehnsüchtig, klagte, daß sie ihrem Vater, der halb erblindet sei, viel vorlesen müsse; die äußeren Erlebnisse, von denen sie berichtete, wiederholten sich zumeist in den Briefen der Mutter; es gab ja so selten Neues in ihrer Umgebung.

Nur einmal, gleich nach ihrer Rückkehr, hatte die Mutter ziemlich ausführlich von einem Mitreisenden erzählt, der ungemein höflich und aufmerksam gewesen sei, und mit dem sie sich während der langen Fahrt sehr gut unterhalten hätten. Klärchen hatte über diese Eisenbahnbekanntschaft geschwiegen.

Der Sommer ging zu Ende; Herbstnebel hüllten nun meist das Bergthal in eine melancholische Stille. Alfred hatte wenig Zeit zum Nachgrübeln und Träumen gehabt. Das Herannahen des Winters aber weckte ihm wieder lebhaftere Sehnsucht nach einem behaglichen Heim, nach der Nähe eines Menschenkindeß, das ihn lieb hatte, und er war entschlossen, Klärchen nun recht bald zu sich zu holen, als ihn eines Tages ein ganz räthselhaftes Telegramm überraschte. Er kam von seiner Mutter und enthielt nur die wenigen Worte: „Komm her, so bald als möglich.“

Was bedeutete das? Er hatte Tags vorher einen Brief von der Mutter erhalten, nach dem daheim Alles wohl stand. Was konnte inzwischen vorgefallen sein? Er erbat sich sofort auf einige Tage Urlaub und reiste so rasch als es ging ab.

Bei der Ankunft im Vaterhause kam ihm seine Mutter mit sorgenvollem, aufgeregtem Gesicht entgegen.

„Es handelt sich um Klärchen! Unsere alte Grete behauptet, das Fräulein sei fortgereist mit ein paar großen Koffern, und die Magd von drüben meint, so bald würde sie nicht wiederkommen. Weißt Du, Klärchen ist in letzter Zeit nicht immer freundlich gegen mich gewesen, aber daß sie die Stadt verlassen würde, ohne mir nur ein Abschiedswort zu sagen, das hätte ich doch nicht geglaubt. Sie hat gewiß auch Dir nicht geschrieben!“

Alfred ging unmutig im Zimmer auf und ab. „Vorläufig ist das auch bloß Dienstbotenklatsch. Ich werde mich gleich überzeugen, ob etwas Wahres daran ist.“

Er griff nach seinem Hute.

„Ja, Fred, geh hinüber zu dem Vater. Du weißt ja, warum ich das nicht selbst thun konnte. Ach, Du glaubst nicht, in welcher Unruhe ich war seit gestern Morgen.“

Alfred wurde wieder in das große Gemach geführt, in dem der alte Mann die Tage zubrachte, in dem, wie damals, unzählige Vögel in den Käfigen zwitscherten und flatterten. Aber der Bewohner saß halb im Dunkeln, mit einem grünen Schirm vor den kranken Augen, und schien noch um Jahre gealtert zu sein. Nachdem Alfred ihn mit einer theilnehmenden Frage nach seiner Gesundheit begrüßt, frug er nach Klärchen.

„Ist es wahr, daß Ihre Tochter abgereist ist?“

„Ich habe keine Tochter mehr!“ klang es dumpf zurück.

„Keine Tochter mehr? Was ist denn geschehen?“ rief Alfred verwundert.

Da richtete sich der Alte auf, und es war wieder der würdevolle Ernst in seiner Haltung, in seiner Stimme, der auf den jungen Mann schon einmal so unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte. „Glauben Sie, daß ich meinem Kinde verzeihe, was ich an Anderen verdamme? Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie verachten müßte, wenn Sie

wortbrüchig würden; daß ich solche Schmach an der eigenen Tochter erleben müsse, das — das hatte ich freilich nicht geglaubt.“

„Wortbrüchig!“ wiederholte Alfred, und das Blut stieg ihm heiß in die Schläfen. „Wortbrüchig gegen mich?“ So oft er auch an seiner Liebe für Klärchen gezweifelt hatte, in diesem Moment fühlte er dennoch eine tiefe Empörung, einen heftig aufflammenden Zorn.

„Aus freiem Willen hat sie sich Ihnen anverlobt,“ fuhr der alte Mann fort. „Ich habe sie damals gewarnt: ‚Bedenke, was Du thust! Du wählst für Dein Leben!‘ Aber sie hat genickt und gelächelt; sie war ganz außer sich vor Glück. Und als ich sie jetzt zurückrief, weil es mir doch gar zu trostlos wurde, seitdem ich nicht mehr sehen kann, hat sie kein Wort gesagt, daß es anders geworden wäre zwischen Ihnen.“

„Und nun?“ frug Alfred in ungeduldiger Spannung.

„Ich sah es wohl, daß ihr seit ihrer Rückkehr der Postbote täglich einen Brief brachte; ich frug nicht darnach; ich konnte ja auch den Stempel nicht lesen mit meinen kranken Augen. In der letzteren Zeit kamen aber auch immer häufiger Blumen, Packete. Sie versteckte sie vor mir. Aber einmal traf ich sie, als sie einen ganzen Korb voll prachtvoller Rosen mit Wasser besprengte. Von wem ist dies Geschenk?“ frug ich sie. Von Deinem Bräutigam? — ‚Nein,‘ sagte sie trozig. ‚Es gibt noch andere Männer auf der Welt, denen ich gefalle, und die mir gerne eine Freude machen.‘ — ‚Es soll aber für Dich keinen andern Mann geben!‘ rief ich. ‚Weiß Herr v. Legenhausen, daß man Dir kostbare Rosen schenkt?‘ — Sie schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln. — ‚Natürlich nicht. Er wird es noch früh genug erfahren. Ich hätte es Dir in den nächsten Tagen gestanden, Vater. Es wird mir eine glänzende Zukunft geboten. Ein Bankier aus Frankfurt, den

ich auf der Reise kennen lernte, hat sich ganz toll in mich verliebt.' — Ich ließ sie nicht ausreden. — ‚Also, Du bist treulos und falsch, und ein Wort, ein Versprechen bedeutet Dir nichts? Dann geh aus meinen Augen, aus meiner Nähe, aus meinem Haus! Ich alter Mann will mich nicht schämen müssen wegen meines Kindes.' — Sie hat mir trozig in's Gesicht geschaut. — ‚Du strafft Dich nur selbst, Vater, wenn Du mich fortschickst. Mir kann es nur recht sein. Die Schwester meines künftigen Gatten wird mich mit Freuden bei sich aufnehmen.' — Ich habe mich in mein Zimmer eingeriegelt und sie ist gegangen, noch am selben Tage. Sie hat mir dann noch einen Brief geschickt. Sie wußte wohl, daß ich ihn nicht würde lesen können. Ersparen Sie mir jeden Vorwurf, Herr v. Legenhausen. Es hat mich bitter genug getroffen; und Sie sehen ja, daß ich die Treulose nicht rechtfertigen will.“

Alfred hatte schweigend zugehört, in den widerstreitendsten Empfindungen. Als nun aber der alte Mann in seinen Sessel zurücksank und mit einem tiefen Seufzer die Hand an die schmerzenden Augen drückte, vergaß er eine Weile ganz seine persönlichen Gefühle in einem tiefen Mitleid.

„Und Sie sind nun ganz allein?“

„Allein und blind,“ entgegnete der Alte, „fast ganz erblindet.“

Mit einer mächtigen Rührung faßte Alfred seine Hand. „Und neben Ihnen, nur wenige Schritte weit, wohnt eine einsame alte Frau, die eine schwere, wenn auch längst verjährte Schuld gegen Sie auf dem Herzen fühlt,“ sagte er leise, „die es ganz vernichten wird, daß ihr Lebenswunsch, Ihnen in dem Glück Ihrer Tochter eine Sühne zu bieten, sich nun nicht erfüllen läßt, die mit Freuden bereit wäre, Ihnen jetzt die Freundschaft zu zeigen, die sie

Ihnen einst gelobt hat! O, nicht wahr, sie darf zu Ihnen kommen, Ihnen die endlos langen Stunden kürzen helfen?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Um mich kümmert sich Niemand mehr. Sie haben mich Alle verlassen — Alle!“ murmelte er.

„Eine nicht!“ sagte Alfred in tiefem Ernst. „Eine ungesühnte Schuld vergißt sich nicht! Darum lassen Sie diese Eine in Ihre Einsamkeit kommen — meine Mutter.“

Die hagere Gestalt zuckte zusammen. Aber es klang nicht zornig, nur unendlich traurig, als er sagte: „Was soll dieses Wiedersehen am Schlusse des Lebens?“ —

Mit tiefbewegtem Herzen kehrte Alfred heim. Er hatte gewußt, wie tief die Nachricht, die er brachte, seine Mutter erschüttern würde; aber er hatte auch gewußt, daß er in ihrem Namen dem einsamen Mann Mitleid und opferfreundige Theilnahme geloben durfte.

Sie war bereit, den ersten Schritt zu thun, und mit einer Bitte um Vergebung vor den Unglücklichen hinzutreten, dem sie einmal so bitterlich wehe gethan hatte.

Ehe Alfred abreiste, hatte er noch die Freude, die beiden alten Leute, die sich in der Jugend geliebt, die ein langes Leben getrennt, zwischen denen so viel Groll und Leid gelegen hatte, einträchtiglich beisammen sitzen zu sehen; sie sprachen nicht viel miteinander; seine Mutter las geduldig vor aus wissenschaftlichen Büchern, die sie nicht verstand, oder sie spielten Karten, deren Farben die kranken Augen des Mannes noch zu unterscheiden vermochten.

Diese durch seine Vermittlung herbeigeführte Versöhnung hatte Alfred so beschäftigt, daß aller Zorn in ihm eine Weile verstummt war. Erst auf der Fahrt gab er sich wieder bitteren Gedanken hin über Weibersalschheit und Treulosigkeit. Doch als er, in das Dorf zurückgekehrt, hier einen Brief Klärchens fand, in welchem

sie ihm schrieb, sie habe einsehen gelernt, daß sie nicht in die Berge passe, daß sie in der Stadt, in der Großstadt leben müsse; er möge ihr nicht groffen, sondern ihr seine Freundschaft schenken — da zuckte nur noch ein verächtliches Lächeln um seine Lippen. Nun sah er klar, was er bisher nicht hatte ausdenken und sich selber eingestehen wollen: das Mädchen hatte keine wirkliche Neigung für ihn gehabt; sie hatte nur einen Bräutigam, einen Mann haben wollen. Mit bewußter, geschickter Koketterie war sie bei jenem Heimwege gegen ihn vorgegangen und er — er hatte sich fangen lassen von ihrem naiven Lächeln, von ihren Thränen! Der reichere Mann schien ihr nun der Bessere, der Geliebtere!

Mit dem Brief in der Tasche stieg er hinauf in seinen Wald und je höher er kam, desto größer ward der Jubel in seiner Brust, als habe er mit dem Verlobungsring, den er vom Finger gestreift, eine Fessel von seiner Seele gelöst, so daß es ihn ordentlich drängte, in die große Herbststille hinaus zu jauchzen: Frei! Frei!

Wie ein Mensch, der zurückblickend erst erkennt, daß er an einem Abgrund dahingewandelt ist, ward er von Grauen ergriffen über die Gefahr, die ein gütiges Geschick von ihm abgewendet hatte; und er gelobte sich's, daß ihn nie wieder eine leichtsinnige Stimmung mit fortreißen, daß sein Herzensirrthum ihm eine Warnung bleiben sollte für alle Zukunft.

Er lebte fröhlich in seiner winterlichen Bergidylle, fuhr ab und zu in die Stadt, um ein paar vergnügte Abende zuzubringen, und kehrte dann wohlgemuth wieder in seine Einsamkeit zurück.

Ernestinens dunkle, ernste Augen tauchten wohl oftmals vor ihm auf; die rauschenden Bergwasser hatten die Erinnerung an jene kurzen, leidenschaftlichen Minuten des Findens und Trennens nicht fortgespült. Aber es

fehlte ihm der Muth, ihr zu sagen: die Verhältnisse haben die Schranke entfernt, die uns von einander trennte; nun ist der Platz an meiner Seite frei. — Mußte sie ihm nicht zur Antwort geben: Wenn jenes Band so leicht zerreißbar gewesen, warum hast Du nicht gethan, was Deine Braut gewagt, wenn Dein Herz nach mir beehrte?

Mit einer gewissen Scheu vor neuen Verpflichtungen, neuen Seelenkämpfen, neuem Liebesleid, vermied er sogar nach Ernestinens jetzigem Aufenthaltsorte zu fragen.

Winter und Sommer gingen hin; ein neuer Winter kam; Klärchen war längst verheirathet, und Alfred schien noch immer seiner Freiheit nicht satt geworden zu sein und konnte seiner Mutter, die in jedem Briefe nach seinem Herzen forschte, nur stets wiederholen: „Du bist noch immer meine einzige Liebe, meine gute, alte Mutter!“

Im Frühjahr erfolgte endlich seine Anstellung als Forstamtsassessor in einer westlich gelegenen Grenzstation des bairischen Gebirges. Als er seinen ersten Feiertag benützte, um das nahe, wegen seiner Naturschönheit vielgerühmte Seedorf zu besuchen, und eben in einen Kahn steigen wollte, sprang eine schlanke Gestalt aus einem kleinen Boot, das sie selbst gerudert hatte, an's Ufer, und er erkannte Ernestine. Im ersten Augenblick huschte ein Noth der Verwirrung über die Züge des Mädchens; dann aber erwiderte sie unbefangen seinen Gruß. Er half ihr das Schiff hereinziehen und festhaken, und sie erzählte ihm dabei, daß sie erst seit wenigen Wochen an der für den Sommer hier errichteten Poststation beschäftigt sei, und daß nun zu ihrer Freude ihre Mutter und Schwester bei ihr weilten, so daß sie sich eigentlich vorkomme, als habe sie selber Urlaub in der Sommerfrische.

„Sie müssen sich den Meinen vorstellen lassen,“ sagte sie und bog mit ihm in einen schmalen Uferweg ein.

Eine Weile gingen sie einsilbig nebeneinander; er mußte jeden Augenblick eine Frage erwarten nach seiner Braut, seiner Frau. Oder wußte Ernestine, daß er ein freier Mann geworden war? Er entschloß sich nach einer Weile, das peinliche Thema selbst zu berühren.

„Haben Sie zufällig gehört, Fräulein Ernestine, daß meine Verlobung zurückging?“

„Ich hatte keine Ahnung davon — bis vor ganz kurzer Zeit. Es mag etwa vierzehn Tage her sein, da kam eine elegante Kutsche vor dem kleinen Postgebäude vorgefahren; eine sehr gepuzte Dame, die eine Wolke Duft um sich verbreitete, trat an den Schalter. Ich erkannte sofort das hübsche Gesicht des Fräuleins — nein, Frau Klärchens und grüßte. Die Dame aber sagte nur mit einem hochmüthigen Zwinkern der Augen: ‚Wenn Briefe an mich kommen, schicken Sie dieselben in den Gasthof: Frau Kommerzienrath Burgheim aus Frankfurt.‘ Ich glaube, ich habe ziemlich verblüfft geantwortet, denn ich hatte zuverlässig einen andern Namen erwartet.“

„Die Dame ist noch hier?“ frug Alfred peinlich berührt.

„Ich glaube nicht.“

Sie konnten sich Beide eines leisen Unbehagens nicht erwehren, als so die alten Zeiten vor ihnen auftauchten, und es war Alfred eine wahre Befreiung, als sie nun vor einem Häuschen im Grünen stillstanden, die Mutter Ernestinens, eine liebenswürdige alte Frau, ihm vorgestellt wurde, und das Gespräch eine allgemeine Wendung nahm. Bald darauf kam auch singend ein junges hochgewachsenes Mädchen heran.

„Meine Schwester Irma,“ sagte Ernestine. Alfred machte unwillkürlich eine Bewegung des Staunens. Es war ein leuchtend schönes Wesen, das ihn mit muthwilligen sechzehnjährigen Augen und lachenden kirsch-

rothen Lippen begrüßte. Ernestinens Blicke ruhten auf ihm; sein Ausdruck der Bewunderung war ihr nicht entgangen.

„Sie waren überrascht, nicht wahr,“ sagte sie später zu ihm in einem scherzenden Ton, der aber etwas erregt klang, „daß ich eine so hübsche Schwester habe? Alle Schönheit und Fröhlichkeit, welche die Natur mir versagt, hat der kleine Glückspilz ererbt.“

Man plauderte, man lachte in der kleinen, von wildem Wein umwucherten Laube; man war bald bekannt. Alfred wurde aufgefordert, jeden Sonntag zum Kaffee zu kommen; er hatte verrathen, daß er vor Jahren Klavier gespielt hatte, und Irma machte sich anheischig, seine vernachlässigten musikalischen Talente zu wecken.

So verbrachte der junge Forstmann, der an seinem neuen Aufenthaltsort fast keinen Verkehr fand, viele freie Stunden in Seedorf in dem kleinen Häuschen und genoß nach langer Zeit wieder echtes Familienbehagen. Es ärgerte und kränkte ihn nur, daß Ernestine jedem Moment des Alleinseins mit ihm aus dem Wege ging.

Anfänglich redete er sich wohl ein, daß ihre Gleichgiltigkeit nur Maske sei; daß sie sich nur Mühe gebe, ihn jenes Leidenschaftliche Geständniß, das ihr einst ein Moment der Verwirrung entrißen, vergessen zu machen, damit er jetzt, da sie sich unter so veränderten Verhältnissen gegenüberstanden, nicht etwa gar eine Verpflichtung fühle, sich ihr zu nähern. Aber er hoffte doch, daß dieser Stolz ihr einmal versagen, einmal doch eine wärmere Empfindung durchschimmern würde. Aber Ernestine blieb immer fremd, kühl, unnahbar. Um so vertrauter ward er mit der ewig heiteren, kindlich-frohen Irma.

Einmal hatte man wieder am traulichen Kaffeetische geschwätzt, gelesen; dann war musizirt worden. Als die Mutter sich anschickte, ihre Anordnungen für das Abend-

essen zu treffen, erhob sich Alfred; es war Zeit, sich zu verabschieden. Aber plötzlich fiel draußen ein Platzregen nieder, der sein Bleiben noch eine Weile entschuldigte. Irma, die ihre Kage draußen wußte, lief trotz der Ermahnungen der Schwester vor die Thüre, um ihren Liebling zu fangen, und ward natürlich so naß dabei, daß sie sich umkleiden mußte. So blieb denn Alfred zum ersten Male allein mit Ernestine in dem kleinen Gemach, in dem es halb dämmerig geworden war.

„Ein rechter Unband ist Irma freilich,“ bemerkte das Mädchen, das eifrig häfelte trotz des Dunkels, „aber man kann ihr nicht böse sein, nicht wahr?“

„Nein, sie ist ein lieber, kleiner Kindskopf,“ erwiderte Alfred, ohne irgend welche Begeisterung.

Sie sah ihn erst erstaunt an, dann mit strengem Vortwurf.

„Sie stellen sich ja sehr kühl hinter Irma's Rücken! Warum thun Sie das? Das ist nicht hübsch. Zu's Gesicht sagen Sie ihr stets freundlichere Dinge und in einem wärmeren Ton.“

„Nein, Fräulein Ernestine. Ich habe zu Irma nie ein Wort gesprochen, das nicht ein Bruder zu seiner Schwester sagen würde. Es sah nur vor Dritten so aus, als machte ich ihr den Hof, und das habe ich auch gewollt. Ja, gewollt, Fräulein Ernestine. Es war vielleicht unrecht von mir, aber ich hoffte Ihnen einmal eine Bewegung der Ungeduld, eine leise Regung der Eifersucht zu entlocken. Vergeblich! Sie sind ganz fremd und kalt gegen mich geworden, und jeder Funke jener schönen Flamme ist erstorben.“

Sie faltete mit nervöser Hast ihre Handarbeit zusammen und rollte sie dann wieder auf, ohne zu wissen, was ihre Finger thaten.

„Da die Vergangenheit nun doch zur Sprache kommen

soß, so möchte ich Ihnen etwas sagen, was mir lange auf dem Herzen liegt. Nicht wahr, Sie lassen sich nicht zurückhalten, eine Andere, wär's auch meine Schwester, lieb zu haben, weil Sie fürchten, weil Sie glauben könnten, es würde mir wehe thun. Wahrhaftig, ich wollte, jene eine Stunde ließe sich fortlöschen aus meinem Leben, wenn ich fürchten müßte, daß sie Ihnen ein Hinderniß werden, irgend einer Neigung im Wege stehen könnte. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie keinerlei Rücksicht auf mich. Ich versichere Ihnen, ich habe meinen häßlichen Charakter gebessert: ich würde nun mit Ruhe und mit Freuden — gewiß auch mit Freuden — mitansehen, wie Sie glücklich wären."

Sie kämpfte tapfer jede Bewegung in ihrer Stimme nieder. Leise, ganz leise, hörte er aber doch jenes eigenartige Zittern, das der festeste Willen nicht ganz zu unterdrücken vermag. Er konnte in dem dämmernden Gemach ihre Augen nicht sehen; aber es überkam ihn mit einem Male eine süße Gewißheit, daß sie viele Thränen geweint hatten, bis sich das Herz diesen Verzicht abgerungen. Das stürmischste Bekenntniß der Liebe hätte ihn nicht so ergreifen, beglücken können, wie dieses unwillkürliche Beben, dieses unterdrückte Schluchzen.

Er suchte nach ihrer Hand. „Warum wissen Sie denn so gewiß, daß man Ihrer Schwester gut sein kann und nicht Ihnen? Sind Sie nicht selbst jung, hübsch, begehrenswerth?“

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Hand lag ganz still, wie gefangen in der seinen. „Ich, ich habe ja meine Arbeit, meinen Beruf; nein, ich gehöre nicht zu den Mädchen, die geliebt werden; das weiß ich lange.“

Er war immer näher an sie herangerückt und sprach nun dicht vor ihrem Gesicht, das in tiefstem Schatten lag.

„Du irrst Dich aber, Du täuschest Dich vollständig,

Ernestine," sagte er leise, bewegt. „Wärest Du mir nicht so hartnäckig aus dem Wege gegangen, Du wüßtest es längst. Sieh, Deine Schwester wird ja gewiß Manchem gefallen, wird geliebt und bewundert werden, ohne Frage. Aber mein Sinn steht nun einmal nicht mehr nach Kinderlachen und Kinderaugen, nicht mehr nach einer unreifen Seele, die sich selbst noch nicht kennt und noch veränderlich und wechselnd ist, wie ein Aprilmorgen. Man sucht das Glück in einer ganz neuen Form, unter einem ganz anderen Bild, wenn man einmal eine große Enttäuschung erfahren hat. Was ich jetzt ersehne, das ist eine ernste Gefährtin mit gereiftem Denken, mit einem treubewährten Charakter, dem ich bedingungslos vertrauen kann. Sie, die ich jetzt liebe, hat ein ernstes, kluges Gesicht, mit klaren, tiefen Augen. Wenn Du wüßtest, wie lange ich darnach begehre, diese Augen wieder einmal ganz in der Nähe zu sehen, diese Augen in meiner Nähe zu haben, zu jeder Stunde, um jeden Gedanken von ihnen abzulesen zu können, Du würdest sie nicht so fremd von mir abgewendet haben."

Sie hatte sich an das Fenster geflüchtet und die Scheiben geöffnet, als fürchte sie, zu ersticken. Ein Leuchten zog nun über ihr Gesicht, wie es nur einmal im Leben das Antlitz einer Frau zu verklären vermag, wenn plötzlich vor ihr, in goldigen Glanz gehüllt, die Göttergestalt des Glückes auftaucht und sie anlächelt mit verlickenden Augen. „Daran habe ich nie gedacht, daß es so kommen könnte," flüsterte sie. „Das habe ich nie gehofft, daß Du mich wirklich lieb hättest!"

„Ich weiß es längst, längst, seit Jahren. Aber ich war muthlos, ich war zaghaft, ein Zweifler geworden an mir selbst. Ich wollte wägen, warten, prüfen und erst sprechen, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen: diese Liebe reicht für ein ganzes Leben!"

Sie ließ ihr Haupt auf seine Schulter sinken, als er nun den Arm um sie schlang; mit geschlossenen Augen lag sie hier, als müsse sie sich erst zurecht finden in sich selber; wie in einem wonnigen Traum ließ sie es geschehen, daß er ihr Mund und Wangen küßte.

„Die Menschen sind doch recht thöricht,“ sagte sie dann mit einem warmen Lächeln, „wenn sie meinen, in einem Beruf müsse ein Mädchenherz verkümmern und verhärten. Ach Gott, Liebster, ich sehe es an mir; wir bleiben immer dieselben! Die Liebe wird nie ihre Macht über uns verlieren; die ist stärker als alle Freude an der Unabhängigkeit und Freiheit! Und wenn ein echtes, rechtes Glück winkt — da folgt wohl Jede gerne, auch wenn es ihr ungesucht und unerwartet kommt — wie ein großes Wunder!“

Stylvol.

Erzählung

von

Ernst v. Waldow.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die verwitwete Frau Steuerrath Leander hatte das Wohngemach verlassen und sich in das Besuchszimmer begeben, um den Gast zu empfangen, der sie heute zu so ungewohnter Stunde zu sprechen beehrte.

Fabrikant Ritterholm, ein Freund des Hauses, pflegte sonst am Abend zu einem Plauderstündchen im Familienkreise zu erscheinen, und nur am Neujahrstage machte er den Damen eine steife vormittägliche Gratulationsvisite, um nicht gegen den in der Kleinstadt herrschenden Gebrauch zu verstoßen.

Regina Leander und Frida v. Branstetten, die Tochter und die Nichte der Frau Leander, waren im Wohnzimmer geblieben und anscheinend eifrig damit beschäftigt, die Stickerien, an denen sie arbeiteten, weiter zu fördern. Dabei hatte sich aber Regina schon dreimal verzählt, und wenn sie es gewagt hätte, die großen blaugrauen Augen aufzuschlagen, würde sie bemerkt haben, daß ihre Nase, nicht minder erregt als sie, ungeduldig an dem verknoteten Seidenfaden ihrer Stickerie zerrte.

Endlich warf sie die Lehtere auf den Nähtisch, um hastig aufspringend auszurufen: „Aber Gina, wie kannst

Du nur so phlegmatisch an Deinem Lampenschirm weiter arbeiten, während mich die Unruhe verzehrt!"

Die Blondine blickte auf und sagte mit erkünstelter Ruhe: „Ich verstehe Dich nicht.“

„Ach, thu doch nicht so, als wüßtest Du nicht, warum Gustav Ritterholm jetzt der Tante gegenübersteht.“

Die ohnehin bleichen Wangen Regina's wurden noch um eine Schattirung blässer, als sie leicht erwiderte: „Ich ahnte nicht, daß Ritterholm im Einverständniß mit Dir sei.“

„Sprich nicht weiter — Du irrst. Im Gegentheil, ich habe ihn ganz und gar nicht ermutigt, diesen Schritt zu thun.“

„So liebst Du ihn nicht?“

„Ich mag ihn ja ganz gerne leiden, aber wir passen nicht zusammen. Stelle Dir nur vor, welche Figur ich als züchtig waltende Hausfrau in dem düsteren Gebäude an Markte spielen würde! Ich, mit meiner glühenden Sehnsucht nach dem Schönen, nach Licht und Luft, Freiheit und Lebensgenuß, eingesperrt in den dunkeln, altfränkisch eingerichteten Räumen, wo auch nicht ein Winkelchen das Auge wohlthuend anmuthet.“

„Ja, stylvoll — um Deinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen — ist das Ritterholm'sche Haus nicht ausgestattet,“ meinte Regina herb. „Die Frauen der Familie waren eben alle wirtschaftlich, haben das Eingebachte sorglich zusammengehalten und das Vorgefundene treulich bewahrt für Kind und Kindeskind. Da ist es denn natürlich, daß die Ausstattung des Hauses ein buntes Gemisch von Altväterischem und Modernem aufweist.“

„Gleich seinen Bewohnern!“ rief Frida übermüthig. „Hu, die Frau Schwiegermutter in der gesteihten Haube mit der erschrecklichen blauen Lackschürze und dem großen Schlüsselbunde am Gürtel!“

„Frau Albertine ist die beste Hausfrau in ganz Steinberg,“ eiferte Regina.

„Ich werde ihr diese Krone nicht rauben, im Gegentheil, mich wandelte neulich, als sie uns ihre Leinenschätze zeigte, die Lust an, diese rothbebanderten Wäschepackete bunt durcheinander zu werfen.“

Achselzuckend streifte Regina die schöne Gestalt der Base und das feine Köpfchen mit der goldbraunen Lockenfülle, den schwarzen Schelmenaugen, den vollen Lippen, die so übermüthig lächeln konnten. Eine erotische Blüthe im Gemüsegarten! Wie würde sie sich mit ihrem Duft und ihrer Farbenpracht unter Kohlpflanzen und grüner Peterfilie ausnehmen?

Nun kam die alte Euse herein und rief Frida ab. Noch einen Blick in den Spiegel, um den goldenen Pfeil künstlerisch in die Locken zu stecken, die Spitzen des Busentuchs zurechtzupfen — und Frida eilte hinaus, lächelnd, siegesgewiß. Man ist eben stolz darauf, als armes Mädchen den Antrag eines reichen Freiers zu empfangen, selbst wenn man nicht geneigt ist, ihn anzunehmen.

* * *

Die kunstvollen Stidereien der Mädchen waren zur Zeit fertig geworden und zierten den Weihnachtstisch, aber die Stimmung der Beschenkten blieb eine gräuliche. Die gute Frau Leander hatte sich in den letzten Wochen auch zu viel ärgern müssen.

So etwas war ja noch nicht erlebt worden, seit Steinberg stand! Frida, die arme Waise, welche sie in ihr Haus genommen und erzogen hatte wie das eigene Kind, hatte es wirklich fertig gebracht, Gustav Ritterholm mit einem Korb heimzuschicken und ein Glück von sich zu stoßen, das ihr von allen heirathsfähigen Töchtern der Steinberger Honoratioren bitter beneidet worden war.

War das ein verärgertes Weihnachtsfest! Dann die

Besuche, die unzähligen Fragen, mehr von der Neugier diktiert, als von der Theilnahme; die guten Freundinnen mit ihrem Kopfschütteln und Achselzucken, sobald das Thema „Moderne Jugend“ verhandelt ward, brachten Frau Leander vollends aus dem Häuschen.

Selbstverständlich gaben sie ihr Alle recht. Nur die Frau Oberlehrer machte hierin eine Ausnahme, aber das war ein „Blaufstrumpf“, welcher Verse schrieb und dabei das Essen anbrennen ließ, und nach Meinung der guten Steinbergerinnen Gott danken mußte, daß der buckelige Oberlehrer den Narrenstreich begangen, ihr unter die Haube zu helfen. Uda Rebstock, geborene Thielen, schwärmte auch für die Kunst und die Künstler, aber da ihr Bruder Ferdinand Maler war und schon Tüchtiges geleistet hatte, machten ihr die Steinbergerinnen wenigstens daraus keinen Vorwurf.

Waren sie doch allesammt eher geneigt, den hübschen Burischen im Sammetrock und Rembrandthut zu verhätfcheln, und Bürgermeisters Margarethe mit den eckigen Schultern und den Sommersprossen schwärmte davon, im Gretchenkostüm von Ferdinand Thielen gemalt zu werden.

Wie gewöhnlich zur Weihnachtszeit kam Ferdinand aus der Residenz, wo er im Kreise der Kunstgenossen sich das Leben so genußreich als möglich gestaltete, zum Besuch der Schwester nach Steinberg.

Er war in besonders guter Laune, weil er einem reichen Amerikaner zwei Bilder „angehängt“ hatte, wie er selbst sagte, die ganz in der Makart'schen Manier gehalten waren. Dann hatte er noch einen ganzen Sack voll Bestellungen, und um alle Aufträge auszuführen, müsse er sich in Berlin, womöglich im Westen, ein Atelier einrichten und auf eigenen Füßen stehen.

Ganz stolz über des Bruders Erfolge, machte Frau Uda mit ihm die Runde in Steinberg, natürlich zur

Bisitenzeit, und Ferdinand mußte wohl oder übel alle Steinberger Neuigkeiten mit in den Kauf nehmen.

Da hörte er denn natürlich auch von Frida's unerhörter Thorheit und sogleich fühlte er lebhaftere Theilnahme für das hübsche Mädchen, dessen frisches Gesichtchen ihm dunkel vorschwebte.

Seinem romantischen Sinne erschien Frida's Muth, mit dem sie um ihre Freiheit gekämpft, bewundernswerth, und als er sie dann erst selbst sah, so lieblich entfaltet, voll Geist und Lebenslust, fühlte er bald innige Neigung zu dem schönen Mädchen in seinem Herzen keimen.

Bürgermeisters Gretchen wurde nicht gemalt, dafür erschien der braunlockige Kopf Frida's auf allen Skizzenblättern des fleißigen Künstlers.

Sie sahen sich oft, die Nachbarstinder von einst, und Frau Leander hatte kein Arg dabei, daß Frida plötzlich ihr Violinspiel vernachlässigte und alle alten Zeichenhefte hervorsuchte, weil Ferdinand Thielen ihr eingeredet hatte, daß sie Talent besitze.

Frau Ada meinte wohl lächelnd: „Lustige Sommervögel!“ wenn sie das junge Paar lachen und scherzen hörte, aber schließlich war es doch selbst der romantischen Frau Oberlehrer nicht recht, als ihr kurz nach Neujahr Bruder Ferdinand erklärte, er liebe Frida und wolle sich um ihre Hand bewerben.

Und so geschah es. Die gute Tante Leander schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, in den Steinberger Kaffeekränzchen ruhten die Stricknadeln und die Dienstbotenfrage, so viel hatte man zu fragen und zu erzählen, Bürgermeisters Gretchen weinte, Regina schüttelte mißbilligend den Kopf, und das junge Brautpaar lachte alle Andern aus.

In dem grauen Hause am Markte ging es dafür desto trüblicher zu. Gustav Ritterholm ließ den Kopf hängen

und das Essen fast unberührt, obgleich die zärtliche Mutter ihm einen Tag um den andern seine Lieblingsgerichte kochte. In seiner Herzensgüte und schlichten Weise hatte er gemeint: „Wenn sie wenigstens glücklich würde, hätt' ich's leichter ertragen, daß ich sie verloren, aber der Thielen, der Windbeutel, dem gönnt' ich sie nicht, der denkt nur an sich, und Frida hätte einer festen Stütze bedurft. Wir werden ja sehen!“

2.

Sie hatten ihren Willen durchgesetzt, die Brautleute. Im wunderschönen Monat Mai war die Hochzeit gefeiert worden — und wie! Davon sprach man in Steinberg noch nach Jahren. Die Bürgermeisterin mußte man nur davon erzählen hören, sie verstand zu schildern. Nach ihr wäre die Braut in einem Maskenkostüm mit Stuartfragen und silbergestickter Schleppe zur Trauung gefahren, und der Bräutigam, anstatt in Frack und weißer Binde, in Sammetrock mit offenem Hemdtragen — es war ein wahrer Skandal! Und nicht einmal geweint hatte die Braut, was doch sonst alle jungen Mädchen thun, es sei der Frau Bürgermeisterin gar nicht vorgekommen, wie eine christliche Hochzeit, besonders der Festlichkeiten wegen, die dann gefolgt. Ein Gartenfest mit bunten Lampions, Tanz unter der Linde, lebende Bilder, Komödienspiel. Wie die Frau Steuerrath das nur hatte zugeben können, war Allen ein Räthsel. Erst am dritten Tage war das junge Ehepaar nach Berlin gereist, um dort vorläufig Wohnung in einem Hotel garni zu nehmen, bis Frida das eigene Heim stylvoll eingerichtet haben würde. Der Ausdruck, den sie so oft gebraucht, daß man sie schon damit geneckt hatte, war ihr geblieben, und auch Ferdinand hatte sich denselben angewöhnt. Sie gebrauchten ihn jetzt jedesmal, wenn sie sich zu entschuldigen trachteten, daß

sie zu tief in den Geldbeutel gegriffen hatten, um eine Raune, einen kostspieligen Wunsch zu befriedigen.

Die herrschaftliche Wohnung weit draußen in der Potsdamerstraße mußte „stylvoll“ geschmückt werden, und zu den Bogenstücken paßte weder eine moderne Gaslampe, noch billige Polstermöbel. Ferdinand erstand um hohen Preis eine sogenannte „Seejungfrau“ zum Befestigen der Wachskerzen, und Frida hatte in einem Geschäft Unter den Linden „wunderbare“ alte Truhen, Geschränke und Kredenzische gesehen, die mußten um jeden Preis gekauft werden. Es störte die Beiden wenig, daß diese theueren Einrichtungstücke kaum zur Hälfte bezahlt werden konnten. Der Kunsthändler kannte ja Ferdinand Thielen und gab um so williger Kredit, weil er um das amerikanische Geschäft wußte, und der Maler sich verpflichtet hatte, die Möbel und alle sonst noch nöthigen Gegenstände ratenweise abanzahlen.

Nun endlich war man fertig. Das junge Paar schwelgte in Glück und Zufriedenheit, gleich Kindern bei der Weihnachtsbescheerung. Es war Alles so reizend, so traumlich, so — so stylvoll!

Wohnzimmer, Speisezimmer, Schlafgemach und Atelier — sie eilten von dem einen in das andere, setzten sich hierhin, blickten dorthin — wirklich es fehlte nichts. Freilich hatte die Einrichtung ein schönes Geld gekostet, aber schließlich durfte man sie doch nicht der Verschwendung beschuldigen, denn Ferdinand hatte auf das Empfangszimmer und Frida auf ein Boudoir verzichtet.

Nun konnte man auch daran denken, die Freunde einzuladen, die schon längst darauf mit Ungeduld gewartet hatten. Man machte und empfing Besuche, und da das „Mädchen für Alles“ sich als sehr unerfahren in der Kochkunst erwies, Frida aber eine ausgesprochene Abneigung gegen das Kochen hatte, fand man es viel

praktischer und angenehmer, in einem Restaurant zu speisen.

Friederike bekam Kostgeld und stand sich ganz gut dabei, und die junge Hausfrau war entzückt davon, daß ihre neuen Pflichten so leicht zu erfüllen waren.

Die Wäsche wurde zierlich gebügelt in's Haus gebracht, wie war das doch bequem! Wenn sie an die Plackerei im Hause der Tante dachte, an den Tagen, wo „große Wäsche“ war, dann schauderte ihr noch jetzt die Haut. Alles, was sonst im Haushalt gebraucht ward, lieferte man pünktlich auf Bestellung, und Friederike wurde bevollmächtigt, Buch zu führen und die Waaren zu übernehmen, wenn ihre Herrin abwesend war. Letzteres kam inuner öfter vor, denn der Freundeskreis erweiterte sich, es gab so viele Besuche zu machen, und das diente zur Bildung des Geschmacks, denn hier und dort sah man Schönes und konnte dann daheim nachhelfen, wo es noch fehlte, und merkwürdigerweise, je mehr dazu gekauft wurde, um so weniger war man zufriedengestellt.

Es war wirklich nöthig, daß Ferdinand viel Geld verdiente, denn zu Neujahr schneiten die Rechnungen nur so in's Haus. Frida, deren gutes Gedächtniß man daheim gerühmt, vermochte sich oft nicht zu besinnen, daß sie dies ausgesucht und jenes bestellt. Da half aber Friederike aus, die wirklich eine äußerst brauchbare Person war; die erinnerte sich an Alles. Der Kostenpunkt erschien Ferdinand in letzter Zeit allerdings bedeutlich, aber Frida verstand es so vortrefflich, ihm klar zu machen, wie er es schon seinem Ruße schuldig sei, in der Gesellschaft zu leben, daß er keinen ernstlichen Widerstand leistete, als das junge Paar immer mehr und mehr in den Strudel des großstädtischen Lebens gezogen wurde.

Dabei blieb dem Künstler nicht viel Zeit und Muße zur eigenen Weiterbildung, denn in den Stunden, die er

in seinem Atelier zubrachte, während Frida Besuche und Einkäufe machte, oder musizirte — ihre früher vielgeliebte Geige hatte sie in letzter Zeit wieder hervorgesucht — mußte er darauf bedacht sein, Bilder zu malen, die sich gut und schnell verkauften. Er konnte nicht große Mühe und Sorgfalt darauf verwenden, ein kleines Kunstwerk zu schaffen, sondern mußte sich hasten, damit so und so viel Meter Leinwand mit Farben bedeckt würden, und Geld in's Haus käme.

War Ferdinand besonders gut zum Arbeiten aufgelegt, kam gewöhnlich Frida in's Atelier in einer neuen, hübschen Toilette und sprach den Wunsch aus, dieselbe im Thiergarten spazieren zu führen. Schlug er ihr dies Verlangen ab, ging sie schwallend davon; er bereute dann seine Härte, ärgerte sich und blieb mißmuthig vor der Staffelei sitzen, ohne sein Werk besonders zu fördern.

Zur bestimmten Stunde mußte er mit ihr zu Mittag speisen, meist in Gesellschaft lustiger Freunde, die dann in der Regel irgend eine Ausfahrt, den Besuch eines Konzertes oder Theaters verabredeten.

Die erste Wiederkehr des Hochzeitstages im Mai ward durch eine ganz wunderhübsch veranstaltete Landparthie gefeiert. Man unterhielt sich „famos“ im Grunewald, und in Künstlerkreisen wurde das gastfreie und lebenswürdige Ehepaar rühmend erwähnt. Daß diese Festfeier den ganzen Betrag der Quartalmiethen für die Wohnung verschlungen, ahnte man ja nicht — und schließlich geht das auch die Geladenen nichts an, denn nur Diejenigen sollen Gesellschaften geben, die es dazu haben.

Desto drückender begaunnen die Schulden auf den Schultern der jungen Eheleute zu lasten. Die lustigen Sommervögel fingen an, die Köpfe hängen zu lassen. Frida machte nun das Ausgehen weniger Vergnügen, denn was nützte es ihr, auf Entdeckungszweifen auszu-

ziehen, um schöne, stylvolle Sachen zu finden — sie hatte ja kein Geld mehr, dieselben zu kaufen. In der Wirthschaft war ihre Hilfe ganz überflüssig, dies gab ihr Friederike zu verstehen, so beschäftigte sie sich mit ihrer Geige, oder besuchte die Freundinnen.

Und bald mußte Frida auch die Bemerkung machen, daß ihr Mann sich verändert habe. Sein oft gereiztes, unstätes Wesen, die ungleiche Stimmung — das Alles waren Anzeichen, daß seine Nerven leidend seien. Beunruhigend erschien dies übrigens der unerfahrenen jungen Frau nicht, denn mehr oder weniger, meinte sie, sind alle Künstler nervös.

Die gute Frida war freilich weit entfernt davon, zu ahnen, welche Sorgen den Gatten niederdrückten und sein künstlerisches Schaffen hemmten.

Als Ferdinand sich um die schöne Frida v. Branstetten beworben, hatte er seine Verhältnisse in glänzenden Farben geschildert, schon um die Einwilligung der Tante Leander zu erringen. Weil damals auch das gute Geschäft mit dem Amerikaner eben abgeschlossen worden war, sah der sanguinische junge Künstler die Zukunft im rosigen Lichte.

Die Bestellungen würden sich von Tag zu Tag mehren, eine trauliche Häuslichkeit, in der das junge reizende Weibchen waltete, würde ihm innere Befriedigung und frische Schaffenskraft geben und Alltagsorgen fern halten — so dachte er.

O, wie ganz anders war es gekommen! Frida, viel zu sehr mit sich beschäftigt, geblendet von den Genüssen des großstädtischen Lebens, betauscht von den Guldigungen und Schmeicheleien, welche ihr dargebracht wurden, hatte kein richtiges Verstandniß für die seelischen Bedürfnisse einer Künstlernatur, ganz abgesehen davon, daß sie dem Gatten weder die ersehnte häusliche Bequemlichkeit, noch Pflege des Körpers angedeihen ließ.

Sie war jetzt schon ganz bedrückt, daß sie das Geld nicht mehr mit vollen Händen ausgeben konnte, und Ferdinand, in seiner thörichten Liebe, hatte nicht das Herz, ihr zu sagen: wir sind ruiniert, wenn wir auch nur kurze Zeit noch die eingeschlagene Bahn verfolgen, wir sind überlastet mit Schulden, die bezahlt werden müssen, sollen wir nicht mit Schimpf und Schande aus unserem stylvollen Heim vertrieben werden. Wir müssen ein neues Leben beginnen, ein Leben ernster Arbeit, anstatt gleich nimmersatten Faltern, Genuß haschend, von Blüthe zu Blüthe zu flattern. Diese Worte hätten sicher Eindruck auf die junge leichtfertige Frau gemacht, denn ihr Charakter war ja im Grunde edel. Leider wurden sie nicht gesprochen. Möglich auch, daß ein Gefühl falscher Scham Ferdinand abhielt, offen mit seiner Frau zu reden. Die erhofften Bestellungen von Berliner Kunsthändlern waren nämlich ausgeblieben, und ein zweiter amerikanischer Millionär wollte sich auch nicht einstellen. So blieb denn nur als einzige Hoffnung, die finanzielle Krisis noch einmal zu beschwören, das Honorar des Amerikaners, dem Ferdinand bereits Ende Mai eine große Kiste schnell gefertigter Bilder gesandt hatte.

Der 1. Oktober stand vor der Thür. Der Händler, in dessen Geschäft die antiken Möbel gekauft und nicht völlig bezahlt worden waren, drängte, und eine ganze Kollektion unbezahlter Rechnungen lag in dem Kasten des kunstvoll geschuizten Schreibtisches aufgestapelt. Die Sache war ernst, und es mußte auf die eine oder die andere Weise Rath geschafft werden.

Ferdinand suchte, als er einmal mit der Gattin allein war, und sie ihm geklagt hatte, daß ihre Schneiderin nicht länger auf den schuldigen Betrag warten wolle, Frida auszuforschen, ob die Tante durch Herleihung einer größeren Summe nicht helfen würde. Doch da gerieth Frida in

große Erregung und rief: „Nein, viel eher möchte ich Hungers sterben, als Tante Leander, die mir so harte und ungerechtfertigte Vorwürfe gemacht hat, nur um einen Pfennig bitten!“

Auf seine erstaunte Frage erzählte sie dann, daß sie selbst schon vor Wochen nach Steinberg geschrieben und um ein Darlehn von fünfhundert Mark gebeten habe. Darauf hätte Tante Leander eine schroffe Ablehnung gesendet und ihr die bittersten Vorwürfe über ihren Leichtsinu und ihre Verschwendungssucht gemacht.

„Ich habe ihr aber sofort geantwortet,“ schloß die junge Frau blühenden Auges, „und ihr erklärt, daß wir sie nie mehr durch Bitten oder Briefe belästigen würden, und ich von jetzt an denken würde, daß ich keine Verwandte mehr besitze.“

„Das war übereilt,“ meinte Ferdinand seufzend.

Dann kam Besuch, und Beide waren es zufrieden, daß dies peinliche Gespräch abgebrochen wurde.

Nachdem Ferdinand zur Erkenntniß gekommen war, daß ihm von den Verwandten seiner Frau keine Hilfe kommen könnte, begann er allen Ernstes Umschau zu halten, ob die Freunde in der Nähe ihn nicht aus seiner schlimmen Lage befreien würden. Da kam wohl nur einer in Betracht, ein gewisser Friß Berner, Procurist in einem großen Bankgeschäft.

Berner malte in seinen Freistunden mit mehr Lust als Talent, was ihn jedoch nicht abhielt, sich für einen begabten Künstler zu halten. Er schwärmte für Ferdinand Thielen, den er den „Berliner Makart“ nannte, und meinte von sich selbst, er habe seinen Beruf verfehlt.

Berner besaß zwar kein Vermögen, aber seine Stellung im Bankgeschäft mußte es ihm ja möglich machen, für kurze Zeit über ein paar tausend Mark zu verfügen, wenn er nur den guten Willen und den Muth zu helfen besaß.

So faßte sich Ferdinand denn ein Herz und vertraute sich Berner an. Freilich, so leicht wie er es sich vorgestellt, war der Freund doch nicht zu bewegen, die erbetene Hilfe zu leisten. Die Summe war groß — zweitausend Mark, und Berner mußte sie einstweilen der Kasse entnehmen und des Malers Schuldschein dafür hineinlegen — eine eigenmächtige Handlung, die sein Chef, falls er dieselbe in Erfahrung brächte, jedenfalls strenge rügen würde. Aber der gutmüthige Berner erklärte sich auf des Freundes Bitten bereit, das Opfer zu bringen, wenn Ferdinand sich dagegen verpflichtete, noch vor dem 1. November seine Schuld tilgen zu wollen.

Wer war froher als Ferdinand, seit Langem hatte er nicht so anhaltend und frohgemuth gearbeitet! Bis zum 1. November mußte ja jedenfalls die Geldsumme des Amerikaners für die abgelieferten Bilder eingetroffen sein.

3.

Frida älte hastigen Schrittes durch die große Friedrichstraße den Linden zu, sie wollte in der Luisenstraße eine dort wohnende Freundin besuchen. Seit lange hatte sie sich nicht in so übler Stimmung befunden. Am Morgen war es zum Streit mit der früher so dienstfertigen Friederike gekommen, die in letzter Zeit ihre Pflichten arg vernachlässigt und überhaupt ein Benehmen angenommen, das zuweilen unverschämt zu nennen war.

Des lieben Friedens wegen hatte die junge Hausfrau bislang geschwiegen, heute jedoch, wo die letzte Person bei einer kleinen Nüge ihr lachend den Rücken gewendet und eine spitze Antwort gegeben hatte, vermochte sie das nicht schweigend hinzunehmen und wies sie strenge zurecht. Da meinte Friederike, daß Madame sich um eine andere Dienerin umschauen möchte, sie hätte es satt, sich an Stelle

der Herrschaft Grobheiten von den Leuten sagen zu lassen, die das Haus einliefen, um zu ihrem Gelde zu kommen.

Ganz außer sich vor Aerger und Zorn war Frida spornstreichs zu ihrem Gatten in das Atelier gegangen. Ferdinand legte eben die letzte Hand an ein neues Bild, dem er viel Sorgfalt zugewendet hatte und auf das er große Hoffnung setzte; er war so vertieft in seine Arbeit, daß er schon den Eintritt der Gattin als eine unliebame Störung empfand. Doch als sie dann in heftigen Worten die eben erlebte Scene schilderte und von ihm verlangte, daß er die freche Person sogleich aus dem Hause weisen und die Wirthschaftsrechnungen durchsehen und bezahlen solle, da regte sich die Galle auch bei dem jungen Künstler, und zwar las er der Gattin gehörig den Text und machte ihr klar, daß sie, und nicht die Magd die wirklich Schuldige sei, weil sie ihre Pflichten als Hausfrau gröblich vernachlässigt und sich ganz in die Hände dieser schlaunen und gewinnstüchtigen Person gegeben habe.

„Ich wußte nicht,“ stieß Frida tiefverlezt hervor, „daß Du nur geheirathet hast, um eine Wirthschafterin zu ersparen. Dann hast Du allerdings nicht die rechte Wahl getroffen.“

„Das fürchte ich selbst,“ gab Ferdinand bitter zurück.

Sie stürmte hinaus, um ihr Schluchzen zu ersticken, denn den Triumph wollte sie ihm nicht gönnen, daß er sah, wie tief er sie gekränkt. Auch Friederike, welche die üble Gewohnheit hatte, an den Thüren zu horchen, durfte nicht hören, daß der Herr der Frau Unrecht gab. Es war daher am besten, auszugehen, und das that sie denn auch.

Die Freundin in der Luisenstraße hatte durch theilnehmende Fragen bald den Grund der Verstimmung Frida's herausgebracht und gab nun, als erfahrene Hausfrau, gute Rathschläge. Vorerst sollte Frida mit ihr speisen und dann eine Spazierfahrt nach Charlottenburg machen. Ihr

langes Ausbleiben würde den Haustyrannen in Unruhe versetzen.

„Und nur ja nicht gleich nachgeben — mit anhaltendem Schmolzen seht man schließlich Alles durch!“

Um sich keine Blöße zu geben — so meinte Frida bei sich — ging sie darauf ein, lachte und plauderte, obwohl es ihr doch nicht ganz wohl zu Muth war.

Es dämmerte schon, als sie das Treppenhaus durchschritt, um ihre Wohnung aufzusuchen. Sie mußte an der Portierstube vorbei, wo es sehr lebhaft herging, es wurde laut durcheinander gesprochen, die Dienstmädchen schienen Gericht über ihre Herrschaft zu halten. Frida achtete nicht darauf und wollte eben die Treppe zum ersten Stockwerk überschreiten, als die Portiersfrau, sie erblickend, ausrief: „Aber da ist ja die Frau Thielen, habe ich nicht gleich gesagt, daß es eine Lüge ist, wenn die Leute behaupten, sie sei auf und davon!“

Frida erbleichte, aber schnell gefaßt, fragte sie voll ernster Würde: „Sprechen Sie von mir, Frau Hanke?“

„Nun, ich hätte Ihnen das nicht in's Gesicht sagen sollen, gnädige Frau,“ meinte die dicke Hanke verlegen, „es ist mir eben so herausgeschlüpft und war nicht böse gemeint; aber bitte,“ fuhr sie ängstlich fort, „gehen Sie nicht gleich schnurstracks hinauf, treten Sie einen Moment bei mir ein.“

„Jetzt nicht, Frau Hanke, ich habe mich ohnehin verspätet.“

„Ja, aber ich kann Sie doch nicht so unvorbereitet — erschrecken Sie nur nicht —“

„Es ist doch kein Unglück geschehen!“ rief Frida, auf die Frau zustürzend, hinter der auf der Schwelle der Thür einige Hausmädchen erschienen.

„Nein — nun ja freilich — aber es soll nicht so schlimm stehen —“

„Mein Mann!“

„Ja, der arme Herr —“

„Er ist todt!“

„Ach nein — es geht besser, fassen Sie sich nur — der Arzt hat ja die Kugel schon herausgezogen. Die Friederike hat es zum Hoffenster heruntergerufen. Ich stand vorhin gerade am Waschfaß und —“

Frau Hanke brach ihre Erzählung jäh ab, denn Frida, die sie mit weitgeöffneten Augen wie entgeistert angestarrt hatte, machte plötzlich eine Bewegung, als suche sie eine Stütze an der Säule des Treppengeländers, und dann glitt sie zur Erde nieder, einen leisen Wehelauf ausstoßend.

Den Bemühungen der erschreckten Frauen gelang es bald, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zu bringen, und dann wankte sie, von der gutmüthigen Hanke gestützt, die Treppen hinauf und betrat ihr trauliches Schlafgemach, wo jetzt der Arzt und eine Wärterin walteten.

Ferdinand lag blaß, mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, dessen weiße, spizenbesetzte Leintücher Blutspuren trugen.

Schauernd wandte Frida sich ab. Der junge Arzt legte bedeutungsvoll den Finger auf den Mund. Sie wendete sich zum Gehen, unfähig, den Schmerzensausbruch länger zu unterdrücken. In ihrem Wohngemache angelangt, sank sie auf einen Sessel nieder und das Gesicht in den Händen verbergend, rief sie schluchzend: „Ich — ich bin Schuld daran!“

Diese Selbstanklage, von Reue erpreßt, war übrigens nicht durch die Vorgänge gerechtfertigt, wenn auch vielleicht der eben stattgehabte Zwist mit der Gattin die Seele des unglücklichen, überreizten Künstlers noch mehr verbittert und so mittelbar dazu beigetragen hatte, den verzweifeltsten Entschluß zur Reise zu bringen.

Im Atelier fand sich nämlich ein Brief vor, der zer-

knüllt am Boden lag. Er war von der Hand des Amerikaners und lautete:

„Mein Herr!

Anbei empfangen Sie Ihre Bilder zurück, die meine Erwartungen vollständig getäuscht haben. Ich bin nämlich nicht der amerikanische Proß, für den Sie mich vielleicht gehalten haben, der Kraut und Rüben zusammenkauft und den Werth der Bilder nach dem Metermaße mißt. Ihre ersten Gemälde haben mir sehr gefallen, und ich wartete mit Ungeduld auf die neuen Schöpfungen des ‚Berliner Makart.‘ Nun, mein Herr, bemalte Leinwand haben Sie mir genug gesendet, aber keine Kunstleistung. Ihre Altstudien lassen die sorgfältige Ausführung vermessen, welche den Figuren früher den Schein der Plastik liehen, und den Landschaften fehlt die saubere Ausführung, der feine Pinsel. Sie haben mich eben unterschätzt, bester Herr, und mein Vertrauen getäuscht, das vergibt ein Geschäftsmann nicht leicht.

Charles Brown.“

Diese unnachsichtlich scharfe Kritik, zusammengenommen mit der niederschlagenden Thatsache, daß er nun außer Stande sei, die heilig übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, hatten den überreizten Mann zu dem verzweifeltsten Entschluß getrieben, seinem Leben ein Ziel zu setzen.

Die Ausführung des geplanten Selbstmordes mußte in großer Hast vorgenommen worden sein, denn es wurde nur ein an Fritz Berner gerichteter Brief gefunden, der in kurzen Worten eine Mittheilung des Geschehenen enthielt und mit einer Bitte um Vergebung schloß. Für Frida keine Zeile, kein Wort des Abschieds, der Vergebung!

Sie rang in stummer Qual die Hände, als sie diese Wahrnehmung machte.

Aus der Waffentrophäe, die eine Wand des Ateliers schmückte, war eine Pistole so heftig herausgerissen worden,

daß ein Dolchmesser mit Toledanerklinge, ein kostbares Stück, auf den persischen Teppich herabgefallen war, wo es noch lag. Frida hob es auf. Dabei sah sie große dunkle Flecke — das war Blut! Also hier hatte der unselige Mann in seiner Verzweiflung die Schußwaffe auf sein Herz gerichtet!

4.

Es gelang der ärztlichen Kunst und der liebevollsten und opferfreudigsten Pflege Frida's, das Leben Thielen's zu erhalten, während die Freunde Sorge trugen, daß die „Geschichte“ nicht in die Oeffentlichkeit kam.

Man verbreitete das Gerücht, Thielen habe sich eine Verwundung zugezogen, weil er unvorsichtig eine Pistole gehandhabt, die er für nicht geladen gehalten hätte.

Der tragische Fall hatte in dem Freundeskreise des Ehepaars die größte Theilnahme erregt, und Alle beeiferten sich, Hilfe zu bringen. Fritz Berner, obwohl schwer betroffen, eilte doch sogleich herbei, um Frida zu trösten und mit ihr und den Uebrigen zu berathen, was zu geschehen hätte.

Die Kugel hatte den rechten Lungenflügel nur gestreift, doch war äußerste Schonung geboten, und die ersten Schneeflocken fielen bereits, als Ferdinand sich vom Lager erheben konnte.

Wie schwach und elend fühlte sich der Kranke! An Frida's Schulter gelehnt, weinte er wie ein Kind, seine Stimmung war eine so düstere, daß alle Anstrengungen vergeblich waren, ihn aufzurichten, ihm Muth und Lebenslust zurückzugeben. Er vermochte sich nicht zu erholen. Der Arzt rieth einen Winteraufenthalt im Süden an — Luft- und Ortsveränderung sollten Körper und Geist stärken und erfrischen.

Schon die Hoffnung, Berlin verlassen zu können, be-

lebte den Leidenden, denn die stylvolle Wohnung, der Schauplatz seiner Verzweiflungsthat, war ihm ein unerträglicher Aufenthalt geworden. Aber wo sollten die Mittel herkommen, solchen Plan in's Werk zu setzen?

Nun, wo Viele helfen, wird doch schließlich etwas geschafft — so auch hier. Die stylvolle Einrichtung ward unter der Hand und zu guten Preisen veräußert, einer der Maler vollendete Thielen's letztes Bild und verkaufte es an einen Kunsthändler, der ein recht gutes Geschäft damit machte, und der Maler Winterfelt, welchem eine Dame den Auftrag ertheilt, ihr Skizzen und Genrebilder aus Venedig für ein Album zusammenzustellen, übertrug mit Einwilligung der reichen Gönnerin diese Bestellung Ferdinand Thielen.

Die kleinen Schulden hatten bezahlt werden können, wie denn auch Berner, zu Ferdinand's hoher Befriedigung, eine größere Abschlagszahlung erhielt. Ein kleines Kapital, gerade ausreichend für die Reise nach Italien, wurde zusammengebracht, und es wurden alle Anstalten getroffen, dem Leidenden die Anstrengungen der weiten Fahrt möglichst wenig fühlbar zu machen.

Nur um Eines hatte der Kranke, als er aus dem ersten betäubenden Schummer zu neuem Leben erwachte, Frida dringend gebeten, das war: sie möge vor den Verwandten in Steinberg Schweigen bewahren über das Geschehene. Frida versprach ihm das, wäre es doch auch ihr unerträglich gewesen, wenn man dort den Unglücksfall erfahren hätte. Sie hatte sich ja auch gänzlich von der Tante und Base losgesagt, und der Briefwechsel war beiderseitig eingestellt worden. Seiner Schwester Uda schrieb Ferdinand überhaupt nur selten, da wurde denn beschlossen, Alle in Unkenntniß über die Abreise zu lassen, damit nicht durch etwaige Erkundigungen die traurige Geschichte noch an's Licht käme.

Siech und gebrochen langte Ferdinand in Venedig an, denn die Reise hatte ihn um so mehr angegriffen, als bei den beschränkten Mitteln dem Leidenden nicht alle die Bequemlichkeiten hatten verschafft werden können, die sein Zustand erheischte. Nun mußte er sich nothwendigerweise Ruhe gönnen. Eine kleine, bescheidene Wohnung wurde gemiethet, und Frida mußte sich wohl oder übel dazu entschließen, in der Küche der Signora Giulia, ihrer Quartiergeberin, das bescheidene Mittagsmahl zu kochen. Wie oft verbrannte sie sich die Finger, beschmutzte ihre eleganten Hauskleider an den rußigen Töpfen des „Tocolaro“,*) aber die gutmüthige Venetianerin stand der jungen Deutschen mit gutem Rathe bei, und bald hatte sie an Frida eine eifrige Schülerin. Aus einem ausgewaschenen Sommerkleide hatte diese sich große Lackschürzen gemacht, und schnell gelang es ihr, eine schmackhafte Suppe, gebratene Fische oder die landesübliche Polenta herzustellen. Im Triumph brachte sie das erste wohlgelungene Gericht dem Gatten, der trübsinnig am Fenster saß und auf das Wellenspiel der Lagune starrte. Da lächelte er doch und schloß sein braves Weibchen an's Herz, und Thränen perlten ihm über die abgemagerten Wangen. Auch ihre sonst so heiter strahlenden Augen umflorten sich; sie weinten Beide, und die Suppe wäre kalt, der Reis weich geworden, wenn Signora Giulia nicht eben rechtzeitig ein Quinto Chianti für den „signor pittore“ gebracht und der Küchenscene ein Ende gemacht hätte.

Nach Weihnachten konnte Ferdinand an die Arbeit gehen und zwei recht gelungene Genrebildchen, eine Volksscene am Rialto und „Straßenmusikanten“ gingen nach Berlin ab, wo sie sehr gefielen. Zu letzterem Bilde hatte er gute Modelle gehabt, Dank seiner Wirthin, bei der

*) Offener Feuerherd.

vordem eine Mandolinistin mit ihrer Tochter gewohnt hatte.

Ein Blinder, der zur Guitarre sang, gehörte gleichfalls zu der Gruppe. Die Leutchen waren mitfammit übrigens gar nicht so bejammernswert, wie es den Anschein hatte, im Gegentheil, sie verdienten ein schönes Stück Geld, zumal im Sommer, wo sie entweder vor den kleineren Cafés und Weinstuben spielten, oder in einer Gondel die Runde bei den nach dem Canal grande zu gelegenen großen Gast- und Logirhäusern machten.

Ferdinand hatte eine farbenreiche große Skizze „Auf der Lagune“ begonnen, zu dem er die Musikanten auch verwerthen wollte. Er setzte große Hoffnungen auf dies Werk, sein Selbstvertrauen begann sich zu heben. Er wollte der Welt, den Kunstgenossen zeigen, daß er doch Tüchtiges leisten könne und das harte Urtheil des Amerikaners nicht verdiene.

Nach Frida's gesunkener Lebensmuth belebte sich. Gern hätte sie durch Ertheilen von Musikunterricht oder Anfertigung feiner Nadelarbeiten gleichfalls etwas verdient, sie fühlte sich ja frisch und kräftig. Doch da sie der italienischen Sprache nur wenig mächtig war, ging das Erstere nicht an, und Aufträge auf Handarbeiten wollten sich auch nicht finden lassen. So mußte sie sich damit begnügen, die kleine Häuslichkeit in Ordnung zu erhalten und Ferdinand's Lieblingsgerichte zu kochen. Er erholte sich bei der guten Pflege in der milden Luft jezt zusehends, doch gerade als Beide hofften, daß Alles nun gut gehen würde, kam neues Unheil. Die lezten Märztage brachten einen gar wilden Meeresturm und Regengüsse, und da Ferdinand sich im offenen Boote auf dem breiten Giudeccakanal befunden hatte, wurde er tüchtig naß und zog sich eine Erkältung zu, die einen Lungenkatarrh zur Folge hatte, an dem er wochenlang darniederlag.

Nun konnte Frida zeigen, ob es ihr Ernst damit sei, ein neues Leben der Arbeit und Pflichterfüllung zu beginnen. Bei den kärglichen Geldmitteln in der ärmlich ausgestatteten Wohnung, die nur aus einem Zimmer und einer Schlafkammer bestand, galt es, Krankenspflegerin, Köchin und Stubenmädchen zu sein. O, wie beneidete sie Jene, welchen die Hausarbeit von jeher vertraut gewesen, und die sich deshalb viel leichter in diese Lage gefunden hätten!

Wenn sie zuweilen an ihre Friederike in der weißen, spitzenbesetzten Schürze dachte — solche Arbeiten hätte die feine Dienerin sicher nicht gemacht! Aber es galt, ein theures Leben zu erhalten, und da war kein Opfer zu groß. Muthig nahm sie den Kampf mit dem Ungemach auf, und selbst als ihre Kräfte zu erlahmen begannen, kein Geld mehr in der Kasse war und die Noth auf's Höchste gestiegen schien, ließ sie nicht nach und sagte sich: „Ich habe nicht bloß meine Pflicht zu thun, ich muß auch Versäumtes gut machen!“

Und siehe da, der Zustand des Kranken begann sich endlich wieder zu bessern.

Aber auch der Geldnoth half Frida ab, ohne die fernern Freunde mit Wittbriefen zu belästigen.

5.

Ueber die leicht bewegte Fluth glitt die schwarze Gondel. Ein neubermähltes Paar saß auf den weichen Polstern bequem zurückgelehnt und genoß in behaglicher Ruhe die Wonne der mondbeglänzten warmen Mainacht. Der Herr rauchte eine Virginiacigarre, und die junge Frau gähnte verstoßen, denn es war elf Uhr vorbei und sie fühlte sich ermüdet von den Mühen des Tages, hatten sie doch in Kunstgenüssen förmlich geschwelgt.

„Wir sind bald daheim, da rechts ist, wenn ich nicht

irre, unser Gasthof," tröstete gutmüthig lächelnd der Eheherr.

Da wurde Beider Aufmerksamkeit abgelenkt. Sanfte Klänge trug der Nachtwind ihnen zu, näher und näher. Eine Frauenstimme sang ein Volkslied und begleitete sich dazu mit der Guitarre. Die Stimme war ein wenig scharf, aber es machte sich doch recht stimmungsvoll.

„Eccoli“ — sagte der Gondoliere, mit der ausgestreckten Rechten auf eine Barke, die zwei bunte Papierlaternen schmückten, deutend.

Jetzt ließen sich die Töne einer Geige vernehmen. Es klang so weich und sehnsuchtsvoll über das silberglänzende Wasser zu ihnen herüber.

„Nicht übel,“ meinte der Herr, die Cigarrenasche von seinem hechtgrauen Reisemantel abstäubend, und die Dame sagte lebhaft:

„Ich möchte wetten, daß ich dies Adagio schon irgendwo gehört habe.“

Während sie noch lauschten, näherte sich die Gondel der Musikanten, die Geigentöne klangen in einem Mollakkord aus.

„Povera gente — arme Leute!“ murmelte der Gondoliere mit einer bezeichnenden Handbewegung.

Der Reisende hatte verstanden und suchte in der Brusttasche nach Kupfermünzen, deren einige auf den Teppich der Gondel rollten. Eine schmale, weiße Hand reichte ein blinkendes Messingtellerchen über den Rand der Musikantenbarke hinüber, während der Gondoliere schnell ein Wachskerzchen entzündete, um seinem Fahrgast beim Suchen behilflich zu sein. Dieser jedoch, anstatt die nun gefundenen Kupfermünzen in das Tellerchen zu legen, starrte wie geistesabwesend die Person an, welche es ihm geboten. Es war die Violinspielerin, deren Züge durch das flackernde Licht des Wachskerzchens grell beleuchtet wurden.

Ein Schreckensruf! Die junge Frau in der Gondel hatte ihn ausgestoßen. Ihm folgte ein klatschender Laut — das Messingtellerchen war in's Wasser gefallen, die Flamme des Wachskerzchens erlosch, bei dem Dämmerlichte des Mondes konnte man unterscheiden, daß die Barke der Musikanten davon fuhr.

„Halt!“ rief der Herr in der Gondel, so heftig aufspringend, daß das Gefährt in's Schwancken gerieth.

Der Gondoliere hatte den Sinn des ihm fremden Wortes sogleich richtig erfaßt, setzte sein Ruder ein und in zwei Minuten hatte er die Barke eingeholt, die auf seinen Zuruf hin anhielt.

Jetzt war es die junge Frau, welche hocherregt sich in das ärmlich ausgestattete Fahrzeug schwang und eine schlanke, schwarz gekleidete Frauengestalt stürmisch in ihre Arme schloß:

„Frida!“

„Regina!“ tönte es zurück.

Nach einer Viertelstunde saß der Fabrikant Gustav Ritterholm mit seiner Gattin Regina und Frida Thielen — der Violinistin der fahrenden Sänger — in einem elegant ausgestatteten Zimmer des Gasthofes, und des Fragens und Erzählens wollte kein Ende werden, bis die Glocken von San Marco die Mitternachtsstunde verkündeten. Da brach Frida auf, damit Ferdinand sich daheim nicht ängstige, und das junge Ehepaar begleitete die liebe Verwandte in der Gondel bis zur Zattere, in die Nähe ihres bescheidenen Häuschens.

In dieser Nacht schlief keines von den Dreien. Ritterholm, bei aller Neigung zu der jungen Gattin, hatte doch die erste Liebe nicht ganz vergessen, und das wunderbare Wiederfinden, unter so ganz besonderen Umständen, hatte den Eindruck noch vergrößert. Regina war ein wenig eifer-

füchtig, und Frida mühte sich redlich, den peinlichen ersten Eindruck zu verwinden und sich nur der Freude des Wiedersehens zu überlassen. Das gelang ihr bald so gut wie den Anderen, Alle schickten sich in ihre Lagen mit bestem Willen, anfangs gezwungen, zuletzt machte es sich von selbst.

Ferdinand und Gustav wurden Freunde, und so vermochte der Maler auch die ihm in herzlichster Weise gebotene Hilfe anzunehmen. Von drückenden Sorgen befreit, blickten Frida und Ferdinand bald wieder heiter in's Leben, eine eigene Wohnung mit einem Atelier wurde gemietet, und die tapfere kleine Frau stellte ihre Sängersfahrten ein, durch die sie in letzter Zeit doch so viel verdient hatte, daß sie die Ausgaben des Haushalts hatte bestreiten können. Die Violine lag jetzt ruhig in ihrem Kasten, denn die beiden Vasen hatten alle Hände voll zu thun.

Anfang Juni mußte Ritterholm daheim in der Fabrik sein, und bis dahin sollte das neue Heim ausgestattet werden.

„Aber ja nicht stylvoll!“ meinte Frida, mit einem schelmischen Seitenblick auf Regina, die lächelnd erwiderte:

„Mißverstehe mich nicht. Nie habe ich die Freude am schönen Schein, am Harmonischen in allen Dingen getadelt, nur muß die Sehnsucht nach künstlerischer Ausgestaltung nicht zum krankhaften Hang werden, der alles Uebrige erstickt.“

„Bewahre, Frauchen,“ rief Ritterholm, „ich bin ganz Deiner Meinung. Dem Schönen darf nicht die Macht eingeräumt werden, das Rechte und Gute zu unterdrücken, zumal in einer Zeit, wo so Viele über die ihnen gezogenen Schranken hinausstreben und an der Begierde krankten, es den Begünstigten des Geschicks gleich zu thun, anstatt in weiser Beschränkung ihrer Pflicht zu leben.“

Die Influenza.

Rückblicke und Winke für die Zukunft.

von

G. Falkenhorsl.

(Nachdruck verboten.)

Zu Anfang Oktober des Jahres 1889 kamen aus Rußland, zunächst aus Moskau und dann aus Petersburg, Meldungen, welche für ärztliche Kreise als eine Art von Warnungssignal aufgefaßt werden konnten: „Feind in Sicht!“ Eine Epidemie schien sich im russischen Reiche auszubreiten. Glücklicherweise war es weder die orientalische Pest, noch die Cholera — es war die Influenza oder die Grippe, eine alte Bekannte des alten Europa.

Diejenigen, die in der Geschichte der menschlichen Krankheiten bewandert sind, wissen, daß die Influenza schon sehr oft Europa heimgesucht hat, Manche glauben aus den ältesten medicinischen Schriften des Hippokrates herauslesen zu dürfen, daß die Influenza schon die alten Griechen geplagt habe. Unwahrscheinlich ist das nicht. Nachrichten, in denen die Schilderungen der betreffenden Epidemien unzweifelhaft auf die Influenza passen, stammen jedoch erst aus dem Ende des 14. Jahrhunderts. Im Jahre 1837 herrschte die Influenza ganz bestimmt in Deutschland, Frankreich und Italien — ganz bestimmt, können wir sagen; denn die Beschreibung der Krankheit, welche damals eine ungeheure Zahl von Menschen befiel und schwächlichen und alten Leuten den Tod brachte, paßt

entschieden auf die Influenza. Seit jener Zeit hat es, wie die Chroniken und gelehrten Schriften melden, in Europa gegen vierzig große Influenza-Epidemien gegeben, und die Zahl der kleineren läßt sich kaum feststellen.

Es ist eigenartig, daß diese Epidemien nicht mit den düsteren Farben geschildert wurden, wie die der Pest, der Pocken oder der Cholera. Schon in den Benennungen, welche die Influenza im Laufe der Jahrhunderte erhielt, steckt ein gutes Stück Volkshumor: Burkel, Ganser, Schafshusten, Schafskrankheit, Hühnerweh, Moderkrantheit, Hundekrankheit und Blikkatarrh — also lauten einige dieser Namen. Auch im Jahre 1889 war anfangs die Stimmung gegenüber der Influenza keine ernste. Die ersten Nachrichten über das Auftreten der Krankheit in Rußland brachten keine Beunruhigung hervor. So breitete sich die Epidemie, von der öffentlichen Meinung Europa's wenig beachtet, im Zarenreiche aus, bis sie Mitte November die Grenzen Deutschlands überschritt, und vereinzelte Influenzafälle in Sachsen und in Berlin beobachtet wurden. War ihr Vordringen in Rußland ein noch verhältnißmäßig langsames, so änderte sich plötzlich das Bild. Kaum hatte die Epidemie die russisch-deutsche Grenze überschritten, so schickte sie sich zu einem förmlichen Fluge über die Welt an. Binnen wenigen Wochen breitete sie sich über ganz Europa und über Amerika aus. Selbst die Aerzte waren über die Schnelligkeit dieses Vordringens erstarrt, und da hörte man sagen, es sei, als ob ein gewaltiger Arm aus der Büchse der Pandora die Krankheitskeime wie einen Staubregen über ganz Berlin ausgeschüttet habe, oder man verglich die Massenerkrankungen mit der plötzlichen Entwicklung des Wehlthaus, der die Weinberge befällt, oder mit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit, die ganze Gegenden mit einem Schlage heimsucht. Noch keine der geschichtlich bekannten

Influenza-Epidemien hatte sich so rasch ausgebreitet; die vom Jahre 1889 bis 1890 hatte sich gewissermaßen die Verkehrsmittel der Neuzeit zu Nuze gemacht und stürmte vorwärts mit der Geschwindigkeit der Schnellzüge und der Dampfer. Die Stimmung schlug auch bald um. Frühzeitig merkte man, daß die Krankheit doch nicht so harmlos sei, wie man anfangs glaubte. In den Großstädten betrug die Zahl der Erkrankten Hunderttausende, in Petersburg allein schätzte man sie auf 650,000, in Berlin soll die Hälfte der Bevölkerung daran gelitten haben, ähnlich lagen die Verhältnisse in Paris, Rom berichtete von 200,000 Erkrankten.

Diese Massenerkrankungen führten naturgemäß zu Geschäftsstörungen und Verkehrsstörungen, die noch Jedem von uns in frischer Erinnerung stehen. Wir möchten hier nur daran erinnern, daß in Bayern das Einstellen mehrerer Güterzüge nothwendig wurde, und auch die noch verkehrenden Güterzüge konnten nur mit einer Maschine gefahren werden. In Petersburg mußten viele Fabriken wegen Mangels an Arbeitern gänzlich geschlossen werden, einzelne Pferdebahnlinien stellten ihre Fahrten ein, und es hielt bei den Truppen überaus schwer, die nöthigen Offiziere und Mannschaften für den täglichen Dienst zusammenzubringen. In Paris verminderte sich im November und Dezember 1889 der Fleisch- und Brodverbrauch um ein Drittel gegenüber den anderen Monaten desselben Jahres.

Anfangs trat die Epidemie in leichter Form auf, man empfand sie als ein lästiges Uebel, hielt aber die Krankheit nicht für gefährlich. Das Bild sollte sich jedoch bald ändern; die Sterblichkeit nahm in Besorgniß erregender Weise zu, und die Statistik der Sterbelisten bewies, daß man einem ernstern Leiden gegenüber stand. Aerzte und Publikum nahmen die Influenza nicht mehr

leicht auf. Die Zahlen der Todtenlisten waren ja überraschend hoch. Im Cholerajahre 1884 waren in Paris monatlich 5548 Todesfälle zu verzeichnen, im Dezember 1889 betrug die Zahl derselben 5978! Auch in Madrid machte man dieselben Wahrnehmungen. Auf der Höhe der Influenza-Epidemie betrug die Zahl der täglichen Todesfälle doppelt so viel wie im Cholerajahre 1885.

Fast überall war der Einfluß der Influenza auf die Sterblichkeit ein großer. Man drückt dieselbe durch die „Sterblichkeitsziffer“ aus. Die wöchentliche Sterblichkeitsziffer eines Ortes, wie wir sie in Sanitätsberichten oft finden, gibt an, wie viele von je 1000 Einwohnern des Ortes in Jahresfrist sterben würden, wenn die Sterblichkeit der betreffenden Woche das Jahr hindurch gleichmäßig bliebe. Vergleichen wir nun die Sterblichkeitsziffern einzelner Städte im November vor dem Ausbruch der Influenza-Epidemie mit der Ziffer derjenigen Woche, in welcher die Epidemie ihren Höhepunkt erreichte! Da erfahren wir, daß in Paris die Sterblichkeit von 25,1 auf 61,7 stieg, in London von 17,8 auf 32,4, in Berlin von 18,7 auf 37,7, in Hamburg von 19,7 auf 32,1, in Leipzig von 15,7 auf 41,7, in München von 23,8 auf 48,6, in Köln von 18,9 auf 52,2, in Frankfurt a. M. von 15,1 auf 39,0 und in Stuttgart von 16,8 auf 49,0.

In Anbetracht der Massenhaftigkeit der Erkrankungen haben diese Zahlen nichts Schreckenerregendes. Die Influenza befällt so viele Menschen, wie kaum eine andere der bekannten Seuchen, und so ist die Zahl der Todten im Verhältniß zu der der Erkrankten eine geringe. Vorsicht ist aber bei ihr immer geboten; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß sie tückisch ist. In erster Linie werden von ihr wohl durch Alter und Krankheit Geschwächte am Leben bedroht, aber sie hinterläßt auch Nachwehen, die zu neuen Erkrankungen Veranlassung geben können.

Wenn sie auch rasch vorübergeht, so darf der Genesende sich noch lange nicht für gesund halten; er muß sich schonen, und wenn er sich zu frühzeitig der Unbill der Witterung aussetzt oder anstrengende Arbeit wieder aufnimmt, so kann er dies leicht durch einen Rückfall oder durch eine andere Krankheit büßen.

Nachdem die Influenza-Epidemie im raschen Fluge sich vom europäischen Osten bis nach Amerika ausgebreitet hatte, sandte sie ihre Ausläufer nach Süden aus, um von Spanien und Italien aus weiter nach dem Orient zu wandern. Sie suchte Afrika heim und drang von hier nach Indien und zuletzt nach China vor, hatte somit die Erde umkreist und wurde zu einer Pandemie, d. h. überall herrschenden Seuche, wie man ähnlichen nur selten in der Geschichte begegnet.

Die Hoffnung, daß die Influenza, ebenso rasch wie sie gekommen war, auch verschwinden und uns auf Jahrzehnte in Ruhe lassen würde, ist nicht in Erfüllung gegangen. Bereits im Frühjahr 1891 wurde von verschiedenen Orten wieder das Auftreten der Influenza gemeldet. Ohne Zweifel handelte es sich in diesen Fällen um ein Wiederausflahren der Epidemie vom Jahre 1889—90. Ausbreitungskeime, die aus jener Zeit zurückgeblieben waren und bis dahin geruht hatten, kamen wieder zur verhängnißvollen Geltung. Die Epidemien blieben jedoch zumeist auf bestimmte Orte beschränkt, nur in Amerika, England, Schweden und Norwegen breiteten sie sich in größerem Maße aus. In England machte man dabei die trübe Wahrnehmung, daß die neue Epidemie viel bössartiger als die vorhergegangene auftrat. Kaum aber durfte man auch jene Epidemie als erloschen betrachten, als wiederum von Osten neue Meldungen kamen. Zunächst wurde Südrußland, dann Galizien ergriffen; wiederum verbreitete sich die Epidemie über Europa und im Oriente aus.

Sie raffte diesmal auch gekrönte Häupter fort, und eine große Anzahl von berühmten und hervorragenden Persönlichkeiten erlag ihr. Ein Ueberblick über diese Epidemie läßt sich noch nicht geben, anscheinend tritt sie in gewissen Ländern mild, in anderen dagegen heftiger auf.

Zimmerhin aber belehrt uns der kurze Rückblick, daß wir auch in Zukunft auf das Wiedererscheinen des bösen Gastes, mindestens auf einen Ausbruch von lokalen Epidemien gefaßt sein müssen, und dies legt uns nahe, einige Winke über das Verhalten während der Influenza-Epidemie zu geben.

Was zunächst von den Massen verlangt wird, das ist naturgemäß ein Heilmittel.

Die Erfahrung hat uns leider gelehrt, daß es ein spezifisches Heilmittel gegen die Influenza, etwa wie das Chinin gegen das Malariafieber, nicht gibt. Der Arzt muß bei Influenzkranken die Entwicklung der Krankheit verfolgen und die Natur im Kampfe gegen dieselbe zu unterstützen suchen. Er kann in dieser Beziehung viel thun, er kann die Gefahren einer hinzugetretenen Lungenentzündung mildern, kann das geschwächte Herz stärken, seine Hilfe kann geradezu lebensrettend sein, aber die Mittel, die im Einzelfalle verordnet werden sollen, müssen genau erwogen werden, und das kann nur ein Arzt. Um die Influenza zu heilen, muß man darum ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen.

Inzwischen sind aber viele sogenannte „Influenzmittel“ aufgetaucht, die als heilsam angepriesen und auch ohne ärztliche Verordnung gebraucht werden. Den größten Ruf hat in dieser Hinsicht das Antipyrin erlangt. Es steht aber fest, daß es die Influenza nicht heilt, den Krankheitsprozeß nicht um eine Stunde abkürzt. Seinen Ruf verdankt es lediglich der Thatsache, daß es Kopfschmerzen und andere nervöse Schmerzen, die oft bei

der Influenza sehr lästig sind, vermindert. In dieser Hinsicht ist es ein Lindermittel und als solches wohl auch werthvoll; aber es ist nicht harmlos. Gerade bei der Influenza muß man mit dem Gebrauch des Antipyrins vorsichtig sein, da es sehr leicht das durch die Krankheit an und für sich geschwächte Herz ungünstig beeinflussen kann. Ein unzuweckmäßiges Einnehmen des Antipyrins kann sogar den Tod herbeiführen — es ist also ein Mittel, das man nur auf ärztliche Verordnung einnehmen sollte.

Von der Influenza wußten natürlich die Ausbeuter der Leichtgläubigen und Unglücklichen, die Geheimmittelfabrikanten, sofort Nutzen zu ziehen, indem sie werthloses Zeug für schweres Geld als Influenzmittel anpriesen und noch anpreisen. Vor allen diesen Mitteln müssen wir warnen. Wer für solche Mittel Geld ausgibt, ist nur zu bedauern.

Wichtiger noch als die Frage der Heilung ist die der Verhütung der Influenza. Können wir nicht dieser Seuche, ähnlich wie der Cholera oder der Pest, an unseren Grenzen Einhalt gebieten? Können wir unsern Körper in bereits verseuchten Orten durch gewisse Mittel gegen die Ansteckung mit dem Influenzgift schützen?

Endgiltig werden diese Fragen erst dann gelöst werden können, wenn uns die Ursache der Influenza, der Erreger der Krankheit, genauer bekannt sein wird. Als uns die erste Epidemie von 1889 heimsuchte, begann eine förmliche Jagd nach dem Erreger der Influenza. Wir wissen ja, daß viele ansteckende Krankheiten durch winzige Lebewesen erzeugt werden, wie z. B. die Diphtherie durch einen Spaltpilz, einen Bazillus, die Malaria durch ein Urthierchen, das im Blute der Malariaranken lebt. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte auch die Influenza einen solchen Erreger haben. Seit dem Jahre 1889 konnte man wiederholt in Zeitungen lesen, daß dieser oder jener Arzt den

Influenza-Erreger entdeckt habe. Immer aber erwies sich die Nachricht nachträglich als unzutreffend.

Im Januar dieses Jahres kamen nun Nachrichten aus Berlin, daß es zwei Ärzten, Dr. Pfeiffer und Dr. Canon, gelungen sei, gleichzeitig und unabhängig von einander einen äußerst kleinen Bazillus zu entdecken, der ihrer Meinung nach der Erreger der Influenza sei. Diesmal scheint die Nachricht eine begründete zu sein. Solche Forschungen sind überaus schwierig, und bis die Behauptungen der Entdecker auf ihre Wahrheit nachgeprüft sein werden, werden noch Wochen und Monate vergehen. Ebenso lange und noch länger wird das Studium der Lebensbedingungen und der Entwicklung des Bazillus der Influenza in Anspruch nehmen, und dann erst, nach vielleicht jahrelanger Arbeit, wird es möglich sein, wirksame Rathschläge zur Verhütung und vielleicht auch zur Heilung der Influenza zu geben. Hoffen wir, daß durch die deutsche Entdeckung, die wiederum unter der Leitung des berühmten Robert Koch, des Entdeckers des Cholera- und Tuberkulose-Erregers, gemacht worden ist, die Wissenschaft auf die rechte Bahn geleitet werde. Vorläufig aber müssen wir im praktischen Leben, im Kampfe gegen die Influenza das zu verwerthen suchen, was uns die Erfahrung gelehrt hat — bis vielleicht die demnächst in London zusammentretende internationale Konferenz von Fachmännern, die sich ausschließlich mit dieser Seuche befassen soll, uns Besseres an die Hand gibt.

Bei der Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der sich die Influenza ausbreitet, kann man sie durch Einschränkung des Verkehrs, durch Quarantänen und Aehnliches, nicht zum Stillstand zwingen. In dieser Beziehung müssen wir ihr wohl oder übel freien Lauf lassen. Man hat dagegen zahlreiche Mittel angegeben, welche die Gefahr der Ansteckung vermindern oder ganz aufheben sollen. Hier

ist des Guten sicher zu viel gethan worden. Wir erwähnen nur einige der sonderbareren Beispiele.

Schon im Jahre 1782 empfahl ein Regimentsfeldscheer Namens Murfinna den mäßigen Gebrauch des Rheinweins als Schugmittel gegen die Influenza, und im Jahre 1889 rathen die Pariser Aerzte zu demselben Zwecke den Gebrauch warmer alkoholischer Getränke an. Die Folge davon war, daß in drei Tagen nicht weniger als 1500 Personen betrunken auf den Straßen aufgegriffen wurden, von denen 1200 angaben, daß sie nur den ärztlichen Rath befolgt hätten! Das sind traurige Auswüchse in einer ernsten Zeit.

Von den englischen Aerzten wurde als Schugmittel das ätherische Oel von Eucalyptus empfohlen. Man soll davon einen Theelöffel in ein Viertel Liter kochenden Wassers schütten, und die Dämpfe zehn Minuten lang einathmen. Das Verfahren ist alle zwei bis drei Stunden zu wiederholen. Oder man soll das Oel auf Taschentücher und des Nachts auf Bettkissen träufeln. Von einer anderen Seite wird das Pfefferminzöl als sicheres Schug- und Heilmittel empfohlen. Die Vegetarier empfehlen als bestes Schugmittel den Bruch mit der Fleischnahrung oder mit der „Leichensfresserei“, wie sie sich ausdrücken, die Jägerianer führen die Wollse in's Treffen. Andere rathen, während der Dauer der Epidemie Chinin einzunehmen. Man könnte die Zahl der Beispiele noch bedeutend vermehren. Oft begegnet man Gegensätzen: so räth der Eine, man solle sich abhärten und viel in frischer Luft bewegen, während ein Anderer für das Zimmerhüten ist. Die Influenza hat an allen diesen Vorsichtsmaßregeln keinen Anstoß genommen, sie hat Vegetarier und Jägerianer, abgehärtete Forstleute und lustigene Damen in wohlgeheiztem Zimmer ergriffen, und ist auch vor dem Eucalyptus- und Pfefferminzdunst nicht zurückgewichen.

Wir müssen uns auch in dieser Beziehung vor ihr beugen. Was für alle Epidemien gilt, das behält auch während der Influenza sein Recht. Vor Allem Ruhe des Geistes und eine mäßige, von der gewohnten nicht zu sehr abweichende Lebensweise. Greift uns die Krankheit dennoch, so haben wir vor Allem zu beachten, daß sie zumeist in Genesung übergeht; daß zur Beunruhigung also vorerst kein Grund vorhanden ist. Wir müssen nur darauf bedacht sein, uns keine Versäumnisse zu Schulden kommen zu lassen und durch Experimentiren mit Influenzamitteln am eigenen oder unserer Angehörigen Leibe der Krankheit keine schlimmere Wendung zu geben. Rufen wir den Arzt herbei und überlassen es seinem sachverständigen Urtheil, ob es nöthig ist, einzugreifen. Und wenn wir die Krankheit überstanden haben, so gönnen wir unserem Körper die zur Kräftigung nöthige Zeit. Denken wir nicht, daß wir nur ein Schnupfenfieber, sondern eine ernstere Krankheit gehabt haben. Wenn diese Grundsätze überall bethätigt werden, so werden dadurch die Bemühungen der Aerzte auf das Beste unterstützt, und ohne Zweifel würden sie dazu beitragen, die Zahl der schlimmen Ausgänge der Influenza bedeutend zu vermindern.

Ein Judenhaus in Mekines.

Lebensbild aus Marokko.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Wieder einmal ist seit Kurzem von einer „marokkanischen Frage“ die Rede, seit ein Aufstand verschiedener dortiger Wüstenstämme einen Vorwand für ein Eingreifen der europäischen Mächte, die längst darauf warten, zu bieten scheint. Bereits haben denn auch England, Frankreich, Spanien und Italien Panzerschiffe nach Tanger geschickt, um sich gegenseitig zu beobachten und zu verhindern, „daß einseitig zugegriffen wird.“

Freilich ist das Sultanat Marokko, auf das diese neuesten Vorgänge wieder die Aufmerksamkeit gelenkt haben, ein höchst schätzenswerther Besitz, dessen natürliche Reichthümer nur noch ganz unerschlossen sind, und dessen Bewohner unter dem Drucke echt orientalischer Despotie schmachten.

Ihre Zahl schätzt man auf zehn Millionen, worunter sich 200,000 Juden befinden, die ein äußerst interessantes Element in der dortigen Bevölkerung bilden, das wohl einer näheren Betrachtung werth ist. —

Der Druck, unter welchem die Juden während des Mittelalters im Abendlande lebten, lastet im allergrößten Theile des mohammedanischen Orients noch heute auf ihnen. Ganz besonders ist dies auch im marokkanischen Reiche der Fall; sie sind dort noch jetzt Gegenstand bitteren

Hasses und allgemeiner Verachtung, und verlassen den ihnen in jeder größeren Stadt angewiesenen, durch schwere Thore abgeschlossenen Bezirk, die Mellah, oft nur mit Gefahr für Leib und Leben. Barfuß, mit den Schuhen in der Hand, das Haupt demüthig gesenkt, schleichen sie außerhalb des Judenviertels durch die Straßen; jeder rechtgläubige Mohammedaner speit vor ihnen aus, und man verfolgt sie mit Schimpfworten, Verwünschungen und Steinwürfen.

Die weibliche Bevölkerung des orientalischen Ghetto überschreitet nie, oder doch nur in der Vermummung der Araberin, welche nur die Augen frei läßt, die Umfassungsmauern dieses Bezirkes, vor dessen Zugängen sich gewöhnlich der große Ablagerungsplatz für allen Unrath und der Schindanger der Stadt befindet. Um in das Judenviertel zu gelangen, muß man meist zwischen verwesenden Thierleichen hinschreiten, um die sich Nachts ganze Heerden heulender Schakale versammeln, und die Juden haben nicht das Recht, diese schrecklichen Dinge hinwegräumen zu lassen. Ebenso wenig ist es ihnen erlaubt, aus ihrem eigenen Viertel den Unrath fortschaffen zu lassen, welcher aus allen Häusern auf die Straße geworfen wird. Monatlang häufen sich hier Knochen, Gemüseabfälle und Schmutz aller Art an, bis es einmal dem damit beauftragten arabischen Beamten einfällt, für eine von den Juden zu erlegende Summe Geldes die Reinigung der Mellah anzuordnen.

Trotz aller dieser Erschwernisse des Lebens, trotz aller Verachtung und Abgeschlossenheit, trotz alles äußerlich zur Schau getragenen Elendes sind die Juden indessen auch hier im Besitz großen Reichthums. Kostbare Teppiche, herrliche Waffen, alte Schmucksachen und werthvolle Edelsteine, welche vornehme Araber — zuweilen höchste Würdenträger des Reiches — in Zeiten pekuniärer Bedrängniß bei ihnen verpfänden, bleiben nur zu oft in ihren Händen,

und viele der verachteten Juden gelten als bedeutende Kapitalisten.

Daß diese Annahme nicht auf falschen Voraussetzungen beruht, wird neuerlich durch die Mittheilungen eines französischen Schriftstellers bestätigt, welcher das Glück hatte, die im Jahre 1889 von der Regierung seines Landes an den jetzigen Sultan von Marokko abgeschickte Gesandtschaft begleiten zu dürfen. Derselbe fand Gelegenheit, in Mekines (arabisch Meknäs), einer der drei Residenzen des Sultans, das Haus eines solchen reichen Juden zu besuchen, und schildert, was er gesehen, in höchst anschaulicher und interessanter Weise.

Die Theilnehmer an diesem Besuch nahmen ihren Weg nach der Mellah durch den belebtesten Theil der Stadt, in welchem aber, zu ihrem Erstaunen, tiefe Stille und Einsamkeit herrschte. Das Familienleben des Arabers spinnt sich allerdings ausschließlich in den Höfen und Gärten seines Hauses ab — keine Aeußerung desselben dringt über die fensterlosen, zerbröckelten Lehmmauern hinaus, welche die, meist nur engen Durchgängen gleichenden Gäßchen der Städte begrenzen, und ein öffentliches Leben gibt es im Kaiserreiche Marokko, das sich gegen jeden Kulturfortschritt streng abschließt, überhaupt nicht. Ueberall, draußen in der einsamen Landschaft wie in den Städten, empfängt der Fremde den beklemmenden Eindruck der Verödung und des Absterbens, nirgends aber ist dieser Eindruck stärker als in Mekines. Selbst die Straßen des Bazars, in denen sonst im Orient Handel und Gewerbe ihren Mittelpunkt haben, zeigten sich bei der Ankunft der Fremden völlig menschenleer. Alle Verkaufsstände, winzige, düstere Mauerlöcher, waren geschlossen, und auf die verwunderte Frage nach der Ursache belehrte man die Unwissenden, daß ihr Besuch gerade in eine der sieben Gebetszeiten des Tages falle, und die Verkäufer sich in den

Moscheen befänden, aber binnen Kurzem zurückkehren würden.

In der That kamen nach einer Weile die arabischen Händler, in ihre Mäntel von weißem, durchsichtigem Wollmuffelin gehüllt, Einer nach dem Andern, langsamen, bedächtigen Schrittes durch die halbdunkeln Gäßchen daher. Sie öffneten ihre Läden, wenn man diese elenden Mauernischen so nennen kann — und setzten sich mit dem Rosenkranz in der Hand hinter ihren Waaren nieder, ohne indessen die Europäer, obgleich sie die einzigen vorhandenen Käufer waren, der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Da der Mensch über kurz oder lang doch sterben muß, so ist es, nach der Lebensanschauung des echten Arabers, vollständig überflüssig, irgend eine Anstrengung zu machen, und in weltabgewandte Träumereien versunken, dämmert er der Ewigkeit entgegen.

Im vollen Gegensatz zu dieser Ruhe und Gelassenheit fanden die Ankömmlinge das Leben in der Mellah. Schon vor den Thoren derselben wurden sie von einer Anzahl betriebamer Hebräer empfangen, welche, von der scharfen Witterung eines Geschäftes geleitet, gekommen waren, um ihnen allerlei Raritäten, meist alte Schmuckgegenstände, zum Kauf anzubieten, die sie verstohlen, sich nach allen Seiten mißtrauisch umblickend, aus den Taschen ihrer schmierigen Koftans hervorholten. Goldene Arm- und Fußspangen, Fingerringe von seltsamster Form, kleine silberne Niechfläschchen von kostbarer arabischer Arbeit, ebensolche Schleieragraffen, Stirn- und Halsbänder von kleineren Goldmünzen, große silberne Kleeblätter, die, einen grünen Stein einschließend, an der Brust befestigt werden, um den bösen Blick unschädlich zu machen, Amulette mit dem Siegel König Salomo's und hundert andere Dinge, die alle so uralt aussahen, daß man es vielleicht kaum unglaublich gefunden haben würde, wenn sie als eheinaliger Schmuck und Besiß

der berühmten Königin von Saba angepriesen worden wären.

An dem zu der Messah führenden gewölbten festen Thore wurden die Fremden von zwei bewaffneten Wächtern empfangen, die sie mit mißtrauischen Blicken betrachteten, und einen Moment später, so berichtet unser Gewährsmann, den wir jetzt selbst erzählen lassen, hatten sie das Innere der Judenstadt betreten.

„Die Veränderung der Scene war eine so überraschende und unvermittelte, daß wir hätten glauben können, mit einem Zauberschlage in ein ganz anderes Land versetzt zu sein. Aus der öden Stille und Unbeweglichkeit in dem arabischen Theile der Stadt sahen wir uns plötzlich in das dichteste Menschengewühl versetzt. An Stelle der braunen, in weiße Wolle gehüllten, langsam und majestätisch einhersehreitenden Nachkommen Ismael's, umringten uns hier die Söhne Sem's: schwächliche, in dunkle Kastaus eingewickelte Gestalten mit spitzigen Schultern, dünnen Hakennasen und leichenfahlen, von spärlichen, korkzieherartigen Locken umrahmten Gesichtern, deren listigspähende Augen sich — um ihre Demuth auszudrücken — nur von unten herauf nach dem Fremden richteten. Schlaufe, beinahe mädchenhaft, aber verschlagen aussehende Knaben, mit auffallend rothen Lippen, laufen neben unseren Maulthieren her, und in den zahllosen Kaufläden zu beiden Seiten der engen Gassen drängen sich, Kopf an Kopf, bunt gekleidete, unverschleierte, sehr weiße Frauen mit schmalen, schön geschwungenen Brauen, und brennenden, halb schüchternen, halb neugierigen Augen. In dem ganzen, für die Zahl der Bevölkerung viel zu kleinen Bezirk herrscht ein unbeschreibliches, widerwärtiges Gewimmel, und die fast beängstigende Wirkung desselben wird noch erhöht durch die pestilenzialischen, fauligen Gerüche, welche aus den Gassen, den Häusern und dem mit einer unergründlichen Schicht von

Unrath bedecktem Boden emporsteigen und dem Europäer geradezu den Athem verschelen.

Unweit des Thores empfing uns unser Gastfreund, ein mild und zugleich klug aussehender Mann in mittleren Jahren, der uns mit der ganzen besonnenen Unterwürfigkeit seines Stammes begrüßte. Seine Kleidung bestand, wie die aller seiner Glaubensgenossen, aus einem dunkelfarbigen, abgetragenen Talar, denn auch der reichste Jude gibt sich auf der Straße den Anschein der Armuth, und der Eingang zu seinem Hause stand mit seiner Erscheinung in keinerlei Widerspruch. Eine schmutzige Gasse, die wir, von unseren Maulthieren steigend, überspringen mußten, floß daran vorüber, die Thür war klein und niedrig, kaum aber hatten wir die Schwelle überschritten, als wir überrascht und beinahe geblendet von der uns plötzlich umgebenden orientalischen Pracht stehen blieben.

Ein von luftigen, reich verzierten Säulengängen umschlossener innerer Hof nahm uns auf. Der Fußboden desselben bestand aus buntem Marmorgetäfel. Auch der untere Theil der Mauern war etwa in Manneshöhe mit diesem schimmernden Gestein bedeckt und daran schloß sich nach oben hin jener Arabesken Schmuck von unnachahmlicher Schönheit und Grazie, der die Alhambra und die alten Paläste von Granada für alle Zeiten zum Gegenstand der Bewunderung macht. Dieselben, aus weißem Marmor gemeißelten, zuweilen leicht rosa oder blau angehauchten Spitzengewebe, dieselben sich immer wiederholenden und dabei doch so unendlich vielfältigen, nie monoton wirkenden Arabesken, die den Fremden dort, bedeckt vom Staube der Jahrhunderte, mit ehrfürchtigem Staunen erfüllen, standen hier in dem Hause des unscheinbaren Juden in frischem Glanze der Neuheit vor unseren entzückten Augen — als sprechender Beweis, daß die alte maurische

Kunft sich in allen ihren Traditionen unverändert lebendig erhalten hat bis auf den heutigen Tag.

Und ebenso überraschend und reich wie der Rahmen, war das Bild, welches er umschloß. Eine ganze Schaar prächtig gekleideter Frauen: Töchter, Schwiegetöchter und andere Verwandte des Hausherrn, empfing uns in dem herrlichen Hofe. Das ebenso reiche wie malerische Kostüm derselben bestand ohne Ausnahme aus einem einzigen goldgestickten und mit schweren Goldfransen besetzten Stück Sammet, das grazios um die Hüften geschlagen, rockartig fast bis auf den Fuß herabfiel und durch eine buntfarbige, schwere seidene Schärpe festgehalten wurde. Darüber kam ein Hemd aus weißem, ebenfalls golddurchwirktem Seidenstoffe unter einem goldgestickten offenen, sehr kurzen Jäckchen zum Vorschein. Arme und Ohren, sowie die Knöchel der strumpflosen, mit Sammpantöffelchen bekleideten Füße waren mit schweren goldenen Ringen geschmückt. Vervollständigt wurde dies Kostüm durch kleine helmartige Mützen von grellfarbigem, goldbrotschirtem Seidenstoff, unter denen wachsbleiche, junge, zum Theil noch ganz kindliche, mitunter sehr schöne Gesichter mit schwarzen, durch das Bemalen mit Antimonium unnatürlich vergrößerten Augen neugierig hervorblühten. Zu beiden Seiten dieser Haube fielen lange, blauschwarzen Rabenflügeln gleichende Scheitel herab, die wir anfänglich für das eigene Haar der jungen Damen hielten. Ein zweiter, schärferer Blick überzeugte uns jedoch, daß diese Scheitel aus glänzenden Seidenfäden bestanden, ein Zeichen, daß Alle, auch die Jüngsten, bereits verheirathet waren. Die Juden in diesem Theile des Orients pflegen ihre Söhne mit vierzehn, ihre Töchter mit neun oder zehn Jahren zu verheirathen, und die verheirathete Frau darf ihr meist sehr schönes Haar nicht mehr zeigen.

Alle reichten uns mit freundlichem Lächeln die Hände.

Die Wirthin, welche uns mit großer, der Würde indessen keineswegs entbehrender Zuborkommenheit empfing, war die einzige ältere Frau unter dieser Jugend und die am prächtigsten gekleidete. Ueber dem Kocke von karmoisinrothem Sammet trug sie ein himmelblaues Jäckchen, dessen Stoff und Farbe unter der erhabenen Goldstickerei fast verschwand, und ihre Ohrgehänge, sowie ihre Haube waren mit echten Perlen und Smaragden von der Größe einer Haselnuß besetzt.

Da wir in Marokko noch nie im Innern eines jüdischen Hauses gewesen waren, hatten wir Mühe, unser Erstaunen über die uns umgebende Pracht zu bemeistern, und unsere sichtliche Verblüffung erfüllte die Insassen mit nicht geringem Stolze. Das uns gebotene Mahl lehnten wir zwar ab, aber die Leute schienen so glücklich, uns bei sich zu sehen, daß wir nicht umhin konnten, eine Tasse Thee anzunehmen, und man führte uns dazu auf einer sehr schmalen steilen Treppe von bunter Marmormosaik in den ersten Stock.

Die ganze Familie folgte uns. Auch die männlichen, in der Mehrzahl ebenfalls noch sehr jugendlichen Glieder derselben schlossen sich uns an; aber diese jungen Isracliten, Söhne und Schwiegersöhne des Hauses, welche sich kaum von der übrigen Bevölkerung der Mellah unterschieden, sahen neben ihren glänzend geschmückten Ehehälften so unscheinbar und so wenig anmuthend aus, daß man der Gefahr, ihr Dasein völlig zu vergessen, willig nachgab.

Nachdem wir eine helle, mit vergoldeten Säulen und Bögen geschmückte Gallerie durchschritten, betraten wir das Theezimmer, ein im edelsten maurischen Styl gehaltenes Gemach, in dessen Mitte auf dem Fußboden das Theegeräth stand. Wir nahmen auf den ringsum liegenden Sammetkissen Platz, während die Familie sich, wie der Zufall es wollte, zu zwanglosen Gruppen vereinigte. Das Theegeshirr bestand aus zwei silbernen, sehr schön

gearbeiteten Santowars, eben solchen Kannen und mehreren großen silbernen Präsentirtbrettern mit kleinen Füßen, wahren Wundern arabischer Silber Schmiedekunst, auf welchen die Santowars, die Kannen und die in Silber gefaßten Trinktgläser Platz fanden. Der Thee war in der landesüblichen Weise bereitet, nach welcher man Zucker in großer Menge gleich mit dem Thee in der Kanne aufbrüht, glücklicherweise aber ohne die ebenfalls landesübliche Beimischung von Pfefferminzkraut, Kamillen oder Citronenmelisse. Man reichte Citronenscheiben herum, aber keine Milch. Auch das dem Europäer so etelhafte, selbst in den vornehmsten arabischen Häusern gebräuchliche Zurückschütten des in der Tasse oder dem Glase zurückgebliebenen Restes in die Kanne, aus welcher dann weiter eingeschenkt wird, fand hier nicht statt.

Kleine, wundervoll gezeichnete, fleckblattförmige, mit bunter Glasmosaik versehene Fenster erhellten den Raum. An den Wänden wiederholten sich dieselben Marmortäfelungen, und dieselben unvergleichlich feinen, in weißem Gestein ausgeführten, ewig wechselnden Spizennuster auf blauem, grünem oder goldenem Grunde, die wir schon in den Bogengängen des Hofes bewundert hatten. Die Decke des Raumes bestand aus kleinen, sternförmigen, nach gewissen geometrischen Regeln überaus kunstvoll geordneten, bunten Glaskuppeln von herrlichster Form und Farbenzusammensetzung. Blaue, gelbe, rothe Lichtstrahlen fielen von allen Seiten auf die glänzenden Kostüme der Frauen und den köstlichen Teppich, während vor uns in silbernen Rauchfässern balsamische indische Hölzer verbrannten und beinahe berausende Wohlgerüche verbreiteten.

Nachdem wir die drei Tassen Thee, welche der gute Ton dem Gaste vorschreibt, genossen und den in großen Schalen von japanischem Porzellan herumgereichten Süßigkeiten aller Art die gebührende Ehre angethan, wieder-

holte unsere Wirthin die Einladung, ihre Tischgäste zu sein, so dringend, daß wir endlich einwilligten, was die beiden jüngsten, etwa zehnjährigen Schwiegertöchter des Hauses veranlaßte, einige sehr kindliche FreudenSprünge zu machen. Die Gesichtsfarbe dieser kleinen Feen glich der Farbe weißer Rosen; „Liebeshäfchen“ aus schwarzer Seide krümmten sich über ihren winzigen Ohren; die schweren goldenen Reife um Arme und Fußknöchel, die sie noch als Erwachsene tragen sollten — stets Geschenke des Bräutigams — waren noch viel zu weit für ihre zarten Glieder und deshalb mit farbigen, seidnen Bändern befestigt.

In der weiteren Besichtigung des Hauses begaben wir uns zunächst auf hühnersteigenartigen Treppen nach den flachen Dächern, welche der Familie als Promenadenplätze dienen. Die Fußböden derselben waren so blendend weiß getüncht, daß man kaum wagte, sie zu betreten, aber man genießt von hier aus eine weite Aussicht über die Stadt, und die Familie schien auf dieses Bipselchen von Licht und Luft nicht wenig stolz zu sein. Noch naiver war ihr Stolz auf den Garten des Hauses — ein moderiges, zwischen hohen Mauern gelegenes, fünf bis sechs Meter im Geviert haltendes Winkelchen, in dem einige kränkliche Orangenbäume ihr Leben fristeten. Um die Illusion eines wirklichen Gartens hervorzubringen, hatte man die Mauern wie grüne Laubgänge bemalt.

Im Ganzen war das Haus in so reichem, rein maurischem Styl gehalten, daß man sich, wenn der Raum weniger beschränkt und nicht an allen Wänden Geseßes tafeln und Sprüche in hebräischer Schrift unter Glas und Rahmen angebracht gewesen wären, in dem Palaste eines vornehmen Arabers hätte glauben können.

Während unseres Rundganges war das Mahl fertig und in einem nach dem innern Hofe gelegenen kleinen

Saale aufgetragen worden. Die Ausschmückung desselben glich jener der übrigen Räume, nur mit dem Unterschiede, daß hier von der Decke, zwischen den kaleidoskopartig verschlungenen bunten Glasrosetten, kleine in weißem Marmor ausgeführte tropfsteinartige Gebilde wie winzige flimmernde Eiszapfen herabhingen, welche im brennenden Lichte der bunten Glasscheiben einen geradezu zauberhaften Eindruck hervorbrachten.

Der Tisch war aus Höflichkeit gegen die Gäste nach europäischer Sitte gedeckt und mit einem weißen Tuche belegt. Das Tafelgeschirr bestand aus goldgerändertem französischen Porzellan im Style des Kaiserreichs. Auch Tafelmusik hatte man uns bestellt und zwar zwei Sänger, eine Violine und ein Tambourin. Die Leute nahmen dicht vor unseren Füßen Platz und erfreuten uns, so lange wir freisten, mit einer im schnellsten Tempo ausgeführten wilden, nervenangreifenden Musik. Als strenggläubige Juden saßen unser Wirth und seine Familie nicht mit uns zu Tisch, aber die Hausfrau präsentirte uns, trotz der Perlen und Smaragden, die sie trug, eigenhändig jede Schüssel, und that dies mit großer Würde und eigenthümlichem Anstande.

Die Mahlzeit bestand aus wenigstens zwanzig Gerichten, deren zum Theil ganz unerkennbare Bestandtheile und stark parfümirte Saucen uns ein gewisses Mißtrauen einflößten. Die einfacheren Speisen jedoch: in Milch gekochter, stark gesüßter Kustuff*), Eierkuchen, in Oel gebackenes Geflügel, süße Kartoffeln, Fische und verschiedene aus Hammelfleisch hergestellte Gerichte waren vortreflich zubereitet. Ihnen folgten ganze Berge von süßem Gebäck, massenhafte fremdartige Konfituren — darunter eine besonders bemerkenswerthe aus Safran — frische und verzuickerte

*) Ein in Nordafrika sehr beliebtes, aus Maismehl mit Hammelfett, Hühnerbrühe und anderen Zuthaten hergestelltes Gericht.

Früchte. Dazu trank man drei verschiedene Sorten eines sehr guten alten Weines, den die Juden auf den die Stadt umgebenden Hügeln bauen.

Während die Musik zu unseren Füßen eintönig weiter raste und die aus den Rauchfässern aufsteigenden Wolken uns und unser Mahl in einen bläulichen Schleier hüllten, blickten wir hinaus in den blizenden, sonnenhellen Hof, wo die mit edlen Steinen beladenen Frauen der Familie in ihren goldschimmernden Gewändern, zu reizenden Gruppen vereinigt, plaudernd und lachend beisammen saßen oder Arm in Arm umhergingen — und als dann der Moment des Abschieds gekommen war und wir wieder in das abstoßende Getümmel der übelriechenden Gasse hinaustraten, da schien es uns fast, als erwachten wir aus einem Märchen- traume der ‚Tausend und eine Nacht‘, den wir da drinnen in dem Judenhause von Mekines geträumt hatten.“

Das Geschenk des Prometheus.

Kulturgeschichtliche Studie

von

E. Stracker.

(Nachdruck verboten.)

Als nach griechischer Sage Prometheus die Menschen aus Thon gebildet, und seine Freundin Athene ihnen den göttlichen Odem eingeblasen hatte, da krönte der Titanen- sohn sein Werk damit, daß er seinen Geschöpfen das Feuer vom Himmel holte und ihnen so die Möglichkeit eines höheren, menschenwürdigen Daseins schuf. Dies war freilich in den Augen des Göttervaters Zeus ein Frevel, und er ließ den Schuldigen an eine öde Wand

im Kaukasus schmieden, wo ihm ein Adler täglich an der Leber fraß, bis Herkules den Adler erschloß und den Prometheus befreite. Aber das Cyper hat seine Früchte getragen, die Menschen hat es von Stufe zu Stufe einer immer höheren Kultur entgegengeführt, und der sich für die Menschen geopfert Prometheus ist ein sagenberühmter Held geworden, dessen That zu feiern Dichter, Maler und Bildhauer Jahrtausende hindurch bis in die neueste Zeit wetteifern.

Eine spätere, minder sagengläubige Zeit erzählt, Prometheus habe das Feuer von der Insel Lemnos aus dem feuerpeienden Berge Mophelos geholt, oder er habe die Feuerhölzer oder den Brennspiegel erfunden, indem sie damit, wie die neuesten Untersuchungen über Feuerzeuge und Beleuchtung bei den Griechen und Römern von Doktor Planch und Professor Miller zeigen, nahezu vollständig die Arten der Feuererzeugung im Alterthum aufzählt.

Am schwierigsten erhielt man wohl mittelst der Feuerhölzer Feuer. Man nahm einen Bohrer aus Lorbeerholz und drehte ihn in einem Stück Ephenholz, das man wohl mit Schwefel oder Kohle bestreute, so lange, bis eine Flamme emporschlug. Das Geschäft war aber so mühsam, daß sich Mehrere dabei ablösen mußten. Kaum größer scheint die Fertigkeit der Alten in der Benutzung des Feuersteins gewesen zu sein, und die Anwendung der Brennspiegel aus Metall oder aus Glas ohne Quecksilberunterlage erheischte zum Mindesten viel Geduld, so daß die Erzählung, Archimedes, der syrakusaische Mathematiker, habe die Flotte der Römer mit Brennspiegeln in Brand gesteckt, unbedenklich in das Gebiet der Sage verwiesen werden darf.

Wenn also die Erzeugung des Feuers im Alterthum ihre Schwierigkeit hatte, so war es natürlich, daß man

in erster Linie bestrebt war, das Feuer auf dem Herde unausgeseht zu erhalten; das Feuerzeug kam, weil es unpraktisch war, erst in zweiter Linie in Betracht. Hieraus erklärt sich auch auf die einfachste und natürlichste Weise der Vestadienst. Wurde einmal die Göttin des häuslichen Herdes, des heiligen Feuers, als die segenspendende, jedem Hause unentbehrlichste Gottheit in jeder Stadt und in jedem Dorfe verehrt, so war es doch gewiß auch von großer praktischer Bedeutung, in jeder Gemeinde wenigstens einen Ort zu haben, wo man sicher war, Feuer zu finden und zu erhalten, um den erloschenen eigenen Herd wieder zu entzünden. Da nun das Feuer das Symbol der himmlischen, göttlichen Reinheit war, so durften nur reine Jungfrauen dem Vestadienste geweiht werden. Andererseits war das Vestafeuer ein Symbol des Glücks für Dorf, Stadt und Staat. Als im zweiten punischen Kriege Rom durch allerlei unheilbringende Vorzeichen geängstigt wurde, war doch das allerschlimmste das Erlöschen des ewigen Feuers im Tempel der Vesta, und die arme Vestalin, welche die Nachtwache hatte und das Feuer hatte ausgehen lassen, mußte, während sie sonst mit einer Prügelstrafe davongekommen wäre, unter diesen schwierigen Zeitläuften ihre Unachtsamkeit mit dem Tode büßen.

Ja, die Ehrfurcht der Römer vor dem Feuer ging so weit, daß sie nie eine Lampe verlöschten, sondern sie von selbst, ungeachtet des üblen Geruches, ausbrennen ließen. Uns ist das bei der Vervollkommnung unserer Feuerzeuge beinahe unverstänlich, und doch erinnert sich der Verfasser noch sehr wohl eines reichen Bauernhauses, das kein Armer unbeschenkt verließ, in dem es aber ständige Regel war, täglich nur ein Streichholz zu benutzen. Sparsamkeit konnte nicht der Grund sein, denn namentlich im Sommer ist es theurer, das Feuer den ganzen

Tag brennend zu erhalten, als den Herd Abends von Neuem anzuzünden; unpraktischer Sinn ebensowenig, denn warum sollen Menschen in dem einen Falle unpraktisch sein, deren praktischen Sinn man auf anderen Gebieten so oft zu bewundern Gelegenheit hat? Es scheint dies vielmehr eine jener Erinnerungen an den vormaligen Naturzustand zu sein, deren der aufmerksame Beobachter im Volksleben noch so manche findet.

Ist doch selbst die Sprache nichts Anderes, als solch' eine Erinnerung, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Feuer heißt im Griechischen *pyr*, im Plattdeutschen *fyr* (*p* und *f* werden beide mit der Lippe gesprochen und daher leicht vertauscht). Warum haben wir heute für Feuer dasselbe Wort, wie die Griechen vor zweitausend Jahren?

Diese Ehrfurcht vor dem Feuer legte es Jedem als heilige, ja religiöse Pflicht auf, dem Nachbar Feuer zu gewähren, so oft er darum bat. Versagung des Feuers war gleichbedeutend mit der Ausstoßung aus der Lebens- und Volksgemeinschaft. Licht gab man selbst den Bestatteten mit in's Grab, wenn sie wegen gebrochener Gelübde lebendig eingemauert wurden, und auch die Gefangenen erhielten Licht, wie aus einer Geschichte hervorgeht, die Demosthenes, der große griechische Redner und Schriftsteller, berichtet. Ein Injasse des Staatsgefängnisses zu Athen hatte einem Mitgefangenen eine Schuldverschreibung gestohlen, und in dem Streit, der darüber entstand, ihm die Nase abgebissen. Hierauf faßten die Sträflinge den Beschluß, weder Feuer, noch Licht, noch Speise, noch Trank von ihm anzunehmen, noch ihm solches zu reichen.

Noch einer zweiten charakteristischen Anekdote mag hier eine Stelle vergönnt sein. In einem Lustspiel des römischen Dichters Plautus tritt ein Geizhals, Euclio, auf. Dieser sucht, nach echter Geizhalse Art, zu ver-

hindern, daß Jemand sein Haus betritt. Da er aber nicht wagt, irgend Einem das Feuer zu versagen, so gibt er seiner Dienerin den Befehl, die Flamme auf dem Herde zu verlöschen. Gern wird sie nicht gehorcht haben, denn es mag oft genug vorgekommen sein, daß man lange herumgehen mußte, ehe man das Gewünschte erhielt.

Uebrigens hatte der geizige Euclio insofern mit seiner Vorsicht Recht, als das Feuerholen manchmal nur als ein Vorwand benutzt wurde, um in ein Haus einzudringen. So berichtet uns der Dichter Longus von einem verliebten Jüngling Daphnis, der seine Geliebte Chloë unter dem Vorwand, Feuer zu holen, besuchen will. Etwas Aehnliches kann man noch heutzutage am Niederrhein und wohl auch in anderen Gegenden Deutschlands auf dem Lande beobachten. Beabsichtigt ein Bursche um die Hand eines Mädchens bei den Eltern anzuhalten, so tritt er, meist Sonntags, bei ihnen ein und bittet um Feuer für seine Pfeife. Wer den Kinderschuh erwachsen ist, versteht diese Bildersprache; der Bursche wird, nachdem die Pfeife in Brand gesetzt ist, zum Sitzen eingeladen, und sehr oft wird der Fall im Familienrathe sofort abgewickelt, und der Feuer heischende Raucher verläßt das Haus als glücklicher Bräutigam.

Naturgemäß wurde im Alterthum, zumal in einsam stehenden Häusern, ganz besonders darauf geachtet, daß die Flamme auf dem Herde Nachts nicht verlösche. Dennoch war es auch hier, ja in den Vestatempeln selbst, der Erneuerung bedürftig, denn man glaubte, die himmlische Flamme würde durch den irdischen Gebrauch verunreinigt, und so war es in Rom Sitte, daß am 1. März, dem ursprünglichen Jahresanfang, sämmtliche Feuer ausgelöscht wurden. Dann wurde zunächst auf den Vestaaltären durch Reibhölzer oder Brennspiegel neues Feuer

entfacht, und von hier aus wurde es darauf in die häuslichen Feuerstätten getragen.

Diese Anschauung von der Heiligkeit und Reinheit des Feuers war uralt. So wurden in der Heroenzeit, also etwa zur Zeit der Zerstörung Troja's, die Selbstmörder nicht, wie es sonst allgemein Sitte war, verbrannt, sondern beerdigt, weil man durch Berührung mit denselben das heilige Feuer zu verunreinigen fürchtete. In der geschichtlichen Zeit der Griechen dagegen war es, was noch nicht allgemein bekannt sein dürfte, Sitte, die Todten zu begraben, doch kam daneben auch die Leichenverbrennung vor. Es ist uns eine Rede des Apollonius an die Athener aufbewahrt, in der er sie ermahnt, von der Verbrennung der Leichen abzulassen, weil dadurch das himmlische Feuer verunehrt würde. Und eine ähnliche Anschauung veranlaßt die heute freilich sehr zusammengeschmolzenen Parsen, welche der Religion des Zoroaster folgen, ihre Leichen auf hohen Thürmen niederzulegen und sie lieber den Geiern zum Raube zu lassen, als das heilige Feuer oder die Mutter Erde mit ihnen zu verunreinigen.

Demselben Gefühl, daß man es mit einer köstlichen Himmelsgabe zu thun habe, entsprang die Sitte, den Kolonisten, wenn sie auszogen, um eine neue Heimath zu gründen, von dem heiligen Feuer der Mutterstadt mitzugeben.

So mangelhaft und unentwickelt übrigens die Feuerzeuge waren, so unvollkommen war auch der Gebrauch des Feuers, namentlich also die Beleuchtung. In ältester Zeit mußte das Herdfeuer zugleich zur Beleuchtung dienen. Später waren lange Fackeln in Gebrauch. Man verwendete dazu Kienspäne, die ja auch noch heute in manchen Gegenden, z. B. im Schwarzwald, besonders in Schmieden, gebraucht werden, ferner trockene, mit Pech bestrichene

Reiser, in Harz, Pech oder Wachs getränkte und zusammengebundene Holzstäbe; die Römer hatten erst später Pechfackeln aus Werg und Wachsfackeln. Trug man sie, so steckte man sie in eine oben mit einer Schale versehene Metallhülse, damit das flüssige Pech nicht auf die Hand tropfte. Sonst waren an den Wänden Vorrichtungen angebracht, in denen man sie befestigte.

Eine ganz besonders prächtige Leuchteinrichtung besaß der sagenhafte Phäakentönig Minoos in Scheria in seinem Palaste. Es waren im Saale goldene Jünglinge aufgestellt, denen die Fackel in die Hand gesteckt werden konnte, und die so beim Mahle leuchteten. Und Virgil, der römische Dichter des Aeneasliedes, erzählt von der schönen Zauberin Circe, daß sie bei einer Fackel aus Cedernholz ein Gewebe gefertigt habe.

Neben den Fackeln werden auch freistehende Metallroste erwähnt, auf denen man mit trockenem Reisig ein Feuer schürte, das neben der Beleuchtung auch zur Erwärmung diente. Später kamen Lampen aus Thon, vereinzelt auch wohl aus Blei, Eisen, Silber, Gold, Glas oder Marmor auf. Sie hatten die allbekannte Gestalt von kleinen Schiffchen und besaßen zwei Oeffnungen, die eine für den Docht, die andere zum Eingießen des Oeles. Als Docht diente das Mark einer Binsenart, oder auch ein Strick, als Brennmaterial neben dem Del Naphtha. Der kaiserliche Verschwender Heliogabal brannte Balsam. Die Gestalt der Lampen war äußerst gefällig, und sie wurden von den kunstreichen Töpfern mit den zierlichsten Bildern geschmückt, die oft den Zweck andeuteten, dem die Lampen dienten. So hat man Lampen gefunden, die mit Bildern von Cirkuskämpfen geschmückt waren und ohne Zweifel zur Beleuchtung des Cirkus dienten.

Den Todten wurden Lampen mit in's Grab gegeben,

und den Gräberfunden entstammt die größte Mehrzahl der Tausende, die wir heute in unseren Museen bewahren. Doch so unvollkommen auch die Beleuchtung im ganzen Alterthum geblieben ist, und so wenig sich je ein Grieche oder Römer von der taghellen Beleuchtung unserer Wohnungen und Straßen hätte träumen lassen, Fortschritte hat sie doch auch im Alterthum gemacht. So sind aller Wahrscheinlichkeit nach in Italien die Kerzen erfunden worden, dies läßt sowohl ihr lateinischer Name als auch der Umstand, daß sie schon in der Kaiserzeit von Schriftstellern erwähnt werden, vermuthen. Sie wurden aus Wachs und für die Aermereu aus Talg gefertigt.

Uebrigens war eine gute und billige Beleuchtung auch lange nicht so Bedürfniß, wie heute. Die allgemeine Stunde des Aufstehens war und blieb die des Sonnenaufgangs, dem entsprechend legte man sich auch zeitig nieder, und die langen nordischen Winterabende kannte der glückliche Himmel Griechenlands und Italiens nicht. In den Schlafzimmern brannte man in älterer Zeit des Rauches wegen kein Licht, und nur wenn Kinder dort schliefen, wurde eine Ausnahme gemacht. Dazu kam, daß das Oel anfangs theuer war, denn im homerischen Zeitalter gab es in Griechenland noch keine Kultur des Oelbaums, der Olive, und auch noch später ging man, wie berichtet wird, mit dem Oel sparsam um. Gleich nach dem Auslöschten mußten wohl die Sklaven die Lampen wieder ganz füllen, damit man einen etwaigen Diebstahl am andern Morgen gleich entdecken und bestrafen konnte. In der römischen Kaiserzeit spannen die Mägde bei einer Oellampe Wolle, in früherer griechischer Zeit mußte aber wohl oft genug das winterliche Herdfeuer zur Beleuchtung genügen, und die Männer beschäftigten sich mit Schnitzen von Fackeln, während die Frauen webten oder Most auskochten, wobei sie das Ab-

schäumen mit Blättern statt der Schaumlöffel besorgten. Noch in einem Lustspiel des Aristophanes wird ein Unterschied gemacht zwischen Lampen, die viel und die wenig Oel brauchen, und die Lampen mit mehreren, ja bis zu zwanzig Dochten werden wohl nur in reichen Häusern und auch da nur bei Festlichkeiten in Anwendung gekommen sein.

Der studirende Gelehrte ließ sich natürlich auch damals nicht von den Kosten anfechten. Es werden Lehrer erwähnt, die ihren Unterricht gleich nach Mitternacht begannen. Jeder Knabe mußte dann seine Lampe selbst mitbringen, und manches Buch wird voll schwarzen Rußes geworden sein.

Selbstverständlich konnte auch eine andere Klasse von Arbeitern im Finstern, die der Bergleute nämlich, nicht ohne Licht auskommen. Diese pflegten ihre Lampen an der Stirn zu befestigen, wie denn auch heute wieder Grubenarbeiter und Feuerwehrlente die Trouvé'sche elektrische Sicherheitslampe am Kopf oder am Helm tragen.

Von Straßenbeleuchtung war im Alterthum natürlich so gut wie gar keine Rede, und so war bei jedem Ausgang im Dunkeln eine Fackel oder Laterne unentbehrlich. Die letztere war der heutigen, für die freilich fast nur noch auf dem Lande ein Bedürfniß vorhanden ist, ähnlich; das Glas wurde allerdings erst spät angewandt und durch Horn, Blase, in Oel getränkte Leinwand oder gelochtes Blech nur unvollkommen ersetzt. Auch war die Konstruktion selbstverständlich nicht so praktisch, und die alten Laternen müssen namentlich recht gequalmt und gerußt haben. Die Erfindung des hohlen Dochtes und des Glaszylinders, die uns heute bei unseren Petroleumlampen eine rauchfreie Flamme sichert, hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf sich warten lassen. Ueberhaupt konnte vor einer gründlichen Verbesserung der

Beleuchtungsapparate an eine genügende Straßenbeleuchtung nicht gedacht werden.

Im Alterthum kamen bei nächtlichen Gängen und Reisen, die besonders während der heißen Jahreszeit beliebt waren, meist Fackelträger in Anwendung. Gewöhnlich fand die Hauptmahlzeit der Alten nach 4 Uhr statt. Nach einem festlichen Gastmahl aber, das bis tief in die Nacht hinein ausgedehnt wurde, ließen sich die Gäste durch Fackelträger nach Hause geleiten. Die eigentliche Nachtschwärmerci begann aber erst bei dem allgemeinen Sittenverfall in der Kaiserzeit Mode zu werden, wo man mehr bei Nacht, als am Tage lebte, und damit ging natürlich ein größerer Luxus der Beleuchtung Hand in Hand. So stellte Kleopatra nach einem prächtigen Gastmahl, das sie dem Antonius zu Ehren gab, jedem Gast äthiopische Sklaven mit Fackeln zur Verfügung. Verdienten Staatsmännern und Würdenträgern gewährte man ein solches Fackelgeleit als Ehrenbezeugung. Und das Volk wußte diese Sitte auch wohl zu einer Ovation zu gestalten, die es seinen Lieblingen gern darbrachte. Als z. B. Cicero, nachdem er durch die Entdeckung der catilinarischen Verschwörung den Staat gerettet hatte, Abends über den Markt nach Hause ging, waren die Straßen tageshell beleuchtet. Man stellte sich, um ihn zu ehren, mit Fackeln und Lampen an die Thüren, und die Frauen leuchteten von den Dächern herab. Und welch' großartigen Eindruck mußte es machen, wenn dem Cäsar in einem Triumphzug eine Schaar fackeltragender Elephanten vorausging! Man sieht, unsere Fackelzüge sind keine Erfindung der Neuzeit.

Ueberhaupt aber ging man in der Dunkelheit nicht gerne ohne Licht aus, zumal später, wo etwa ein Nero sich Nachts verkleidet in Rom umhertrieb und allerlei groben Unfug verübte, wobei er in nicht wenigen jungen

Wüstlingen gelehrige Schüler und Nachahmer fand. Auch gab es in großen Städten Abends aufregende Neuigkeiten genug, die Neugierige auf die Straße lockten.

In den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt hat man übrigens mit der Straßenbeleuchtung kleine Anfänge gemacht, sie sind aber in den Stürmen, denen die gesammte alte Welt erlag, mit zu Grunde gegangen. So muß Konstantinopel im 6. Jahrhundert Straßenbeleuchtung gehabt haben, denn Procopius erzählt, der Kaiser Justinian habe die städtischen Kassen zu anderen Zwecken so sehr in Anspruch genommen, daß für Besoldung der Aerzte und Lehrer, sowie für öffentliche Beleuchtung nichts übrig geblieben sei. Und der Kirchenvater Hieronymus berichtet von einer Disputation zwischen einem Rechtgläubigen und einem Ketzer auf einer Straße zu Antiochia, die so lange gedauert, bis man die Straßenlaternen angezündet habe.

Größere Beleuchtungen kamen natürlich bei festlichen Gelegenheiten vor. So fanden im Alterthum die Begräbnisse und Trauerfeierlichkeiten Nachts statt und konnten naturgemäß nicht ohne Fackeln und Laternen vor sich gehen. Am Abend vor dem Hochzeitstage, sowie am Geburtstagsmorgen vor Sonnenaufgang wurden die Thüren der Gefeierten bekränzt und illuminirt. Ferner war es stehende Sitte, daß am Abend nach der Hochzeit die Braut mit Fackelzug feierlich aus dem Elternhause in das Haus des Chemanues geleitet wurde.

Sogar die Kerzen unseres Weihnachtsbaumes haben im Alterthum ihr Vorbild in dem Fest der Saturnalien, das man am Frühlingsanfang zur Feier des neu erstehenden Lichtes feierte. Man erfreute sich durch allerlei Geschenke, besonders durch Wachskerzen, und am Vorabende eilte Alt und Jung mit brennenden Wachsfackeln jubelnd auf die Straße. Aber auch sonst waren festliche

Illuminationen nicht selten. Als Antonius sich auf seiner Hochzeitsreise mit Kleopatra in Athen befand, war die ganze Stadt erleuchtet.

Der Prätor Sejanus ließ im Jahre 32 seinen Gästen, die er in das Theater geladen hatte, zu Ehren des kahlköpfigen Kaisers Tiberius nach Schluß der Vorstellung durch 5000 kahlgeschorene Sklaven mit Fackeln nach Hause leuchten. Eine schreckliche Berühmtheit haben die graufigen Illuminationen in den Gärten Nero's erlangt, in denen er Christen mit Pech bestreichen und als Fackeln leuchten ließ. Und während der tausendjährigen Jubelfeier der Stadt Rom im Jahre 248 sollen sich nach dem Berichte der Chronisten die Römer drei Nächte lang nicht zu Bett gelegt haben, so daß man sich von dem Lichterglanz, der in der Stadt herrschte, einen Begriff machen kann.

Von überaus großer Wichtigkeit aber, und damit kehren wir zu dem praktischen Ernst des Lebens zurück, war Feuer und Licht in Kriegszeiten. Schon im trojanischen Kriege leisteten Feuersignale die größten Dienste. Als die griechische Flotte zum Schein abgesegelt war und sich hinter der Insel Tenedos verborgen hatte, und als dann das hölzerne Pferd in die Stadt geschafft war, meldete Helena dies den Stammesgenossen, indem sie vom höchsten Thurme der Burg eine Fackel schwenkte. Die Trojaner aber wiegte sie durch ein Fest in Sorglosigkeit ein. Und als dann die Flotte unter dem Schutze der Nacht die Gestade von Ilion wieder erreicht hatte, steckte das Admiralschiff eine Fackel aus, und auf dies Zeichen öffnete der schlane Sinon den Bauch des hölzernen Rosses, und heraus stiegen die Griechenhelden, um im Verein mit den eben gelandeten Genossen Tod und Verderben über die nichts ahnenden Trojaner zu bringen. Und als endlich Troja gefallen war, gab Agamemnon

seiner Gemahlin Klytämnestra das versprochene gewaltige Feuerzeichen. Er ließ auf dem Gipfel des Berges Ida einen mächtigen Holzstoß anzünden, auf anderen, vorher dazu bestimmten Berggipfeln antworteten die Flammezeichen und trugen die Siegesbotschaft weiter bis in die Königshalle zu Argos, wo der Plan zu dem schmachvollen Nntergang des herrlichen Helden bereits geschmiedet wurde.

In sinnreicher Weise verwertete der geniale Alkibiades bei der Belagerung Athens durch die Lakedämonier diese Feuer-telegraphie. Er gab nämlich den Posten, um ihrer Wachsamkeit sicher zu sein, den Befehl, dreimal die Leuchte zu schwenken, sobald er dasselbe Zeichen Nachts von der Akropolis, der Burg von Athen, gegeben habe: wer nicht antworte, solle bestraft werden, als ob er den Posten verlassen habe.

Einen ähnlich erfinderischen Geist bewies die Sklavin Philotis in dem Kampfe, den die Römer gegen die Latiner führten. Sie gab den Römern mit der Fackel ein Zeichen, den Latinern aber wußte sie durch ein vorgehaltenes Tuch den Lichtschein zu verbergen.

Im Ganzen aber war diese Art, Signale zu geben, sehr unvollkommen. Man konnte zwar vereinbaren, daß ruhig emporgehaltene Fackeln die Ankunft von Freunden, geschwenkte dagegen einen feindlichen Angriff bedeuteten, aber sonst nicht viel mehr. Sehr geschickt war auch eine Kriegslist der Karthager erdacht, als sie auf Sicilien Krieg führten. Sie hatten sich zwei genau übereinstimmende Wasseruhren aufertigen lassen. Rund um dieselbe gingen ebenso genau übereinstimmende Kreise, auf denen verschiedene Nachrichten standen. Wollte man nun eine Nachricht geben, so schwenkte man am sicilischen Ufer die Fackel und setzte hier wie am afrikanischen Ufer die Wasseruhr durch Umdrehung in Bewegung. Hatte nun der Wasser-

spiegel in der Uhr den Kreis erreicht, auf dem die gewünschte Botschaft stand, so erhob man in Sicilien zum zweiten Male die Fackel, und in Afrika las man auf demselben Kreis etwa ab: sendet Geld, oder: sendet Kriegsmaschinen, oder: sendet Fußvolk u. s. w. Hatte man aber solche Verabredungen nicht bis auf's Genaueste getroffen, so blieb alles Fackelschwingen werthlos und unverständlich.

Aber auch sonst leistete das Feuer im Kriege schätzbare Dienste. Ohne Zweifel hatte eine Fackelbeleuchtung auf Märschen ihre Vortheile. Auch mochte es in Kriegsläufen oder während eines Aufruhrs gerathen sein, Befehl zur Beleuchtung der Häuser und Straßen zu geben. Eine hübsch erdachte Kriegslist wird von Aristides von Clea erzählt. Einst segelte er mit der atheniischen Flotte gegen einen Feind, dieser aber machte Miene, ihn mit einer entschiedenen Uebermacht anzugreifen, und Aristides mußte zurückfahren. Mit Einbruch der Nacht befahl er, die Leuchten anzusteken, und der verfolgende Feind konnte über die einzuschlagende Richtung nicht im Unklaren sein. Dann aber ließ er die Leuchten anlöscheln und andere auf Korkstücken in's Meer setzen und forttreiben. Er konnte nun ungestört seinen Weg fortsetzen, während der getäuschte Verfolger den schwimmenden Lichtern nachsetzte.

Uebersaus wichtig war endlich noch die Anwendung des Feuers bei den Leuchttürmen. Der berühmteste Leuchtturm im Alterthum, der auch zu den sieben Weltwundern gerechnet wurde, war derjenige auf der Insel Pharos, der den Hafen von Alexandria beleuchtete und die Schiffer auf die gefährlichen Untiefen aufmerksam machte. Er war im 3. Jahrhundert vor Christi erbaut, soll eine Höhe von 547 Fuß gehabt und 41 Meilen weit das Meer erleuchtet, allerdings auch 800 Talente

(28 Millionen Mark) gekostet haben. Jetzt ist keine Spur mehr von ihm vorhanden.

Bei diesem gewaltigen Bauwerk schließen wir unsere Betrachtung. Es ist nicht das einzige Riesenwerk, mit dem die beiden untergegangenen Völker, die Griechen, das Volk der Kunst und Wissenschaft, und die Römer, das Volk der Staatskunst, uns Bewunderung abzwingen. Ihr Hauptwerk, durch das sie die Lehrmeister aller nachgeborenen Geschlechter, soweit sie auf Bildung und Sitte Anspruch machen, geworden sind, ist ihr Leben selbst und die Art, wie sie es aufgefaßt und sich mit ihm abgefunden haben, und ein großer und berühmter Kenner des Alterthums hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man sie nicht bloß bei ihren in's Auge fallenden Großthaten, sondern auch in ihrem täglichen Leben beobachten müsse, um sie ganz kennen zu lernen. Schlichte Einfachheit und vielleicht gerade darum Größe ist das Gepräge desselben. Die gewaltigsten, zum Theil heute noch unübertroffenen Aufgaben auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft wie der Staatskunst haben sie mit spielender Leichtigkeit gelöst. Uns, und zwar zum großen Theil den Völkern des 19. Jahrhunderts, haben sie die Vervollkommnung der technischen Künste und Fertigkeiten überlassen, so namentlich auch die Auszubildung der Beleuchtung. Sie durften es unbeschadet ihres Ruhmes, denn wahrlich, hell genug strahlt bis in unsere Zeit das geistige Licht, das von ihnen ausgeht, dessen belebender Kraft Keiner entzathen konnte, der irgend nach ihnen ein großer Mensch und ein Wohlthäter der Menschheit geworden ist.

Bestrafte Küsse.

„Kriminalistische“ Skizze.

Von

Hugo Sternberg.

(Nachdruck verboten.)

Wie in weitesten Kreisen bekannt sein dürfte, ist ein Kuß nicht nur ein „schnuckrig Ding“, sondern auch süß, ja, nach Schiller, unter Umständen „paradiesisch Fühlen“, und kein Wunder daher, daß die Männerwelt so gerne küßt, und wo sie diesfalls kein willfähiges Objekt findet, zur offenen Gewalt ihre Zuflucht nimmt. Man nennt dergleichen Raub und Diebstahl, allein im Grund ist es, wie ein Jurist meint, bloß ein „Preß“vergehen, das zudem nur sehr selten unter Anklage gestellt wird.

Am häufigsten geschieht dies in England und Amerika. In letzterem Lande, und zwar im Staate Massachusetts, ist das Küßen auf offener Straße sogar behördlich untersagt, und erst jüngst wurde ein junges Ehepaar, das sich nach längerer Trennung auf der Straße getroffen und mit Küßen begrüßt hatte, vom Friedensrichter mit einer empfindlichen Geldbuße belegt.

Von Rechtswegen hätte es sogar gehängt werden können, denn nach der alten, aus der Puritanerzeit stammenden, bisher nicht widerrufenen Verordnung, nach welcher der Friedensrichter vorging, ist das Küßen auf offener Straße ein todeswürdiges Verbrechen. Freilich fühlten die Richter stets ein menschliches Mühren und ließen das Leben der

Rußverbrecher unangetastet, allein jener Schiffskapitän, der, von langer Fahrt heimkehrend, in der Freude des Wiedersehens seine Frau an einem Sonntage öffentlich geküßt hatte, wurde in Boston vor zweihundert Jahren wirklich wegen „Sabbathshändung“ aufgeküßt.

Auch in Kanada war und ist man recht strenge gegen diejenigen, die sich öffentlich küssen. So machte kürzlich ein junger Engländer mit seiner Braut, der Tochter einer angesehenen Familie, einen Spaziergang in den städtischen Park von Montreal. Die Liebenden setzten sich an einem lauschigen Plätzchen auf eine Bank und im Laufe des Gespräches küßten sie sich auch. Da plötzlich erschien ein Polizist und verhaftete sie trotz lebhaften Protestes wegen unanständigen Betragens. Hierauf wurden sie auf die Polizeistation gebracht und erst nach mehreren Stunden durch Vermittelung von Freunden befreit. Damit war die Geschichte jedoch nicht zu Ende, sondern am anderen Tage forderte sie auch noch der Richter vor und verurtheilte sie zu fünfundzwanzig Dollars Geldbuße.

Nun, ganz in der Ordnung ist das öffentliche Küssen sicher nicht, allein außerhalb Massachusetts' und Kanada's pflegt die Strafbarkeit des öffentlichen, sowie nicht minder des heimlichen Küßens in der Regel erst dann einzutreten, wenn eine der an diesem mündlichen Verfahren beteiligten Personen zu dessen Duldung gezwungen ward.

Und dies ist nicht selten, mitunter sogar unter erschwerenden Umständen der Fall. Ein junger Sportsman in St. Louis z. B. verfiel seit einiger Zeit der Versuchung, junge Mädchen, denen er in abgelegenen Straßen begegnete, plötzlich mit Küßen bis zur Ohnmacht zu überschütten. Darnach sprang er jedesmal auf den Kutschbock seines Wagens und fuhr davon. Aber so schnell er auch war, der Polizei entging er doch nicht. Er wurde verhaftet und auf drei Jahre in's Buzthaus gesteckt. Die

Strafe fiel deshalb so hoch aus, weil seine Küsse von den Geschworenen als schamlose öffentliche Gewaltthaten betrachtet worden waren. Trotzdem verlegte sich ein New-Yorker Kojelenter auf denselben Sport und begann, um mehr Erfolge zu haben, bei Mädchen sehr zarten Alters. Sein Unternehmen sollte ihm aber sehr schlecht bekommen, denn nicht nur, daß er von Angehörigen der Kinder wiederholt abgefaßt und weiblich durchgeprügelt wurde — er kam auch schließlich, als eines der überfallenen Mädchen in Krämpfe verfiel und auf der Gasse starb, vor Gericht, welches ihn wegen „Todtschlages durch Küsse“ zu einer zehnjährigen Zuchthausstrafe verurtheilte.

Glimpflich kam ein Herr Thomson aus Chicago davon. Freilich war er aber auch nur beschuldigt, der Frau seines Freundes einen Kuß unter einer listigen Vorspiegelung entlockt, also einen Betrug begangen zu haben. Der Fall war folgender: Thomson bat die in Rede stehende Dame einmal um einen Kuß. „Nie,“ antwortete sie, wurde aber doch nicht beleidigt. — „Um keinen Preis?“ fragte Thomson und sah sie erwartungsvoll an. Als echte Amerikanerin wurde sie bei dem Worte „Preis“ sehr aufmerksam, bedachte sich und sagte dann: „Nun wohl, ich will gerne einer Wohlthätigkeitsanstalt etwas schenken. Ein Kuß von mir kostet fünfhundert Dollars.“ — „Gut,“ versetzte Thomson und ging, um das Geld zu holen. Nach einer Weile war er wieder da, gab ihr das Geld und erhielt den vereinbarten Kuß.

Eine Stunde später finden wir ihn bei dem Manne der Schönen. „Ein Wort,“ sagte er, „für die fünfhundert Dollars, die ich vorhin von Dir lieb, fand ich keine Verwendung. Beim Vorüberfahren überlieferte ich sie Deiner Frau. Vielen Dank.“ Und weg war er.

Abends kam der Ghemann nach Hause. Seine Frau empfing ihn mit freudestrahlendem Gesicht. Sie wollte

ihm die Geschichte mit Thomson erzählen und seinen Rath betreffs Verwendung der fünfhundert Dollars einholen. Allein indem sie ihm den Rock ausziehen half, sagte er: „Thomson hat Dir ja fünfhundert Dollars gebracht. Er lieb sie heute von mir, aber eine Stunde später kam er zurück und sagte, daß er sie nicht brauche und sie deshalb Dir gegeben habe.“

Voll Erbitterung schenkte die Frau ihrem Mann jetzt reinen Wein ein, worauf sofort beschlossen wurde, an Thomson ein Exempel zu statuiren. Er wurde dem auch verklagt und mußte nicht nur die für den Kuß vereinbarten fünfhundert Dollars, sondern auch weitere tausend als Buße seiner besonderen Schlaueit in Kußsachen erlegen.

In England wäre ihm dies wahrscheinlich nicht passiert, vielmehr hätte sich dort seine Voraussehung, daß die Frau über die Kußgeschichte schweigen werde, glänzend erfüllt. Denn wie genau es die englischen Ehemänner mit dem Küffen ihrer Frauen nehmen, ist erst kürzlich wieder offenbar geworden.

Auf dem Landgute des Lord McCott wurde nämlich eine große Jagd veranstaltet. Als dieselbe vorüber war, sagte die junge schöne Gemahlin des Hausherrn: „Mein Mann liebt die Wettrennen, wir wollen eines veranstalten, und Derjenige, der zuerst am Ziele ist, bekommt von mir einen Kuß als Siegespreis.“ Die Herren stellten sich, angeeifert durch den Lohn, in Positur, Mylady klatschte in die Hände und fort ging es. Zehn Minuten später kam ein Vetter der schönen Frau, um sich den Preis zu holen. Wohlgemuth löste die Lady ihr Versprechen ein, und Niemand merkte, daß Lord McCott mittlerweile verschwunden war. Groß war daher das Erstaunen Aller, als ein Diener meldete, Seine Herrlichkeit sei dringender Geschäfte wegen nach London gereist. Von dort erhielt die Dame bald ein Telegramm eines Advokaten zugestellt,

worin zu lesen stand, ihr Gatte wolle nicht mehr mit ihr leben, denn ein Lord Mott mache sich nichts daraus, beim Rennen hunderttausend Pfund Sterling zu verlieren, aber ein Kuß seiner Gattin sei ein Verlust, den er nicht verichmerzen könne.

Noch strenger dachte einer der Herzoge von Somerset. Er hielt die Frau überhaupt nicht für berechtigt, ihren Mann zu küssen. Und als ihn dessenungeachtet seine zweite Frau, deren Herkunft nicht ganz so vornehm war, als die der verstorbenen Herzogin, eines Tages während der Flitterwochen umarmte und auf den Mund küßte, da löste er sich indignirt aus ihren Armen. „Madame,“ sagte er dabei, „meine erste Gattin war eine geborene Percy, aber eine solche Freiheit hat sie sich mir gegenüber trotzdem niemals gestattet.“

Die Engländerinnen müssen also in Kußsachen sehr vorsichtig sein. Dasselbe gilt von den Engländern, denn ganz abgesehen davon, daß bei ihnen ein gestohlener Kuß unter Umständen ebensoviel kosten kann, wie ein gebrochenes Eheversprechen, kann sogar ein Kußhändchen mit dem Strafgerichte in Berührung bringen.

Unter Anderem weiß auch der Ingenieur Montague Davis in London, ein sehr gut gestellter Mann im schönen Alter von sechsunddreißig Jahren, davon zu erzählen. Vor Kurzem bemerkte er, daß bei dem ihm gegenüber wohnenden Ehepaare Edwards ein junges Mädchen am Fenster stehe. Dies war Herrn Montague Davis etwas Ungewohntes; er hatte bis dahin stets nur die beiden alten Leute bemerkt; das reizende Kind war eine Enkeltochter, Miß Laura Edwards, die aus dem Institute zum Besuche erschienen. In seinem Entzücken über das bildschöne Mädchen vergaß sich der Ingenieur so weit, ein Kußhändchen hinüber zu werfen. Als bald aber bereute er seine Handlung und schrieb an Mr. Edwards: „Ich habe eine Dummheit ge-

macht; erlauben Sie, daß ich komme und Sie um Verzeihung bitte." Das Auerbieten ward jedoch mit Entrüstung zurückgewiesen, das Kußhändchen als Ehrenbeleidigung gerichtlich belangt, und der Ingenieur zu einem Pfund Sterling Strafe verurtheilt.

Ganz natürlich daher, daß der Metzgergehilfe George Winch in Sydney, Neu-Südwaales, einen wirklich geraubten Kuß mit fünfzig Pfund Sterling (zweitausend Mark) büßen mußte. Anfangs erklärte er, diese Summe nicht aufbringen zu können, allein schon nach wenigen Tagen erschien er beim Polizeirichter mit dem Gelde und gab an, der Kußdiebstahl habe ihn zum reichen Manne gemacht. Und dem war auch so. Die Journale hatten sich nämlich mit seinem Falle beschäftigt, und ein solcher Artikel war auch einem Notar in Sydney zu Gesicht gekommen, der vor neunzehn Jahren zum Sachwalter eines Vermögens von zwanzigtausend Pfund Sterling ernannt worden war, das von einem Verwandten diesem George Winch hinterlassen wurde. Trotz aller Nachforschungen ließ sich der Erbe nicht aufreiben und wäre höchst wahrscheinlich nie entdeckt worden, wenn er nicht die bei Verkäufern keineswegs seltene Gewohnheit gehabt hätte, hübschen Kundinnen ein Küßchen zu rauben.

Dergleichen hat übrigens auch für die Beraubten seine Gefahren. Wenigstens wurde bereits einem Mädchen mittelst einer Schreibfeder, welche ein lustiger Kommiss hinter dem Ohre hatte, als er seine Lippen auf die der Schönen drückte, ein Auge angestochen. Dieser Vorfall, welcher eine gerichtliche Anklage und Verurtheilung wegen fahrlässiger Körperverletzung zur Folge hatte, sollte „betheiligten Kreisen“ zur Warnung dienen, wie denn auch nachfolgende Geschichte beweist, wohin ein Kußraub führen kann.

Ein junger Mann, Jurist, der Sohn einer achtbaren, angesehenen Wiener Familie, war auf der Station Gun-

tersdorf der Wiener Nordwestbahn Betriebsaspirant. Eines schönen Tages kam die achtzehnjährige Tochter eines Wirthschaftsbesizers in das Amtszimmer des Stationsvorstandes, in welchem der Aspirant allein anwesend war, um im Auftrage ihres Vaters um eine Auskunst zu bitten, während eine das Mädchen begleitende junge Dame vor dem Bureau verblieb, um auf die Rückkunft der Freundin zu warten. Der Eisenbahnaspirant, verleitet von der hübschen Erscheinung der Fragestellerin und im Uebermuth einer rofigen Laune, küßte das junge Mädchen, welches, wenn auch mit einigem Widerstreben, diese Zärtlichkeit des jungen Mannes duldete. Wenige Tage darauf erstattete der Vater die Anzeige von dem Vorfalle, der von dem Fräulein ausgeplaudert worden war, an die Direktion, und die Folge davon war, daß der verliebte Beamte entlassen wurde. Doch nicht genug damit; der Vater erstattete auch eine weitere Anzeige beim Kreisgerichte, welches die Anklage wegen Einschränkung der persönlichen Freiheit erhob. Zu der Verhandlung waren sowohl die Freundin, als auch das Mädchen und der Vorgesetzte des Angeklagten vorgeladen. Dieser, welcher sich selbst vertheidigte, führte aus, daß das Mädchen durchaus nicht in seiner Freiheit beschränkt gewesen sei und in jedem Momente das Bureau hätte verlassen können, und daß dasselbe seiner Zärtlichkeit keinen Widerstand entgegengesetzt habe. Die Verhandlung endete nun allerdings mit einem Freispruche des Angeklagten, allein seine Stelle hatte er doch verloren und Aufregung und Angst genug gehabt.

Recht theuer kamen auch die Küsse zu stehen, welche der St. Petersburger Kommiss Sfatownin einer jungen Dame raubte. Es war auf einer Maskerade im Klub der Handlungsdiener. Eine maskirte Dame, die jedoch nach Kräften ihr Inognito zu wahren suchte, interessirte ihn im höchsten Grade, zumal er fest überzeugt war, daß

sie sehr schön sein müsse. Er unterhielt sich längere Zeit mit ihr, bewirthete sie mit Champagner, flehte um ein Stelldichein, wurde aber kühl abgewiesen. Betrübt verließ Sfatownin den Klub und trat auf die Straße hinaus, wo er plötzlich eine weibliche Gestalt vor sich sah, in der er die Maske zu erkennen glaubte. „Ah, wie bezaubernd Sie sind!“ rief Sfatownin, auf die Dame zutretend. — „Meinen Sie mich?“ fragte diese. — „Erlauben Sie mir, Ihnen einen Kuß zu geben!“ Bei diesen Worten umarmte Sfatownin die Dame. — „Aber nur einen!“ sprach sie ängstlich. — Das wurde denn auch von Sfatownin gewissenhaft ausgeführt, doch war er mit dem einen Kuß nicht zufrieden. „So lasse ich Sie nicht los!“ rief er und küßte so lange weiter, bis die Dame um Hilfe rief. Die Wache kam, Sfatownin wurde auf die Polizei gebracht, und mußte später vor dem Friedensrichter des 13. Bezirkes erscheinen, wo auch die Klägerin, ein Fräulein B., sich einfand.

„An der ganzen Geschichte ist nur Fräulein B. schuld!“ erklärte Sfatownin; „ich bin darin komisch, daß ich gleich mehrere Küsse haben muß, wenn ich erst einen erhalten habe!“ —

„Wer hat Ihnen das Recht gegeben, Damen auf der Straße anzuhalten und zu küssen?“ wandte sich der Richter an den Angeklagten.

„Sie hat mir ja doch selbst gestattet, sie einmal zu küssen!“ entgegnete dieser.

„Darin haben Sie allerdings Recht!“ fuhr der Richter fort. „Fräulein B., warum erlaubten Sie ihm, Sie einmal zu küssen?“

„Ich that es aus Angst, um einen Skandal zu vermeiden! Ich fürchtete, er könne thätlich gegen mich werden, wenn ich mich weigerte.“

„Sie waren im Klub?“

„Versteht sich! Ich habe ein halbes Duzend Flaschen Champagner bezahlt!“ rief Sjakownin dazwischen.

„Ich weiß nicht einmal, was ein Klub ist!“ versetzte die Klägerin. „Ich ging nach Medicin in die Apotheke; hier sind auch die Rezepte!“

„Da hat Ihre Rußwuth doch Alles verschuldet!“ bemerkte der Richter und verurtheilte Sjakownin zu sieben Tagen Arrest.

Ueberhaupt wird Rußraub in vielen Ländern nicht mit Geld-, sondern mit Haftstrafen belegt, wobei die höchste bisher bekannt gewordene Strafe — drei Monate Gefängniß — einen Berliner Zahntechniker erlitt, weil er eine junge Dame, welche sich bei ihm die Zähne füllen ließ, nach beendeter Operation küßte. Die Verhandlung fand, wohl mit Rücksicht auf die betreffende, den gebildeten Ständen angehörige Dame, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Bei der Urtheilsverkündung wurde hervorgehoben, daß sich das erkannte hohe Strafmaß durch den an den Tag gelegten groben Vertrauensbruch des Angeklagten rechtfertige.

Jedoch ist die Bestimmung der durch einen geraubten Kuß begangenen Rechtsverletzung eine sehr verschiedenartige. In Spanien z. B. sind die Juristen darüber einig, daß selbst ein auf offener Straße geraubter Kuß wohl ein unanständiges, keineswegs aber ein gerichtlich strafbares Benehmen sei. Ein ähnliches Urtheil wurde in Oesterreich gefällt und damit dem ziemlich alten Streite, ob ein öffentlich gestohlener Kuß unter allen Umständen als Uebertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit, oder bloß als Ehrenbeleidigung leichteren Grades polizeilich zu ahnden sei, ein Ende gemacht. Und zwar um so mehr, als auch in Gotha die bei der Strafkammer des Schöffengerichtes eingebrachte Klage eines Rentners, daß er von einer Gasthauskellnerin wieder seinen Willen auf die Waage

gefüßt worden sei, bloß dem Injurienrichter übermittelt wurde.

Alles in Allem wird sich also der Fußraub und -Diebstahl in Europa von nun an — wenn nicht besonders erschwerende Umstände vorliegen — als eine Rechtsverletzung leichterer Natur darstellen, welche, wie ein Richter meinte, am besten der Aburtheilung Seitens der Damen überlassen bliebe. Sie bestrafen dergleichen ja schon seit jeher und an Jedermann. So gab ein Küchenmädchen dem Kaiser Karl V., dem Herrscher, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, eine derbe Ohrfeige, als er sie in der Weinlaune umsing, um sie zu küssen; und Aehnliches soll Karl XII. von Schweden Seitens eines Hoffräuleins widerfahren sein und dessen unüberwindlichen Weiberhaß verschuldet haben.

Und so mag es Millionen ergangen sein, denn der Backenstreich, die Ohrfeige oder Maulschelle, als Strafe für geraubte Kusse, ist über die ganze Welt verbreitet. Doch nur in Alabama muß er — der Backenstreich nämlich — von jedem Mädchen, das etwas auf sich hält, mit den Worten: „Ich denke, jetzt ist die Reihe an mir,“ gegeben werden, und so derb sein, daß ihn der Betroffene in acht Tagen nicht vergißt.

Mancher denkt übrigens auch noch länger an die Ohrfeige von schöner Hand, und zu diesen gehört ohne Zweifel ein junger Mann aus Offenbach, der in toller Karnevals-laune auf ein Mädchen zuging und ihr einen Kuß geben wollte. Die Schöne nahm aber die Sache schief und verabreichte dem Frechen eine derbe Ohrfeige. Der nicht mehr ganz nüchterne Kußräuber war unsicher auf den Beinen und fiel insolgedessen aus Schreck über die Abstrafung zu Boden, und zwar so unglücklich, daß er sich ein Bein brach. Er hatte im Krankenhause längere Zeit Muße, über die schlimmen Folgen eines beabsichtigten, aber nicht erhaltenen Kusses nachzudenken, und schwor,

nie wieder einen ähnlichen Versuch zu wagen, — es wäre denn in Mexiko, wo die Schönen dem Fußräuber nur mit ernster Miene zuzurufen pflegen: „Ich dünkte, Sie schämten sich!“ oder in Louisiana, wo die Beraubten hoch erröthen, lächeln und — gar nichts sagen. Das Letztere mag auch allen Denjenigen zur Darnachachtung bestens empfohlen werden, die etwa Zeugen geraubter Künste werden sollten. Denn sprechen sie davon, so daß der Raub an die große Glocke gelangt, dann kann es ihnen so ergehen, wie einem gewissen jungen Wiener, der von der geküßten Dame wegen übler Nachrede verklagt und, da ein Beweis des Fußraubes nicht möglich war, zu einer Arreststrafe verurtheilt wurde.

Also schweigen, schweigen und mit Bezug auf Fußdiebe und -räuber ja nicht sagen: „Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie diese;“ denn wenn sich die Gelegenheit ergibt, gehen wir Alle hin und thun desgleichen.

Die Bedeutung der Schneedecke.

Naturgeschichtliche Betrachtung.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir von der Bedeutung der atmosphärischen Niederschläge reden, so denken wir fast ausschließlich nur an den Regen. Wir wissen, daß der Regen für das Wachsthum der Pflanzen unentbehrlich ist, daß die Menge des Niederschlags den Wasserreichthum der Flüsse und Ströme bestimmt, und daß das in die Erde eindringende Regenwasser einen zersetzenden Einfluß auf die Mineralien

der Erdrinde ausübt. Dagegen messen wir der anderen Form des atmosphärischen Niederschlags, dem Schnee, so gut wie keine Bedeutung bei. Es geschieht dies wohl hauptsächlich deshalb, weil wir von der Ansicht ausgehen, daß die Natur im Winter erstorben sei und deshalb auch keiner Anregung bedürfe. Und doch ist der Schnee keineswegs bedeutungslos. Ja, er spielt sogar im Haushalt der Natur eine höchwichtige Rolle, und dies namentlich, wenn er sich über größere Flächen für längere Zeit ausbreitet, wenn er also auftritt als Schneedecke.

Wer jemals im Sommer als Wanderer die Hochgebirge durchzogen hat, der wird allenthalben in schattigen Schluchten und an geschützten Abhängen, besonders aber im Winkel zwischen Steilwänden und Halden ein durchfeuchtetes Tiefbraun des Bodens bemerkt haben. Und wer näher getreten ist und die kleinen Becken und Mulden genauer untersucht hat, der wird sie zu seinem Erstaunen mit tiefbrauner Erde von glatter Oberfläche angefüllt gefunden haben. Diese Erde hat der Schnee hinterlassen.

Der Schnee ist nämlich ein vorzüglicher Staubsammler, und er fängt um so mehr von den von der Luft weit fortgerissenen Staubtheilchen auf, je länger er liegen bleibt. Am deutlichsten wird diese Eigenschaft sichtbar an den Firniflecken, jenen kleineren oder größeren Theilen der im Winter allgemeinen Schneedecke, die bis zum Hochsommer der Schmelzung widerstehen. Nicht blos zeigt der Firnifleck, wenn er endlich bei der wärmer werdenden Temperatur seinem Untergange entgegengeht, eine immer tiefer werdende graue oder braune Färbung durch den beigemischten Staub, sondern an den abschmelzenden Rändern größerer Firniflecken treten auch zollhohe Häufchen schwärzlicher Masse auf, die an die zusammengeballten Schlammanhscheidungen der Regentwürmer erinnern. Sie haben sich an dem ab-

schmelzenden Raub angesammelt und durch Nachschub vergrößert, bis sie endlich abfielen.

Was diese Staubablagerungen zu bedeuten haben, bekundet deutlich die Leppigkeit des Pflanzenwachsthums an solchen Orten, wo sie sich vorfinden. Die langen, noch klaffen Keime der Pflanzen, die den eben freigewordenen Boden eines Firnifleckes gleichsam durchkriechen und sogar die letzte Eiskruste durchbrechen, bezeugen lebhaft die Fruchtbarkeit dieser Erde, und die sogenannten „Graslahner“ der bairischen Alpen zeigen in ihrem dichten Wuchs langer Grasbüschel, welche die Aelpler mit Vorliebe zur Füllung ihrer Schlafunterlagen verwenden, das ganze Jahr hindurch die Spuren der auf ihnen besonders lange verweilenden Schneeflecken. Ueberhaupt wächst, wo Schnee am längsten gelegen hat, im Schatten von Felsblöcken, besonders an der Unterseite derselben, das üppigste Grün, und wahre Gärten von rosenroth blühendem Lauch und goldgelbem Sedum ergrünen selbst auf kahlen Gesteinsflächen, die lange der Schnee deckt, während ringsum kärgliche Gras- und graue Ampferbüsche nur ein elendes Fortkommen finden.

Woher stammt aber dieser fruchtbare Staub? — Aus der Luft!

Auch die reinste Luft ist mit Tausenden von Staubeilchen erfüllt, die fortwährend von den Winden über die ganze Erde und in alle Regionen getragen werden. Bis zu welchen gewaltigen Entfernungen von seiner Ursprungsstätte der Staub fortgeführt wird, beweist die Thatsache, daß man im Jahre 1885 einen Kohlenstaubfall 460 Seemeilen von der englischen Küste entfernt auf dem Atlantischen Ocean beobachtet hat. Nun ist aber gerade der Schnee, der die Luft in unzähligen Flocken durchfällt, ein vorzüglicher Staubsammler, denn jede einzelne Flocke kann mit einem kleinen Sieb verglichen werden,

das Luft durchläßt und Staub zurückbehält. Schneeflocken sind meist größer als die größten Regentropfen — hat man doch Schneeflocken von 7 bis 9 Centimeter Durchmesser und bis zu 4 Centimeter Dicke fallen sehen — sinken auch langsamer herab, wobei sie in wirbelnder, steigender, schwebender Bewegung größere Strecken zurücklegen, also mit sehr vielen Lufttheilen in Berührung kommen. Aus allen diesen Gründen reinigen sie die Luft viel vollständiger vom Staub, als es der Regen vermag. Man schmilzt keine größere Menge Schnee aus Höhen von weniger als 2000 Meter, ohne ein Wasser zu erhalten, das einen mehr oder weniger starken dunkeln Bodensatz zeigt.

Aber es kommt auch noch ein anderes Moment hinzu. Wenn der Staub an Orten niedersfällt, wo kein Schnee liegt, so werden ihn nachfolgende Winde früher oder später wieder emporheben und weiter tragen. Anders ist es, wenn er auf einer Schneedecke abgesetzt wird. Hier wird er festgehalten, so daß ihn der Wind nicht wieder aufheben kann, eine feine Staublage gesellt sich zur andern, und so wächst die Staubschicht unaufhörlich.

Daß auf dem flachen Lande, wo die menschliche Betriebsamkeit in unzähligen Werkstätten und bei den verschiedenartigsten Verrichtungen in überreichlichem Maße Staub erzeugt, eine stete Gelegenheit zur Staablagerung gegeben ist, bedarf keines Beweises. Aber auch auf den Höhen des Gebirges ist Staub in ergiebiger Weise vorhanden. Hier machen die Winde, die vom Thal zu den Gipfeln aufsteigen, ihre Wirkung geltend. Nicht nur die feinsten Theilchen aller Gesteinsarten, sondern auch Thiere und Pflanzenreste werden von aufsteigenden Luftströmen mitgeführt. Die hinaufgewehten Insekten liegen oft in gewaltiger Menge auf den Schneefeldern und Gletschern, wo sie mit der Zeit Vertiefungen einschmelzen, die ganz



ihren Umrissen entsprechen. Unter ihnen kommen Formen bis zu Maikäfergröße vor, und es gibt nicht einen Quadratzoll, auf dem nicht eine Anzahl von Mücken und Fliegen zu finden wäre. Blätter von Alpenrosen, Nadelbruchstücke von Bergföhren sind eine fast gewöhnlich zu nennende Erscheinung auf Schneefeldern, die einige Hundert Meter über den obersten Standorten der Alpenrosen und Bergföhren liegen. Untersucht man den Staub der Firnflöcke mit bewaffnetem Auge, so findet man einzellige Algen und Pilzfäden, Bruchstücke von Rinde, Harz, Bast, Holz, Moosblättchen, Pflanzenhärchen, Pollenkörner, Thierhaare, Nester von Flügeldecken der Käfer und andere Gewebetheile von Insekten.

Und alle diese verschiedenartigen Partikelchen werden vom Schnee allmählig zerlegt, aufgelöst und umgewandelt, bis sie schließlich jene feinzertheilten Massen abgeben, welche die Fruchtbarkeit des Bodens auf's Höchste vermehren und selbst zu Humus, zum Fruchtboden, werden. Das Hinaufreichen der Vegetation in den Hochgebirgen schneereicher Gebiete, wie unserer Alpen, ist ebenso wie die Kahlheit der höheren Theile des Apennin, der südlichen Sierra Nevada Kaliforniens, des Libanon und ähnlicher an dauernden Schneelagern armer Gebirge durch diese humusbildende Thätigkeit der Schneedecke zu erklären.

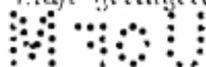
Die Schneedecke ist demnach für die Fruchtbarkeit des Bodens von außerordentlicher Bedeutung, sie thut das, worauf der Mensch alljährlich Arbeit und Geld in reichem Maße verwendet, mit unausgesetzter Stetigkeit, sie düngt den Boden, auf dem wir unsere Kulturgewächse anbauen.

Dadurch, daß sich der Schnee zwischen die Atmosphäre und den Boden legt, übt er eine schützende Wirkung auf die Entwicklung der dem Erdreich entspringenden Pflanzen aus. Die schützende Eigenschaft des Schnee's begründet sich darauf, daß er ein schlechter Wärmeleiter ist. Besser

als eine Stroh- oder Laubhülle hält er die starke Kälte, die unmittelbar an der Schneeoberfläche herrscht, von den zarten Pflanzentheilen ab und verhindert das den Pflanzen besonders gefährliche rasche Aufthauen. Denn da sich schon bei 1° Wärme die organische Thätigkeit der Zellen regt und Samen von $1,5^{\circ}$ an keimen, so gibt es auch unter der Schneedecke in unserem Klima nur eine kurze Spanne der Erstarrung. Die einjährigen, unter dem Schnee erhaltenen Pflanzen blühen auf gefrorenem Boden und Helleborus sogar mit gefrorenen Wurzeln. Der Schnee hält aber auch von einer zu schnellen Vegetation ab, die unfehlbar den noch spät wiederkehrenden Frösten zum Opfer fallen würde. Die Bedeutung der Schneedecke ist am größten für alle jene Pflanzenorgane, die im Spätjahr gebildet wurden und überwintern müssen, um im nächsten Frühjahr ihr Wachstum aufzunehmen und fortzusetzen.

Damit ist aber die Bedeutung der Schneedecke für die Pflanzenwelt noch nicht erschöpft, sie sorgt auch für ein anderes nothwendiges Erforderniß, für Feuchtigkeit. Sie verhindert nämlich sowohl eine zu schnelle Verdunstung der im Boden enthaltenen Feuchtigkeit, als auch einen zu raschen Abfluß derselben. Das Ergebnis ist eine dauernd große Feuchtigkeit des Bodens. Der Schnee gehört zu den leblosen Körpern, unter deren Decke der Boden feuchter bleibt, als der unbedeckte, nackte. Der Wechsel lockerer und festerer Schichten in ihm macht ihn gerade in dieser Beziehung besonders geeignet. Im Winter trocknet der Boden tiefer als ein paar Zoll nie ganz aus, auch wird er im Winter tiefer von Feuchtigkeit durchdrungen, als im Sommer. Nach Pfaff's Untersuchungen gelangen in die gleiche Tiefe des Bodens im Winter mindestens drei Viertel der Niederschläge, im Sommer nur 7 bis 18 Prozent derselben.

Von nicht geringerm Einfluß ist die Einwirkung der



Schneedecke auf das Klima, in dem wir leben. Die Schneedecke wirkt erkältend auf die unteren Luftschichten, indem sie den Austausch der Bodenwärme zurückhält und sodann gewaltige Wärmemengen in der Arbeit des Schmelzens und der Verdunstung aufbraucht. Nach Hymann's Schätzung brauchten 240,000 Millionen Centimeter Schnee, die vom 19. bis 22. Dezember 1886 auf deutschem Boden fielen, zur Schmelzung 960 Billionen Wärmeeinheiten, also eine Wärmemenge, die für ein Jahr 172 Millionen Pferdekräfte geliefert haben würde.

Nach dieser Berechnung wird es uns sofort klar werden, welche wichtige Rolle die Schneedecke bei der Bildung unseres Klimas spielt. Stellen wir uns nur vor, daß im Winter nicht nur Ländergebiete wie Deutschland, sondern oft halbe Erdtheile gleichmäßig mit Schnee bedeckt werden, und wir werden sofort einsehen, daß dadurch eine Unsumme von Wärme beim Schmelzungsprozeß verbraucht werden wird. Denn so lange überhaupt Schnee liegt, bleibt der Sonne ein gewisses Maß von Arbeit vorbehalten, das in Schmelzung und Verdunstung geleistet werden muß. Einen guten Beweis für die Temperaturherabsetzung durch die Schneedecke liefern die außergewöhnlichen Kälteerscheinungen hochgelegener, eingeschlossener Gebirgstäler, wie des Klagenfurter Beckens. Denn in der ruhigen Luft muß die ausstrahlende Schneedecke doppelt wirken. Andererseits ist aber auch der Schnee die Ursache für die Gleichmäßigkeit des Klima's, indem er den verschieden gearteten Boden in eine gleichmäßige kalte Fläche umwandelt. Das eigenthümlich windstille, sonnige Winterwetter in Hochthälern, wie dem von Davos, wo die Lungenkranken Hilfe und Zuflucht suchen, beginnt mit der vollständigen Schneebedeckung der Berge und hört mit der Schneeschmelze auf. Es ist eben nur so lange gleichmäßig, als die Schneedecke einförmig und von gleicher Temperatur ist.

Die Kältewirkung der Schneedecke erstreckt sich aber auch noch weiter, denn selbstverständlich werden die von den über-schneiten Gebirgen ausgehenden Winde sich durch besondere Kühle auszeichnen. Diesen Zusammenhang hat Blanford nachgewiesen, der gezeigt hat, daß bei der Bildung einer starken Schneedecke auf dem nordwestlichen Theile des Himalaya im nordwestlichen Indien kühle und trockene West- und Nordwinde herrschen.

Von mehr örtlicher Bedeutung ist die Schneedecke in ihren letzten Resten, den Firniflecken, als Ursprungsflätten von Quellen. Sie tritt vorzüglich in den schuttreichen Thalanfängen hervor, wo jeder freie Wassertropfen sofort in die Tiefe sinkt, um sich mit anderen Quellen zu vereinigen, die mächtig am Fuße des durchlässigen Gesteins hervorsprudeln. Ueber ihnen ist Wasserarmuth, bis man zu den Firniflecken kommt, an deren unterem Rand zuerst wieder Wasser in sichtbarer Menge erscheint. So vertreten sie Quellen, die nicht vorhanden sein würden, wenn nicht eben dieses Wasser in den Firniflecken gebunden wäre, und werden dadurch selbst zu Quellen. Mit diesen Quellen rückt Vegetation, Humusbildung und Alpwirthschaft in Höhen vor, die sonst öde sein würden. Selbst der Baumwuchs tritt in der Höhenzone der Firniflecken wieder auf, nachdem er auf der wasserlosen Schutthalde ausgeblieben war.

Wie wir sehen, ist die Bedeutung der Schneedecke eine mannigfaltige und tief eingreifende, die der des Regens mindestens gleichkommt. Die Schneedecke ist sozusagen eine Vorkämpferin des Sommers, die nach den verschiedenen Richtungen hin vorbereitend wirkt, damit in der wärmeren Jahreszeit auch die andere Form des Niederschlags, der Regen, seinen Einfluß in ergiebiger Weise bethätigen kann.

Mannigfaltiges.

Der letzte Mann von San Martino. — Die österreichischen Generale Benedek und Bergner waren seit ihrer Lieutenantszeit Feinde. Weshalb, konnte Niemand recht erklären. Man sprach aber bei Beginn des Feldzuges von 1859 von dem gespannten Verhältniß, in dem dieselben zu einander standen, als der Zufall es fügte, daß Bergner als Feldmarschalllieutenant und Kommandant einer Division unter die Befehle Benedek's kam, welcher gleichfalls Feldmarschalllieutenant war, aber schon früher ein Korpskommando erhalten hatte.

Benedek war damals der Liebling der Armee und des österreichischen Volkes. Wo Benedek kommandirte, war ihm der Erfolg sicher; immer war er voran gewesen, fast jeden seiner Siege hatte er mit seinem Blute, mit einer mehr oder minder ernstern Verwundung bezahlt, und so konnte es nicht Wunder nehmen, daß Alles für ihn begeistert war und dem berühmten Heerführer blindlings vertraute.

Feldmarschalllieutenant Bergner galt auch als tapferer Offizier und umsichtiger Führer, ihm hatte aber bisher das richtige Soldatenglück gefehlt, und so hatte er es niemals zu einem eklatanten Erfolg und zur Popularität gebracht.

Ihre gegenseitige Stellung im Feldzuge von 1859 war wohl für beide Herren recht peinlich. Sie verkehrten auch nur streng dienstlich und formell zusammen. Konflikte gab es nicht, denn Benedek war nicht der Mann, irgend Jemand im Dienste oder gar vor dem Feinde seine Antipathie fühlen zu lassen, und Bergner war viel zu pflichttreu, um jemals zu einem Tadel Anlaß zu geben.

Die erste Waffenthat Benedek's in dem unglücklichen Kriege von 1859 war das Rückzugsgefecht bei Malignano, wo er mit

seinem Korps bis in die sinkende Nacht heldenmüthig gegen die überlegenen französischen Kräfte kämpfte, dieselben aufhielt und den Rückzug der bei Magenta ehrenvoll geschlagenen Armee auf Verona deckte.

Im Lager von Verona hatte sich die Armee erholt und verstärkt und ging bald wieder zur Offensive über, welche mit dem französischen Vormarsch zusammentraf und die entscheidende Schlacht bei Solferino herbeiführte. An diesem denkwürdigen Tage hatte Benedek die schwierige Aufgabe, mit seinem Korps die ganze piemontesische Armee zu beschäftigen und aufzuhalten und erfüllte dieselbe geradezu glänzend. Die Schlacht bei San Martino, wie dieser glorreiche Kampf auf dem rechten österreichischen Flügel genannt wird, endete mit einem vollständigen Siege Benedek's über die von König Viktor Emanuel geführte tapfere piemontesische Armee. Auch Feldmarschalllieutenant Bergner hatte seinen Antheil an dem Ruhme des Tages. Er führte seine Division mit Umsicht und Energie. Da jedoch die Franzosen im Centrum Solferino genommen hatten, so mußten in Folge dessen die beiden siegreichen österreichischen Flügel ihre Vortheile aufgeben, und die Schlacht ging verloren.

Auf dem rechten Flügel ging Benedek mit seinen siegreichen Truppen unwillig und nur langsam zurück. Staffelweise rückten die Bataillone ab, wie auf dem Paradeplatz, vom Feinde bei anbrechender Nacht in keiner Weise belästigt. Nur in der Ferne sah man die dunklen Linien der Piemontesen langsam nachfolgen. Ehe er das Schlachtfeld verließ, wendete sich Benedek an den Feldmarschalllieutenant Bergner und sagte wörtlich zu ihm:

„Excellenz, ich mache Sie verantwortlich dafür, daß nicht ein Geschütz und nicht ein Mann zurückbleibt.“

„Sehr wohl, Excellenz,“ erwiderte Feldmarschalllieutenant Bergner.

In der Nähe des ersten Forts vor Verona machte Benedek Halt inmitten seines Stabes und ließ, die Cigarre im Mund, die Truppen seines Korps an sich vorüber defiliren. Die Soldaten begrüßten ihn mit lauten Zurufen, und er winkte ihnen kameradschaftlich mit der Hand zu. Die letzten Truppen, welche einrückten, waren zwei Kompagnien des Tiroler Kaiserjäger-

Regiments, das sich im Kampfe ganz besonders hervorgethan hatte. Unmittelbar hinter ihnen ritt ein Mann im grauen Mantel, den Offiziere und Soldaten für den Stabstrompeter ansahen. Als die braven Tiroler vor Benedek vorbeimarschirten, grüßte er sie ganz besonders herzlich und rief ihnen zu: „Es freut mich, Kinder, daß ihr da seid.“

In diesem Augenblick ritt der Mann, den Alle für den Stabstrompeter gehalten hatten und welcher die letzte Nachhut des Korps bildete, an Benedek heran, begrüßte ihn mit der Hand an der Mütze und sprach: „Excellenz, ich melde gehorjamst, ich bin der letzte Mann.“

Es war Feldmarschalllieutenant Bergner.

In diesem Moment vergaß Benedek die alte Feindschaft, und ohne ein Wort zu sprechen schloß er Bergner in seine Arme. Dann ritten sie zusammen nach Verona hinein, und seit dieser Stunde waren sie die besten Freunde. v. v. Sacher-Masoch.

Das Kameelreiten. — „Jedermann, der in Afrika gewesen ist, speziell in der Sahara, muß auf einem Kameel geritten und einen Löwen gesehen haben — das ist so sonnenklar, wie man in Köln den Dom und in Granada die Alhambra sehen muß! Einen Kameelritt habe ich also natürlich auch gemacht, wenn es auch lediglich nur aus Kuriosität geschah, denn ein großes Vergnügen ist es nicht, das kann ich konstatiren — schon nach einem kurzen Experiment hat man genug. Zudem ist man nach wenigen Minuten müder und abgeschlagener als nach einem langen Pferderitt. So lange es daher immer thunlich ist, werden Europäer Wüstenreisen zu Pferd oder Maulthier machen.“

Dies sagte mir vor zwei Jahren einer meiner Freunde, der längere Zeit in Algier gewesen war, am Abend vor meiner Abreise dorthin. Ich war durch seine Worte nicht im Geringsten eingeschüchtert und habe mich nicht abhalten lassen, auf einem Kameel wiederholt zu reiten, und fand diese in Europa ganz ungewohnte Art des Reitens durchaus nicht so unangenehm. Ich schicke voraus, daß in Algier, überhaupt in Afrika im Gegensatz zum asiatischen, zweihöckerigen (baktrischen) Kameel oder Trampelhier bloß das einhöckerige Kameel respektive Dromedor vorkommt, das „Schiff der Wüste.“ Das Reitkameel (hegin) macht

im Schritt 6 Kilometer pro Stunde (Kameelstunde), im Trab oder Paßgang aber 12 bis 20 Kilometer. Auch das Lastkameel (dschamal) legt, wenn nicht zu schwer beladen, in der Ebene sechs Kilometer pro Stunde zurück. Der durchschnittliche Tagesmarsch des Reitkameels dürfte wahrscheinlich 70 Kilometer nicht überschreiten.

Fünf Kameele beziehungsweise Dromedare hatten mein Reisebegleiter B. und ich für eine größere Tour gemiethet, nämlich zwei braune Hugun, d. i. Reitdromedare, für B. und mich bestimmt, und zwei weiße Lastkameele, wovon das eine mein Gepäck und das Bettzeug trug, das andere das Futter und den uns begleitenden Dragonian. Das dritte Lastthier endlich war mit der Vorraths- und Geschirrkiste, dem Küchengeräth und Zelt beladen. Ich bemerke noch, daß ein starkes Lastkameel bis 250, ein Reitkameel dagegen 100 bis 150 Kilogramm zu tragen im Stande ist. Unter den Lastkameelen besonders gibt es zuweilen sehr bössartige Thiere, welche beim Auf- und Abladen fortwährend brüllen, sich umdrehen und gern nach dem Treiber schnappen und beißen.

Wir waren nach der Jereminade meines Freundes, die ich meinem Reisebegleiter mitgetheilt hatte, als wir den Entschluß faßten, statt der Pferde uns der Kameele auf unserer Tour zu bedienen, auf allerlei unangenehme Ueberraschungen gefaßt. Dieser wenigstens für mich auf weitere Entfernung hin erste Versuch zeigte jedoch, daß solche Vermuthungen gänzlich aus der Luft gegriffen waren, oder daß mein Freund, der Warner, entweder ein sehr schlechter Reiter ist oder speziell die unliebhamsten Erfahrungen bei seinen Kameelritten gemacht hatte. Freilich, das Auf- und Absteigen will auch gelernt sein: auf ein bestimmtes knurrendes Geräusch des Treibers oder Reiters und gleichzeitiges Zerren am Zügelstrick kniet das Kameel nieder, zwar sichtlich widerstrebend und plärrend, läßt aber dann seinen Reiter ruhig auf- oder absteigen. Beim Aufsteigen ereignet es sich jedoch manchmal, daß ein allzu lebhaftes Thier sich plötzlich erhebt, kaum daß der erstaunte Reiter Zeit genug hatte, die beiden Sattelsknöpfe zu erfassen, und sich in den Sattel zu schwingen. Um nun dieses vorzeitige Aufschnelles des Kameels und einen

hiervon eventuell resultirenden Sturz des Reiters zu verhindern, hält der betreffende Treiber das Thier dadurch zurück, daß er mit seinem Fuß auf die Füße des Kameels tritt, bis der Aufsteigende sicher im Sattel sitzt und sich festhält, um den nun erfolgenden Ruck auszuhalten zu können. Im Großen und Ganzen scheuen bekanntlich Kameele viel weniger als Pferde. Aber wenn dies geschieht, so dreht sich das Kameel gemeiniglich mehrmals im Kreise herum, daß dem Reiter ganz sonderbar zu Muth wird. Es thut das auch, wenn es z. B. gepeitscht, beziehungsweise abgestraft wird, oder wenn man es von einem Strauch, einem Baum oder der Weide, wo es gern fressen möchte, wegziehen will &c. Bei Begegnung mit einer anderen Karawane hat man Mühe, die Kameele ausweichen zu machen.

Die Bewegung unserer Reildromedare war eine sehr sanfte, ja sogar angenehme, und nachdem der erste Schrecken überwunden war, konnten wir es uns auf unserem hohen Throne auf dem Höcker oben so bequem als möglich machen und unsere Lage nach Belieben einrichten und ändern: bald saßen wir rittlings wie zu Pferde, halb mit beiden über den Sattelnopf gespreizten Beinen, dann wiederum quer über dem Sattel &c. Bei dergleichen Variationen im Sitz war von Ermüdung selbst nach langem Sitze kaum die Rede. Freilich ritten wir wie gesagt, sogenannte Hagun, die schon durch ihr Aeußeres bezw. durch einen schlankeren und hübscheren Körperbau sich von den schwerfälligen, untersehten Lastkameelen vortheilhaft unterscheiden: ihr Kopf, den sie hochtragen, ist zierlicher, ihr Hals gemüthlich dünner und schlanker als bei Letzteren. Ihre Beine sind länger, alle ihre Bewegungen leichter und behender.

Diese Bemerkungen beziehen sich jedoch lediglich auf das Kameelreiten im Schritt oder Trab, welch' letzteres die schnellere und die für den Reiter angenehmste Gangart ist und ihn nicht schüttelt. Bei den anderen Gangarten dagegen, respektive bei Paßgang und Galop, verläuft die Sache nicht mehr so gelinde, und wer unvorbereitet davon überrascht wird, würde sofort heruntersallen.

Dr. A. B.

Ein seltenes Jubiläum. — Das Meiningische Dorf Briesnitz bei Ramburg feierte am 16. Oktober 1856 das Andenken

an einen schauerlichen Schreckenstag. Am 16. Oktober 1806 waren nämlich mehrere französische Soldaten in dem Weimariſchen Dorf Frauenprießnitz von Landleuten überfallen und einige von ihnen erſchlagen worden. Die Andern machten von dieſem Ueberfall in Ramburg, wo Davouſt's Hauptquartier war, Meldung, und dieſer beſahl ohne lauges Besinnen, an dem irrthümlich als Ort des Vorfalls bezeichneten Prießnitz Rache zu nehmen. Sofort eilte ein Kommando aus Ramburg nach dem Dorfe, deſſen Bewohner an jenem Ueberfall ſo ganz unſchuldig waren und an denen doch blutige Vergeltung geübt werden ſollte. Da traten unerſchrocken der alte Pfarrer des Dorfes und zumal ſein Sohn, ein junger Kandidat der Theologie, welcher der franzöſiſchen Sprache mächtig war, dem feindlichen Offizier entgegen, bewieſen ihm die Unſchuld der Gemeinde und baten mit rührender Beredſamkeit um Schonung und Gnade. Der Offizier gab endlich ſoweit nach, daß er, ſtatt wie ihm befohlen, ſofort zur Exekution zu ſchreiten, noch einmal um weitere Befehle nach Ramburg ſchickte. Davouſt ließ ihm die Weiſung zugehen, daß er ſieben junge Männer des Dorfes erſchießen und dann das ganze Dorf in Brand ſtecken laſſen ſolle. Die ſieben Opfer wurden ausgeſucht und es ſollte das Todesurtheil an ihnen vollſtreckt werden; da bat wieder der junge Kandidat um das Leben der Unſchuldigen, und er ließ nicht nach in ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen, bis der Offizier ſich endlich rühren ließ, den Befehl gab, über die in Todesängſten knieenden jungen Männer hinweg zu ſchießen, und ihnen dann das Leben ſchenkte. Das Dorf hingegen ließ er, ſeiner Inſtruktion gemäß, an allen vier Ecken anzünden, daß es bis auf Kirche und Schule gänzlich abbrannte. Der Verluſt der Gemeinde war groß, größer aber noch ihr Dank für das muthige Auftreten des jungen Theologen. — Zur Erinnerung an dieſen Schreckenstag wurde an oben genanntem Tage an dem einfachen Denkſtein vor dem Dorfe, welcher zum Gedächtniß an jene tragische Scene geſetzt iſt, eine tiefergreifende Gedenkfeier gehalten. Von den ſieben zum Tode Verurtheilten waren noch zwei hochbetagte Greiſe am Leben, aber auch der ihnen das Leben einſt gerettet, war zur Feier des Tages erſchienen, es war der Superintendent Doktor Großmann aus Leipzig.

Lächerliche Ableitungen. — Ein berühmter Magdeburgischer Rechtsgelehrter des 16. Jahrhunderts leitete das Wort „Weichbild“ von Weibsbild ab, weil Magdeburg zuerst von Weibern bewohnt gewesen sei und diesen Namen geführt habe. — Das Adelsgeschlecht der Metternich soll ursprünglich Metter geheißen haben. Als nun einmal ein Kaiser den Urheber eines heimlich an seinem Hofe begangenen Verbrechens entdecken wollte und man auch den Metter verdächtigte, soll er ausgerufen haben: „Metter nich!“ das heißt: Metter hat es nicht gethan. Seitdem soll die Familie so genannt worden sein. — Leipzig soll aus zwei Dörfern entstanden sein, von denen das eine Leib, das andere Ziege hieß! — Das Wort „Gugenuotten“ soll abstammen von dem Anfange der lateinischen Rede eines französischen Reformirten: „Huc nos venimus“ (wir sind hierher gekommen). — Besonders hat sich aber die Volkssage mit derartigen Ableitungen beschäftigt. Sie erzählt: Die Insel Wiedom hatte lange keinen Namen; endlich beschlossen die Einwohner zusammenzukommen und mit dem ersten Worte, das einer von ihnen spräche, die Insel zu taufen. Sie versammelten sich und da Niemandem ein hübsches Wort einfiel, standen sie lange stillschweigend da, bis ein alter Mann, dem dieses Warten höchst lächerlich vorkam, ausrief: „O so dumm!“ Seitdem hieß die Insel trotz alles Sträubens ihrer Bewohner Wiedom. — Die Stadt Heiligenbeil in Ostpreußen soll ihren Namen haben von dem Beil, mit dem der heilige Adalbert getödtet wurde und das über das Haff und da an's Land schwamm, wo man später jene Stadt erbaute. — Zwei Brüder stritten sich, wer von ihnen der Stadt Dunderstadt den Namen geben sollte, bis der eine nachgiebig sagte: „Gieb Du der Stadt den Namen!“ — Ueber die Entstehung der Namen der rheinischen Orte Andernach, Sinzenich und Neimachen erzählt die Sage Folgendes: In der großen Völkerwanderung zogen mehrere deutsche Volksstämme hinter einander über den Rhein. Da kam der Winter, und die Letzten mußten warten, bis die Furt wieder passirbar war. Im Frühjahr zogen sie unterhalb Koblenz über den Rhein, hielten sich aber hier nicht lange auf, sondern brachen ihr Lager wieder ab und riefen: „Den Andern nach!“ An Stelle dieses Lagers erhob sich die Stadt Andernach. Nun zogen sie weiter, das linke Rheinufer

entlang, fanden aber keine Spuren von den ihnen vorangegangenen Stämmen und riefen mißmuthig: „Hier sind sie nicht!“ Davon erhielt das Dorf Sinzenich seinen Namen. Nach einigen Tagen merkten sie, daß ihre Vorgänger ihren Weg in ein Thal genommen hatten, und riefen: „Hier laßt uns herein machen,“ sie siedelten sich an und nannten den Ort Reimmachen. D.

Zur Intelligenz unserer Katzen. — Unsere Leser haben sicher bereits manche Züge von der Intelligenz der Katzen kennen gelernt; allein Doktor Frost erzählt in der „Nature“ ein so merkwürdiges Beispiel von der schlauen Ueberlegung eines dieser Thiere, daß es hier mitgetheilt werden soll. Während des vorletzten Winters, dessen anhaltende Strenge besonders auch den armen Vögeln recht süßlich war, hatte nämlich die Familie des Genannten die Gewohnheit angenommen, den Darbenden die Brodkrumen hinzuwerfen, die von der Mahlzeit übrig geblieben waren. Dabei bemerkte der Hausherr zu wiederholten Malen, daß auch seine Katzen sich diese Mildethatigkeit zu Nutzen zu machen suchte, indem sie sich um diese Zeit ganz in der Nähe in einen Hinterhalt legte, in der Erwartung, aus der Menge des gesieberten Völkchens sich ein leckeres Wild zu erbeuten. Zuletzt lag die Katze immer schon in ihrem Winkel auf der Lauer, bevor die Tafel aufgehoben war; wußte sie doch genau, wann die Vögel erschienen, um ihre Mahlzeit einzunehmen. Als der Schnee verschwunden war und deshalb keine Brodkrumen mehr hinausgeworfen wurden, sah Doktor Frost eines Tages mit Staunen, wie seine Katze sich damit zu schaffen machte, kleine Brodbröckchen auf dem Grase herum zu streuen, was doch sicherlich nur in der schlauen Absicht geschehen konnte, die hungrigen Vögel herbeizulocken und sodann über sie herzufallen. Er beobachtete dies noch einigemal in Gegenwart seiner Familie, bis die Katze endlich einsah, daß ihre Bemühungen vergeblich waren.

Die Katze ist übrigens durchaus nicht ohne Gemüth, wie so vielfach behauptet wird. Der Naturforscher Selboppe erzählt, daß einst einem seiner Freunde ein kleines hilfloses Hässchen gebracht wurde, das die Leute mit Milch aufzuziehen suchten. Gerade zu dieser Zeit brachte die Hauskatze einige Junge zur Welt, deren man sich aber bald nach der Geburt entledigte.

Da vernihte man auf einmal das Häschen; man suchte es überall, da man es jedoch nirgends fand, so nahm man an, daß es umgekommen sei. Einige Wochen später sah Herr Selboppe in seinem Garten, und als es bereits zu dämmern begann, erblickte er auf einmal seine Kaze, die mit hoch emporgehobenem Schwanz und mit kurzen lockenden, freundlich knurrenden Tönen dahergelaufen kam und etwas zu locken schien, was hinter ihr hersprang. Bald kam es deutlicher zum Vorschein, und es zeigte sich, daß es — das Häschen war. Die gute Kaze hatte sich seiner angenommen, es vorsichtig in einem Winkel verborgen gehalten und gepflegt und aufgezogen. L. St.

Die Vorsäuser der Annoncen. — Das älteste Mittel, dessen man sich bediente, um Nachrichten nicht nur Einem allein, sondern möglichst allen Einwohnern einer Stadt oder eines ganzen Landes schnell und allgemein bekannt zu machen, war das Ausrufen. So ließ Moses ausrufen, was er dem ganzen Volke mittheilen wollte. Bei den Griechen und Römern standen diese Ausrufer bereits unter Aufsicht der Polizei, und wer z. B. etwas verloren hatte und solches anzeigen lassen wollte, mußte schon damals dazu die Erlaubniß einholen. Petronius erzählt, ein Ausrufer sei mit einem Polizeibeamten auf den Markt gekommen und habe gesagt: es hat sich ein Knabe von ungefähr sechzehn Jahren, mit krausen Haaren, blond und schön von Gesicht, mit Namen Giton, kürzlich verloren; wer ihn wiederschaffen oder anzeigen kann, wo er ist, soll 1000 Sestertien (etwa 150 Mark) erhalten. Ein anderes Mittel zur allgemeinen Bekanntmachung bestand darin, daß man die Nachricht aufschrieb und an öffentlichen Orten anheften ließ.

In späteren Zeiten, nach Einführung des Christenthums und des christlichen Gottesdienstes, kam noch ein anderes Mittel auf, nämlich die Nachricht der Gemeinde durch den Geistlichen von der Kanzel anzeigen zu lassen. Alle diese Arten der Bekanntmachungen sind jetzt noch hier und da gebräuchlich, haben jedoch ihre Unbequemlichkeiten und Einschränkungen. Die Bekanntmachung durch Ausrufer muß nicht zu oft kommen, sonst hört zuletzt Niemand darnach, und wenn die Nachrichten weitläufig sein müssen, so werden sie undeutlich und unverständlich. Das

Anschlagen der Zettel an öffentlichen Orten leistet nicht genug; Viele kommen gar nicht dahin, Manche wollen nicht auf der Strafe stehen bleiben und lesen.

Erst im 16. Jahrhundert wurde ein ungleich bequemerer Mittel bekannt, nämlich das Intelligenzwesen. Anfangs ging der Vorschlag nur dahin, daß in einer Schreibstube oder auf einem Comptoir Bücher und Register über alle einkaufenden Nachrichten gehalten werden sollten, aus denen den Fragenden Antworten ertheilt werden könnten. Zum Beispiel, es verlangte Jemand einen Schreiber, so ließ er sein Gesuch in's Comptoir eingeben; hatte daselbst sich schon Jemand, der als Schreiber anzukommen wünschte, gemeldet, so wurde dieser Jenem zugewiesen; hatte sich aber noch Keiner zu einem solchen Dienste gemeldet, so wartete man, bis Jemand seinen Namen zu einem solchen Dienste einzeichnen lassen wollte, und dann verwies man diesen an Denjenigen, der einen Schreiber suchte. Man mußte bald auf den Einfall kommen, alle diese Anfragen vereint drucken zu lassen, und so entstanden die sogenannten „Intelligenzblätter“, in denen, außer jenen Anfragen, allerlei andere gemeinnützige Nachrichten bekannt gemacht wurden.

Der älteste Vorschlag zu einem solchen Fragamte, wie es oben beschrieben ist, ist der, welchen der Vater des berühmten Montaigne in der Mitte des 16. Jahrhunderts machte. Jener ist 1559, 74 Jahre alt, gestorben, und da noch der Sohn, der 1592 das Zeitliche segnete, diesen Vorschlag als neu und nirgends anderswo eingeführt anpreist, so muß wohl bei dessen Lebzeiten in Frankreich und den benachbarten Ländern noch kein Versuch dieser Art gemacht worden sein. Unzweifelhaft ist das erste Fragamt oder Intelligenzcomptoir das, welches 1637 von John Jnnys in London errichtet und von König Karl I. auf 40 Jahre bestätigt worden ist. In dem Freiheitsbriefe wird es auch bereits „the office of intelligence“ genannt.

Der Erste, welcher in Deutschland eine ähnliche Einrichtung vorschlug, ist Wilhelm Freiherr v. Schröder, der dem Kaiser Leopold dazu einen Entwurf überreichte, worin er sich auf die vor wenigen Jahren in London auf der Börse errichtete Intelligenzkammer bezog, aber auch schon den Rath gab, alle Wochen ein

Intelligenzblättlein drucken zu lassen. Das Jahr, wann dieser Entwurf gemacht ist, läßt sich nicht mehr genau feststellen, jedoch wurde der Verfasser 1663 ermordet, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß man erst lange nach Schröder's Ableben eine Intelligenzkammer in Wien errichtet und viele seiner Vorschläge eingeführt habe, und zwar nachdem ein Herr v. Boden in dieser Sache noch einmal vorstellig geworden war. Wahrscheinlich hat man zuerst in Preußen das Intelligenzwesen installiert, denn in Berlin wurden die ersten Intelligenzblätter den 3. Februar 1727, in Halle a. d. S. den 1. August 1729 und bald darauf in allen preussischen Provinzen gedruckt und vertrieben. Im übrigen Deutschland folgte man diesen Beispielen bedeutend später, denn das hannover'sche Intelligenzcomptoir, das seine Entstehung dem Landsyndicus v. Willen verdankte, kam erst 1750, und das Leipziger Intelligenzblatt, durch die Bemühungen des Vicepräsidenten v. Hohenthal eingerichtet, sogar erst 1763 zu Stande. u. v.

Wie Haydn um seinen Kopf gekommen ist. — Als im Jahre 1820 Fürst Paul Esterhazy mit Einwilligung der Regierung die Gebeine Joseph Haydn's, des berühmten Tonsetzers, der am 31. Mai 1803 gestorben war, in Wien ausgraben ließ, um sie in der fürstlichen Gruft in Eisenstadt beisetzen zu lassen, zeigten sich die Knochen noch mit den Kleidern angethan, in welchen man die Leiche gebettet hatte. Auch die Herrücke erwies sich noch ziemlich gut erhalten, nur der Körpertheil, den sie decken sollte, das ehrwürdige und geniale Haupt des großen Meisters, fehlte. Natürlich erregte diese Thatsache allgemeines Aufsehen. „Wo ist Haydn's Kopf geblieben?“ fragte alle Welt, ohne daß man darauf eine Antwort finden konnte. Endlich ermittelte die Polizei den Thäter; dieser war ein gewisser Johann Nepomuk Peter, Verwalter des k. k. Strafhauses in der Leopoldstadt, der ein leidenschaftlicher Zünger der Kraniaologie (Doktor Gall's Schädellehre) war, und welcher schon viele Schädel berühmter Männer gesammelt hatte. Er hatte nächtlicher Weile das Grab geöffnet und das Haupt der Leiche geraubt. Anfangs behauptete der Thäter zwar, er besitze den Schädel nicht mehr, sondern habe denselben einem Freunde verehrt; schließlich brachte er aber doch einen Schädel herbei, angeblich denjenigen Haydn's.

Die Anatomie ermittelte ihn aber als den eines zwanzigjährigen Menschen; später gab Nepomuk Peter den Totenkopf eines Greises an Stelle des vorigen, den Haydn nun in die Gruft bekam. Es ist indeß nicht ausgeschlossen, daß der große Tonsetzer dadurch einen falschen Kopf bekommen hat, während der richtige vielleicht in geheimnißvoller Verborgenheit weilt. —dn—

Das Fischgift. — In letzterer Zeit ist wiederum die Aufmerksamkeit größerer Kreise auf einen Krankheitserreger gelenkt worden, der, von Zeit zu Zeit Massenerkrankungen hervorrufend, namentlich Seeleute und die Bevölkerung von Seeküsten und die mit dem Fischhandel beschäftigten Volksklassen zu beunruhigen pflegt: das Fischgift. Zwar hat es bis in die neueste Zeit nicht an Forschern gefehlt, welche die Existenz des Giftes bestritten und die Erkrankungen auf Wirkung der Fäulniß zurückgeführt haben; allein es liegen jetzt bereits so zahlreiche beglaubigte Zeugnisse, daß ganze Familien nach dem Genuß frischer Fische erkrankten, vor, daß die Existenz eines Fischgiftes als zweifellos erscheint. Man hat sowohl gewisse Fischarten wie bestimmte Theile der Fische (Leber, Kogen) ermittelt, denen das Gift anhaftet. Auch sind die Krankheitsercheinungen wesentlich andere, als die durch Fäulniß von Nahrungsmitteln hervorgerufenen. Die Verschiedenheit der einzelnen Vergiftungsformen macht es allerdings wahrscheinlich, daß es mehrere Abarten des Fischgiftes gibt. So gibt es Fische, welche nur eine sehr schwache Form der Vergiftung, starke Anschwellungen und Lymphgefäß-Entzündungen bewirken. Hierher gehört das in den europäischen Meeren häufiger und schon im Mittelalter wegen seiner Verletzungen von den Fischern gescheute „Petermännchen“ (*Trachinus Draco*), welches die röhrenförmigen Stacheln, die es an den Kiemendeckeln und der vorderen Rückenstosse hat, seinen Gegnern im Kampfe in den Leib bohrt und dabei aus denselben eine Drüsenabsonderung heraus schleudert, welche die besagten Erscheinungen hervorrufft.

Giftfische sind in erster Linie die Seefische; von den weniger giftstoffhaltigen Süßwasserfischen ist besonders die Barbe (*Cyprinus Barbus*) erwähnenswerth. Nach Lh. Seelmann hat man im Wesentlichen zwei Arten der Giftercheinungen zu unterscheiden. Die eine tritt in Form des Durchfalls vom leichtesten bis zum

schwersten Charakter desselben auf. Diese Symptome ruft die erwähnte Barbe, der in den Flüssen Mittelasiens lebende Marginkfi, ferner einige Moorbrassen, verschiedene tropische Sardellen und andere hervor. Dagegen bewirken der Thunfisch des Mittelmeeres, verschiedene Makrelenarten, Bonite der tropischen Meere u. A. ein Krankheitsbild, das sich aus einem Hautausschlage, Schwellung des Gesichts, der Lippen und Augenlider, Kopfschmerz und Schwindel zusammensetzt. In China und Japan kommen die Ngelfische und Stachelhäuche vor, deren Giftigkeit dort so bekannt ist, daß sie zu Gift- und Selbstmorden benutzt werden. Das Fischgift findet sich auch in konservirten Fischen. Besonders in Rußland, wo in rohem Zustande eingesalzene Fische die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden, führen der Sterlet, Stör und Hausen, die in frischem Zustande vollkommen unschädlich sind, eingesalzen eine charakteristische Krankheit herbei, welche sehr oft tödtlich endet.

H. Th.

Ein seltener Kalender. — Wie bekannt, wurde der Angriff der Türken auf Chios dadurch veranlaßt, daß Sultan Selim II. gern Chioswein trank und deshalb die Insel zu besitzen wünschte. Ein noch weit geringerer Anlaß hätte im 16. Jahrhundert beinahe in der Schweiz einen Krieg entzündet. Die Landschaft Appenzell und die Stadt St. Gallen führten nämlich beide einen Bären im Wappen. Nun trug es sich anno 1578 zu, daß der den beiden Nachbarn gemeinschaftliche, in St. Gallen hergestellte Kalender mit einem Titelblatt erschien, auf welchem der St. Galler Bär als Männchen, der Appenzeller aber als Weibchen dargestellt war. Die Appenzeller waren wüthend und erblickten in dem Bärenweibchen eine der Landschaft angethane Majestätsbeleidigung und forderten vom St. Galler Rathe die unverweilte Konfiskation des Kalenders und die Bestrafung des Druckers. „Seid doch vernünftig“, entgegnete der Rath, „Bär bleibt Bär, ob Männchen oder Weibchen, und im Uebrigen soll's nicht wieder vorkommen.“ Die Landschaftler wollten jedoch von der Vernunft durchaus nichts wissen: sie kündigten der Stadt die Freundschaft und belegten die Bürger, die zum Ankauf von Garn und Holz bei ihnen erschienen, mit einer hohen Steuer. Darüber wurde nun auch der Rath ärgerlich und übte an den zur Stadt kommenden

Appenzellern das Vergeltungsrecht. Dies ganz gerechtfertigte Verfahren aber brachte die Landschaft vollends aus dem Häuschen: am Rathhause zu Appenzell wurde wie bei drohendem Kriege die Landesfahne aufgesteckt, und in Wehr und Waffen eilten die Landschaftler von allen Seiten herbei, um an dem Zuge gegen St. Gallen Theil zu nehmen. Dort aber erhielt man frühzeitig Kunde von den Vorgängen draußen, und die Bürger rüsteten sich ebenfalls zum Kampf. Zum Glück jedoch gab es wenigstens einen Vernünftigen unter all' diesen Besessenen: den Abt Joachim von St. Gallen. Den Vorstellungen dieses würdigen Mannes gelang es, zunächst jede Gewaltthätigkeit hintanzuhalten und endlich, allerdings mit schwerer Mühe, einen Vergleich zu Stande zu bringen, laut welchem die Appenzeller die Waffen niederlegten, die St. Galler aber den unglückseligen Kalender konfiszirten und die feierliche Verpflichtung eingingen, den Appenzeller Bären allzeit als Männchen anzuerkennen und darstellen zu lassen. Der Appenzeller Kalender auf das Jahr 1578 aber ist seitdem eine bibliographische Seltenheit geworden, die von Sammlern sehr geschätzt und mit schwerem Gelde bezahlt wird. R. Habs.

Spielwuth. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrschte in England eine ungeheure Spielwuth, namentlich war das Lotteriespiel in Schwung. — Im Jahre 1772 erschienen beispielsweise in London Zeitschriften, welche sich ausschließlich mit der Lotterie beschäftigten. Kleidungsstücke, Küchengeräthe, Möbel, Lebensmittel wurden täglich in großer Menge verlost, sogar Loose auf Rasiren ausgegeben. Für 3 Pence konnte man sich seines Bartes entledigen und im Glücksfalle auch noch 10 Pfund Sterling gewinnen. Sogenannte Schuhpfnalotterien gab es in London massenhaft; für 6 Pence konnte man sehr fein Mittag essen und außerdem noch 60 Pfund gewinnen; für 3 Pence an der Straßenecke ein Duzend Mustern kaufen und außerdem noch, wenn Einem das Glück günstig war, 5 Pfund profitiren. Ganze Häuser und Waarenmagazine wurden zum großen Schaden der reellen Kaufleute und Gewerbetreibenden verlost; denn das spielwüthende Volk wollte keine anständigen Preise mehr zahlen und gewann lieber schlechtes Zeug. Um den Segen der Lotterie auch dem minder Bemittelten zugänglich zu machen,

schuf man die Lotteriefassuranz, d. h., es konnte Jeder für wenig Geld sich einen Anrechtsschein auf ein Loos erwerben (das heutige Raten- und Promessengeschäft). Doch Alles das befriedigte die rasende Spielwuth der sonst so nüchternen und mäßigen Engländer nicht; sie förderte die unglaublichsten Blüthen zu Tage. Wurde z. B. ein reicher und vornehmer Mann krank, so wurden Assuranzas auf sein Leben ausgeschrieben, die, je nachdem das Befinden des Patienten stand, an Cours gewannen oder verloren. Dies saubere Geschäft wurde sogar öffentlich durch die Zeitungen betrieben und mancher Kranke las oft zu seinem Schrecken in der „Whitehall Abendpost“, daß man auf der Börse sein Leben nicht unter 90% versichern wollte. Sogar auf politische Begebenheiten, als Ministerwahlen, Kabinettskrisen, Volksunruhen, Kriege etc. wurde gespielt. Man versicherte die belagerten Festungen; wurden sie erobert, mußte eben je nach der Höhe Entschädigung gezahlt werden. Während des siebenjährigen Krieges versicherte der spanische Gesandte in London die Insel Minorca mit 30,000 Pfund Sterling, trotzdem er schon die Nachricht in der Hand hatte, daß die Insel eingenommen worden sei. — Dem Spielunwesen wurde erst im Jahr 1825 durch ein Gesetz ein Ende gemacht. —

G. W-r.

Das erste Wappen des neuerstandenen deutschen Reiches wurde, Dank der Umsicht des damaligen Kronprinzen, der Nachwelt überliefert. Es ist ein fußhohes Wappenschild mit dem Reichsadler, welches in aller Eile in der Nacht zum 18. Januar 1871 im Hauptquartier zu Versailles angefertigt wurde, um die rothe Sammetportiere zu schmücken, durch welche die Spiegellallee im Versailler Schlosse von dem aufstoßenden Saale bei dem feierlichen Akt der Kaiserproklamation geschieden werden sollte. Die Anregung war vom deutschen Kronprinzen ausgegangen. Graf Harrach hatte schnell die Zeichnung geliefert, ein Landwehrmann, der Kaufmann Magnus aus Berlin, nutzte seine Geschicklichkeit in Buchbinderarbeiten aus, schnitt und klebte, und eine französische Putzmacherin nähte und garnirte mit Perlen. Schon das Austreiben des zum Wappenbilde erforderlichen Goldbrokates, des farbenrichtigen Sammets, sowie der an Stelle der Steine auf die Krone gehefteten Perlen war nicht mühelos ge-

wesen. Als nach der Kaiserproklamation der Saal geräumt wurde, war es abermals der deutsche Kronprinz, welcher die Reliquien des ewig denkwürdigen historischen Aktes barg, und durch ihn kam dieses erste Reichswappen in das Hohenzollernmuseum. Der hohe Herr hatte eigenhändig folgende Bemerkung hinzugefügt: „Dieser von Sammet ausgechnittene und auf Goldstoff aufgesetzte Adler mit der ähnlich gefertigten Kaiserkrone wurde in der Eile im Hauptquartier zu Versailles angefertigt, und war bei der Proklamation Seiner Majestät des Königs von Preußen als deutscher Kaiser am 18. Januar 1871 in der Salle des glaces des Schlosses zu Versailles auf der Draperie hinter den Stufen befestigt, auf welchen Seine Majestät in jenem feierlichen Augenblick stand. Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“ Darunter steht nochmals mit Blaustift geschrieben: „Gefertigt und benutzt in Versailles am 18. Januar 1871.“

G. K.

Verdienst. — Ein Marineoffizier Namens Turgot ersuchte einmal den allmächtigen Minister Ludwig's XV., den Herzog von Choiseul, für seine Beförderung beim Könige zu wirken. Choiseul bemerkte, es sei sehr schwer, dem Könige gänzlich unbekanntem Namen zu nennen und fragte schließlich Turgot: „Kennen Sie denn gar Niemanden in Versailles?“

„Nein — doch ja! den Hofgärtner Richard!“

„Gut,“ meinte der Minister, „Ihre Sache ist in Ordnung.“ —

Noch denselben Abend äußerte der König beim Souper sein Wohlgefallen über eine besonders gelungene Pastete. Choiseul erzählte nun seinem Monarchen, der Hofgärtner Richard habe das Rezept dazu gegeben, welches ihm wiederum ein Marineoffizier Seiner Majestät, ein gewisser Turgot, geliefert habe. — Am nächsten Tage stellte Choiseul Turgot dann dem Könige persönlich vor und bat um eine Beförderung für ihn.

Als der König den Namen Turgot hörte, sagte er sofort sehr freundlich: „Sie sind mir als ein Mann von Verdiensten bekannt, Sie sollen befördert werden.“

Und bereits am nächsten Tage erhielt er seine Ernennung.

G. W.—r.

Christliche Kultusstätten — an Ort und Stelle heidnisch. — Der Reisende in Deutschlands schönsten Gegenden,

im Harz, in Thüringen, im Schwarzwald u. s. w. hat häufig Gelegenheit, den Geschmack des einstigen katholischen Klerus zu bewundern, denn, sind überhaupt Klöster vorhanden, so darf man sicher sein, sie an den schönsten Punkten zu finden. In Wahrheit nun gebührt aber der Preis nicht den alten Mönchen und Nekten, sondern vielmehr unseren heidnischen Vorfahren, denn die Kirche suchte sich bei Gründung von Klöstern und Stiften in älterer Zeit gerade solche Oertlichkeiten aus, welche in altgermanischer Heidenzeit hochheilige Plätze waren. Man vergleiche hierzu die Thatfache, daß z. B. das Domstift Jechaburg an der altheidnischen Kultusstätte Frauenberg, das Kloster Ohrdruf unter der Kultusstätte Hüneburg, das Stift Peterberg bei Halle a. d. S. auf einer altheidnischen Donarkultstätte, Kloster Wenthausen unter der Roßtrappe an den „sieben Bornen“ gegründet sind, sowie die nachfolgende Stelle aus dem Briefe des Papstes Gregor des Großen an den Abt Melitus (601), welcher zur Unterstützung des Bischofs Augustin zu den Angelsn gesandt war: „Man soll die heidnischen Tempeln des Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder in denselben; dann soll man die Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und dort Reliquien niederlegen, denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen in Häuser des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß, wenn das Volk selbst seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrthum ablegt, den wahren Gott anerkennt und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einsindet. Und weil sie zu Ehren der Dämonen viel Ochsen zu schlachten pflegen, so soll auch dies in eine Art Fest verwandelt werden: Am Tage der Weihe oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen herum, die aus jenen Tempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und ein kirchliches Fest begehen. Dann opfern sie nicht dem Teufel die Ochsen, sondern tödten die Thiere bei ihrem Schmause Gott zu Ehren; denn wenn ihnen äußerlich einige Freuden zugestanden werden, so werden sie sich zu den innerlichen Freuden leichter gewöhnen.“

Dr. A. B.

Edles Wort einer Todeskandidatin. — Man erzählt, Anna Boleyn hätte am Tage ihrer Hinrichtung an Heinrich VIII., ihren

bisherigen Gemahl, geschrieben: „Aus einem einfachen Fränlein machten Sie mich zur Marquise, aus der Marquise zur Königin, aus der Königin werden Sie mich nun zu einer Seligen machen. Ich danke Ihnen jedesmal, so oft Sie mich erhoben; ich danke Ihnen auch heute.“

—dn—

Merkwürdiger Zufall. — Im Louvre zu Paris befindet sich eine Sammlung verschiedener Gegenstände, welche Napoleon I. gehörten, u. A. auch ein Geographieheft. Die letzten Worte, welche der große Korsik als Schüler hineingeschrieben, lauten: „Helena, eine kleine Insel im Atlantischen Ocean!“ G. W.—r.

Schöner Trost. — Der berühmte Romanschriftsteller Alexander Dumas, der Verfasser des „Monte Christo,“ hatte so viele Schulden, daß er sich schließlich vor seinen Gläubigern verstecken mußte. Ein hartnäckiger Gläubiger entdeckte jedoch seinen Schlupfwinkel und stand plötzlich vor dem nicht wenig erstaunten Schriftsteller. Er verlangte von Dumas für sein Guthaben einen Wechsel und reichte dem Dichter zu diesem Zwecke ein bereits gestempeltes, bis auf das Accept ausgefülltes Formular. Dumas unterschrieb kaltblütig, dann überreichte er dem beneidenswerthen Gläubiger das Ding mit den Worten: „Welche Zaubermacht besitzt doch meine Unterschrift. Vor wenigen Minuten hatte dieses Stempelpapier noch einen Werth von sechs Sous; nachdem ich meinen Namen darunter gezeichnet, ist es — keinen Heller mehr werth!“

G. W.—r.

— x —

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

Belletristische Erscheinungen aus dem Verlage der **Union
Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin und
Leipzig:

Die
Erzählungen des Schiffsarztes
und andere Novellen

von

Hugo Rosenthal-Bonin.

Preis elegant broschiert M. 4.50.

Der liebenswürdige und feine Erzähler bietet hier in seinem neuesten Buche eine Reihe von Novellen, deren jede dem Leser durch die lebendige Handlung und charakteristische Schilderung der Schauplätze hohen Genuß bereiten wird.

Dichtungen

von

Maria Janitschek.

Legenden und Geschichten. Preis M. 2.—

Im Kampf um die Zukunft. Preis M. 1.50.

Irdische und unirdische Träume. Preis M. 2.—

Verzaubert. Preis M. 1.50.

Maria Janitschek ist eine Dichterin von hervorragender Begabung. Ihre Dichtungen tragen alle den Stempel ausgeprägter Originalität und feiner, tiefer Empfindung.

☪ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ☪

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Spemanns
Schachkästlein
des guten Rats.

6. vielfach vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit 54 Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 5 Mark.

Das „Schachkästlein des guten Rats“ ist aus dem Gedanken entstanden, alle jene Kenntnisse zu sammeln und systematisch darzustellen, die das tägliche Leben, insbesondere das Leben der deutschen Familie erfordert. Inwieweit dies dem Herausgeber gelungen ist, möge daran ersehen werden, daß nach kurzer Zeit fünf Auflagen vergriffen waren und die Verlagshandlung zur Herausgabe einer sechsten schreiten mußte. Diese erfuhr eine wesentliche Umarbeitung und Vermehrung, so daß das Buch den Charakter einer ganz neuen Erscheinung trägt. Der Inhalt des Buches gliedert sich in die Abteilungen: Unser Haus. — Die Gesundheit. — Die Haushaltung. — Am Schreibtisch. — Unsere Tiere als Hausfreunde. — Der Hausgarten. — Die gute Lebensart. — Erziehung und Berufswahl. — Unser Recht. — Spiele — und umfaßt 2337 Nummern. Ein Register läßt das Gesuchte ohne jede Mühe finden. Jedem Empfänger dieses Buches wird damit Freude bereitet werden.

☞ Du haben in den meisten Buchhandlungen. ☞



3 9015 01907 9766

Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illustriert von **Fritz Bergen.**

⇒ **Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pfennig.** ⇐

Mit einer illustrierten Ausgabe der Werke **Ottilie Wildermuths** kommen wir einem oft ausgesprochenen Wunsche großer Leserkreise entgegen. Die Nachfrage nach den gemüthvollen Schriften der geachteten Verfasserin bewies uns längst, wie nahe sie in ihren Erzählungen und Schilderungen dem Empfinden und Denken unsres Volkes kommt. Man hat sie einen Apostel der Zufriedenheit genannt. Die Art, in welcher sie bald mit erquickendem Humor, bald mit tiefem Ernst ihre Mission, vor allem am Frauengemüth erfüllt, wird niemals veralten und ihr die Herzen jederzeit gewinnen. Viele ihrer Erzählungen, besonders die feinen humoristischen Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens zu Anfang und in der Mitte des Jahrhunderts haben manche charakteristische Gestalt aus der damaligen Gesellschaft der Vergessenheit entrisen und bieten neben dem literarischen Reiz ein kulturhistorisches Interesse, das die Zeit nur erhöhen kann.

Diese Gesichtspunkte waren es, welche uns bewogen, eine illustrierte Ausgabe zu veranstalten. Entsprechend den im besten Sinne realistischen Schilderungen hat der Künstler Landschaften, Kostüme, Details streng nach der Wirklichkeit wiedergegeben und hierzu sich mit Land und Leuten auf längeren, eigens zu diesem Zwecke unternommenen Studienreisen bekannt gemacht, so daß wir dem deutschen Hause ein einheitliches Werk von hohem Werte darbieten können. Künstlerische ersten Ranges ergänzt das Wort der edlen Frau, die — solange der Sinn für fromme Sitte, herzzerreißenden Humor und edle Frauentugend, der Sinn für die Eigenart deutscher Dämme unter uns lebt — der Frauenwelt lieb bleiben wird.

Um es jedermann zu ermöglichen, sich auf bequeme Weise in den Besitz von **Ottilie Wildermuths** Schriften zu setzen, erscheinen die Lieferungen in Zwischenräumen

— von ca. 14 Tagen —

zum Preise von je 40 Pfennig. Die 75 Lieferungen umfassende illustrierte Ausgabe wird enthalten:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Erster und zweiter Teil. — **Aus dem Frauenleben.** Erster und zweiter Teil. — **Lebenskräusel.** — **Die Heimat der Frau.** — **Im Tageslicht.** — **Zur Dämmerstunde.** — **Auguste.** **Beim Lampenlicht.** — **Perlen aus dem Sande.**

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf **Ottilie Wildermuths** Gesammelte Werke entgegen. Wir laden zur Subscription hiermit freundlichst ein.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

